



Friedrich Schiller.

Nach dem Gemälde von Ludovike v. Simanowiz.

Gemalt in Ludwigsburg 1793—94.

Katalog Nr. 400.

Mit 23.



Ludwigsburger

Geschichtsblätter.

Rathausbücherei
Zählerliste Nr. 25

IV.

Bürgermeisteramt
Ludwigsburg

Herausgegeben

vom

Historischen Verein für Ludwigsburg und Umgegend.



Schriftleitung:

E. Belschner, Oberpräzeptor in Ludwigsburg.



Ludwigsburg.

In Kommission bei der J. Aigner'schen Hofbuchhandlung.

1905.



☞ Alle Rechte vorbehalten. ☞



Das königl. Schloß zu Ludwigsburg.

Zum zweihundertsten Gedenktag der Grundsteinlegung.

Von L. Belschner.

Der dreißigjährige Krieg, der die gesegneten Fluren unserer Heimat von einem Ende bis zum andern in eine Wüstenei verwandelt, die Wohnplätze in Schutt und Asche gelegt und die Entwicklung Deutschlands auf allen Gebieten für lange Zeit zum Stillstand gebracht hatte, war vorüber. Die niedergebeugten Gemüther des deutschen Volkes fingen an sich langsam wieder aufzurichten. Mut und Schaffensfreudigkeit kehrten allmählich zurück, und schon blühte da und dort wieder neues Leben aus den Ruinen empor.

Da brachen, gerade ein Menschenalter, nachdem der große Krieg sein Ende erreicht hatte, die Horden des französischen Königs Ludwigs XIV, vernichtenden Gewitterstürmen ähnlich, über Süddeutschland herein, um aufs neue die schwersten Heimsuchungen über unsere Gaue heraufzubeschwören.

In dieser schweren Zeit trat Eberhard Ludwig, ein sechzehnjähriger Jüngling, die Regierung unseres württembergischen Vaterlandes an (1693). Ausgestattet mit trefflichen Gaben des Körpers und des Geistes, ein Muster höfischer Erziehung und Bildung, ein glänzender Kavalier, ritterlich, liebenswürdig und leutselig: so steht sein Jugendbild vor unsern Augen. Die Seele des jungen Fürsten glüht von treuer deutscher Vaterlandsliebe; aus ihr entspringt sein kriegerischer Eifer, der noch bedeutend gesteigert wird von seinem hochstrebenden Ehrgeiz, mit dem er durch glänzende Taten auf dem Schlachtfelde den Ruhm an seinen Namen zu heften bemüht ist.

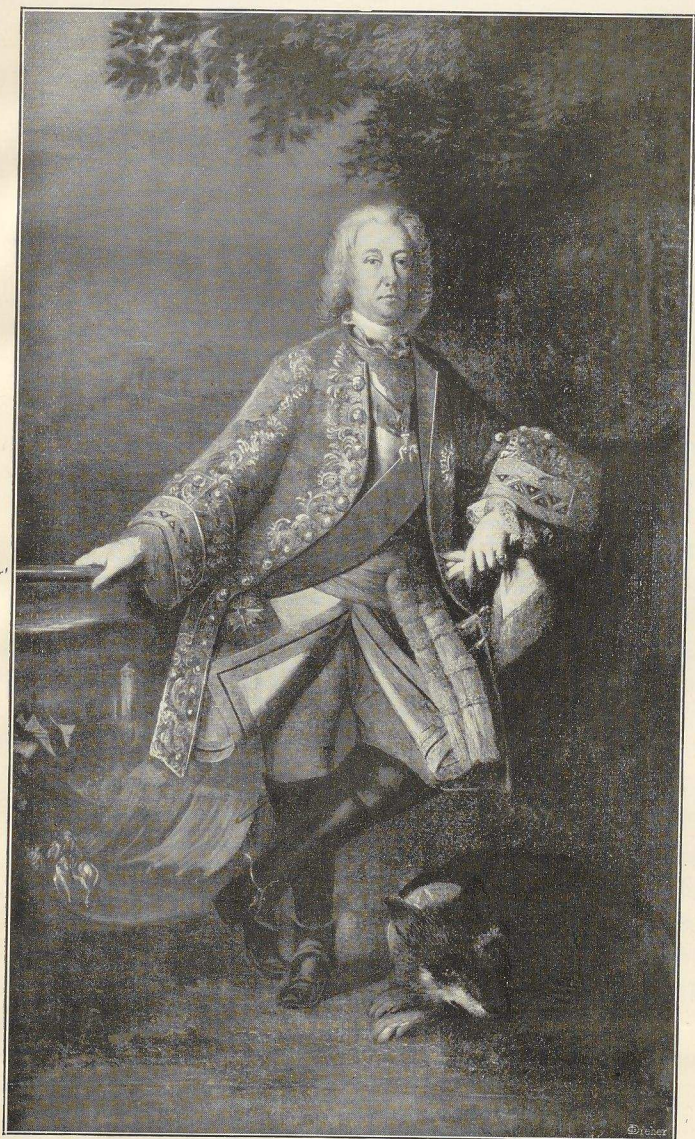
Wenn die Waffen ruhen, dann lockt ihn vor allem das edle Waidwerk. Denn nicht umsonst hat er die Hirschhörner als Wappen von seinen erlauchten Vorfahren ererbt und (1702) einen Jagdorden

gestiftet. Ein Jagdgrund aber ist ihm vor allen andern lieb und vertraut, und so oft sich die Waidmannslust in ihm regt, sucht er ihn auf. Es ist der Erlachhof, einst ein wertvolles Eigentum des Klosters Bebenhausen und zu seiner Zeit ein ertragreicher Besitz des Kirchenguts, an derselben Stelle, auf der sich heute das Residenzschloß mit seinen zahlreichen Gebäuden erhebt. Was ihn nach diesem Orte hinzog, das war nicht nur der reiche Wildstand, sondern auch die schöne Lage des Hofes, dessen Nordrand gegen ein anmutiges Seitental des Neckars steil abfiel. Was ihn hier fesselte, das war der liebliche Gesang der Nachtigallen, an dem der naturfrohe Jüngling so großes Gefallen fand, daß er sich nicht selten unter einem Zelt im Freien sein Nachtlager bereiten ließ, um ihn in unmittelbarer Nähe genießen zu können.

Was Wunder, wenn wir den jungen Herzog bald von dem Wunsche beseelt finden, an dieser Stelle ein Schloß zu besitzen. Sehen wir doch in ihm einen Fürsten aus dem Zeitalter Ludwigs XIV vor uns, der neben der Liebe zur Jagd auch die Lust am Bauen unter den erblichen Eigenschaften seines erlauchten Geschlechts überkommen hat. Verschiedene kleinere Bauten, die der Herzog für sich und seine zahlreichen Jagdgäste hier hatte errichten lassen, erwiesen sich als unzureichend. Sie verschwanden ebenso rasch, als sie entstanden waren.

Im Jahre 1703 aber entschloß sich Eberhard Ludwig, etwas Bleibendes an ihre Stelle zu setzen. Der Landbaudirektor Professor Jenisch in Stuttgart wurde beauftragt, für ein massives dreistockiges Schloßgebäude mit Wassergraben und Zugbrücke einen Plan auszuarbeiten, der nach damaliger Übung sofort in einem Modell dargestellt wurde. Noch im Jahre 1703 ließ Eberhard Ludwig mit den Vorarbeiten beginnen; im folgenden Jahre, am 7. Mai 1704, fand die Feier der Grundsteinlegung unter persönlicher Teilnahme des Herzogs statt. Gleichzeitig wurden die Dekonomie- und Wohngebäude des Hofes abgebrochen und auf den nahen Fuchshof verlegt. Kurz darauf verließ Eberhard Ludwig dem im Bau begriffenen „Fürstenbau“ — dies sollte anfänglich die Benennung seiner neuen Schöpfung werden — den Namen „Ludwigsburg“.

Dem noch ganz in der Bauart der Renaissance ausgearbeiteten Plane des Professors Jenisch gehört jedoch nur das Erdgeschloß mit



Eberhard Ludwig.

seinen wuchtigen Quadern an. Während des großen Kriegs war nämlich in Italien, Frankreich und Holland der Barockstil an die Stelle der Renaissance getreten und hatte bald auch seinen Weg nach Deutschland gefunden. Dem Herzog, der durch seine Reisen und Kriegszüge auf die neue Bauart aufmerksam geworden zu sein scheint, legte sich nun, während an seiner „Ludwigsburg“ gebaut wurde, die Frage nahe, ob er bei dieser nicht auch zu der neuen Bauweise übergehen solle. Ein Ingenieurleutnant, Johann Friedrich Nette, der sich unter seinen Offizieren befand, wurde ihm als ein Baumeister bezeichnet, der mit dem neuen Stil wohl vertraut sei. Einige Entwürfe, die Nette dem Herzog für das Ludwigsburger Schloßbauwesen ausarbeitete, führten im Frühling des Jahres 1707 zu seiner Anstellung als Oberbaudirektor, während Jenisch von der übernommenen Aufgabe zurücktrat. Nette führte jedoch nicht den Titel seines Amtes, sondern nach damaliger Sitte einen militärischen, erst den eines Hauptmanns und später den eines Majors und Oberstleutnants.

Woher Nette stammte, läßt sich nicht nachweisen; bis jetzt sind alle Nachforschungen über seine Herkunft erfolglos gewesen. Nur soviel ist bekannt, daß der Name Nette in Hannover heute noch vorkommt. Wahrscheinlich hatte Nette selbst Gründe, seine Vergangenheit nicht zu entschleiern. War er doch, wie man gelegentlich eines Streites zwischen Frhr. Forstner v. Dambenoy, dem Vorstand der Ludwigsburger Baudeputation, und ihm erfährt, in seiner Jugend eine Zeit lang Tanzmeister gewesen. Die Vornamen Nettes (Johann Friedrich) und die zahlreichen Berichte von seiner Hand, die sich unter den Schloßbauakten befinden, kennzeichnen ihn jedenfalls als einen Mann deutscher Abstammung. Wo er seine Ausbildung genossen hat, kann ebensowenig nachgewiesen werden, wie seine Herkunft. Da er jedoch in seinem um 1710 zu Augsburg erschienenen Kupferwerk „Adeliche Land- und Lusthäuser nach modernem Gout“ bei mehreren Entwürfen ausdrücklich beifügt, daß sie in „holländischer Art“ ausgeführt seien, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß er, wie viele andere deutsche Baumeister jener Zeit, in Holland, am Sitze des europäischen Handels, wo die Baukunst damals in reicher Blüte stand, seine Schule durchgemacht haben wird.

Will man Nettos Leistungen gerecht beurteilen, so darf man nicht vergessen, daß er bei der Uebnahme der Leitung des hiesigen Bauwesens das unterste Stockwerk „der Ludwigsburg“ schon in fertigem Zustand antraf. Am Grundriß des Gebäudes konnte von ihm somit nichts mehr geändert werden. Auch die Steine zum zweiten Stockwerk fand er schon zugerichtet. So kam es, daß auch dieses massiv ausgeführt wurde.

Um aber dem Gebäude dennoch das Gepräge der neuen Kunstform aufzudrücken, entfernte er am untern Stockwerk die nüchternen Fensterverdachungen, um sie für das oberste Stockwerk zu verwenden und setzte an ihre Stelle jene grinsenden Fratzen, die für das Kunstempfinden ihrer Entstehungszeit so bezeichnend sind. In der Absicht, den Bau zu gliedern und die weiten ebenen Flächen zu beleben, führte Nettes durch die zwei oberen Stockwerke zu beiden Seiten der Mittelfenster glatte korinthische Wandpfeiler empor, über denen sich das Hauptgesims verkröpft, um einer von den Figuren der „Zeit, der Fama und des Renommés“ unschwebten Kartusche mit dem Wappen und dem Namenszug des Herzogs Raum zu geben. Wurde oben gesagt, daß das zweite Stockwerk des Schlosses in massiver Bauart zur Ausführung kam, so suchte der Künstler diesen Eindruck durchaus zu verwischen; er ließ sämtliche glatte Flächen verputzen, so daß die beiden oberen Stockwerke ganz in Fachwerk ausgeführt zu sein scheinen. An den Fensterverdachungen des Mittelstocks kamen die üppigsten Formen zur Verwendung. Für das Dach wurde die Plattform des ursprünglichen Renaissance-Planes beibehalten, wahrscheinlich, weil die Figuren (Diana, Flora, Apollo, Bellona) und die „Kriegsarmaturen“, welche die Attika krönen sollten, von Hofbildhauer Seb. Zimmermann zum Teil schon vollendet, jedenfalls aber in Arbeit waren. Ein freier Spielraum, seine Kunst zu zeigen, ward dem Baumeister zunächst nur in der Anlage und Ausgestaltung der gewölbten Unterfahrt auf der Hofseite gewährt. Diese gehört denn auch mit ihren eigentümlichen Säulenordnungen, mit der Freude an Vorsprüngen, Rücksprüngen, Verkröpfungen und mit ihren eigenartigen Vasen ganz dem Barockstil an, während also das Gebäude selbst den Uebergang von der Renaissance zum Barock darstellt. Als bald nach Vollendung des Baus das Dach erneuert werden mußte (1719), setzte Frisoni der

Plattform einen turmartigen Aufbau mit einem doppelten Walm-Mansarddach auf, wodurch der ursprüngliche Renaissancecharakter des Schlosses noch mehr verwischt wurde.

In gleichem Maße, wie der Schloßbau an Höhe zunahm, gewannen auch die Bauplane des Herzogs an Umfang. Der Fürstenbau erhielt eine Ergänzung durch zwei große Flügelbauten, die rechts und links durch Bogengalerien mit ihm in Verbindung traten. Es sind dies der Riesen- und der Ordenssaalbau, an die sich später eine ganze Folge weiterer Gebäude anschließen sollte. Daneben war Nette auf einen wirkungsvollen Abschluß der Schaufseite des Schlosses bedacht. Indem er an den Enden der Verbindungsgalerien reizende Pavillone anfügte, gelang es ihm, der Nordseite eine geradezu überwältigende Macht des Ausdrucks zu verleihen. Wenn man bedenkt, daß damals die Planie noch nicht vorhanden war, daß sich also die ganze Gebäudereihe unmittelbar über dem Talabsturz erhob, an dem der Baumeister einen bezaubernden Stufengarten anlegte, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie großartig ursprünglich die architektonischen Reize und die malerische Schönheit der ganzen Schloßanlage von hier aus gewirkt haben müssen.

Und betrat man das Innere des Schlosses, das um 1712 vollendet war, so konnte man sich nicht satt sehen an den reizvollen, glänzenden Räumen, welche die erfinderische Kunst und die ungebundene Erfindungskraft der damaligen Zeit mit ihren reichen Mitteln aufs wundervollste ausgestattet hatte. Welche verblüffende Fülle von Figuren und Formen beherbergen allein die beiden Verbindungsgalerien zwischen dem Fürstenbau und den Eckpavillonen! Und mit wie viel Feinheit des Geschmacks sind nicht die prunkvollen Kabinette dieser Pavillone selbst ausgestattet! — Nette starb schon 1714 auf einer Studienreise zu Nancy, die er im Auftrage des Herzogs, wahrscheinlich um sich für die geplante Schloßkapelle neue Anschauungen zu verschaffen, unternommen hatte.

Unter den Künstlern, die er aus Prag, das in jenen Tagen für einen der glänzendsten Mittelpunkte deutscher Baukunst galt, zur Ausschmückung des Schlosses herangezogen hatte, befand sich auch der italienische Stukkateur Donato Giuseppe Frisoni. Dieser sollte nach Nettes Tode das hiesige Bauwesen weiterführen und vollenden. Nachdem er zum Zweck seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach

Frankreich unternommen hatte, wurde ihm 1715 die Bauleitung übertragen. Sein erstes Werk war die Schloßkapelle, zu der ihm Nette noch einen vorläufigen Plan hinterlassen zu haben scheint. Als sie nach siebenjähriger Bauzeit vollendet war, wurde sie am 31. Oktober 1723 zur allgemeinen Freude der hiesigen Bewohner unter glänzenden Festlichkeiten eingeweiht.

Frisoni berief bald nach seiner Anstellung seinen Schwesterjohn Paolo Netti nach Ludwigsburg, der von jetzt an sämtliche Bauten als Unternehmer ausführte. Damit war einem ganzen Heere von Italienern der Weg nach Ludwigsburg geebnet. Bald sehen wir denn auch gegen 600 Angehörige dieses Volkes am Schloßbau beschäftigt. Die Gründe für diese Bevorzugung seiner Landsleute durch den Baumeister dürfen nicht ausschließlich in der natürlichen Vorliebe für die eigenen Volksgenossen gesucht werden. Sie entsprangen vielmehr in gleichem Maße aus Frisonis künstlerischer Richtung. Im Gegensatz zu Nette, der ein Anhänger der holländisch-norddeutschen Barockkunst war, wurzelte Frisoni mit seinem Kunstempfinden ganz im italienisch-süddeutschen Barockstil, der um jene Zeit in München und Prag zu hoher Blüte gelangt war. Gefälliger Schwung und heitere Leichtigkeit sind die Kennzeichen dieser Bauweise. In ihr führte Frisoni der Reihe nach die beiden Kavalierebauten, den Festsaalbau, das Theater und die Ordenskapelle aus.

Je großartiger und prächtiger sich aber das Leben am Hofe gestaltete, desto weniger genügte der Alte Hauptbau für dessen Bedürfnisse. Im Jahre 1724 entschloß sich Eberhard Ludwig dem alten einen Neuen Hauptbau von 150 m Länge entgegenzustellen, der durch Verbindungsgalerien mit den älteren Bauten in Zusammenhang gebracht wurde. Das Ansteigen des südlich gelegenen Geländes brachte es mit sich, daß das Erdgeschoß in das Erdreich tief eingeschnitten werden mußte. Daher läßt sich die Gartenseite des Schlosses trotz der gewaltigen Ausdehnung in ihrer Wirkung in keiner Weise mit der Nordseite des Alten Hauptbaus vergleichen. Dem überwältigenden Ausdruck des Alten Baus hat sie nur ihre behagliche Breite und gemüthliche Ruhe entgegenzusetzen. Der Hofseite dagegen verleiht außer der vollen Höhe die schwungvoll entworfene Unterfahrt, an die sich rechts und links schöne Lauben anschließen, einen großartigen Zug.

Mit dem Neuen Hauptbau hatte das Schloß seinen Abschluß erreicht. Im Lauf von dreißig Jahren war eine der umfangreichsten und sehenswürdigsten Schloßanlagen im Barockstil entstanden, deren 16 Gebäude mit ihren 452 Gelassen sich um drei unter sich verbundene Höfe gruppieren.

Die Architektur, die in jenen Tagen zu einer großen Herrscherin geworden war, machte sich jedoch nicht nur die äußere Form und die innere Ausstattung der Gebäude untertan, sie übte auch eine fast unumschränkte Macht über deren Umgebung aus. Die sich an das Schloß anschließenden Gärten mußten sich in ihrer ganzen Anlage der Gliederung der Gebäude anbequemen. Schnurgerade waren demgemäß die Linien, welche die damalige Gartenkunst zog, so daß sie das Auge bis zu ihrem Ende verfolgen konnte. Die Baulinien des Schlosses wurden sozusagen in den angeschlossenen Gärten fortgesetzt: den Höfen des Gebäudes entsprachen die freien Rasenflächen und Blumenplätze, den Wänden die Terrassen, Balustraden und die scharf beschnittenen Burbaumhecken. Zum Abschluß der großartig gedachten und mit Anwendung großer Maße durchgeführten Anlage verlangte der Kunstgeschmack jener Zeit einen Wald. Um die schöne Lindenallee, die Herzog Eberhard Ludwig genau in der Mittelachse des Schlosses gegen Süden ziehen ließ, stilgerecht abzuschließen, ordnete er die Anpflanzung des kleinen Waldes an, den wir heute unter dem Namen Salonwald kennen. Im Norden des Schlosses war man einer solchen Mühe überhoben. Dort befand sich seit alten Zeiten der sogenannte Pfaffenwald, den man in einen schönen Park umwandelte. Schon 1708 wurde dort an einer überaus glücklich gewählten Stelle mit dem Bau des reizenden Favoritenschlößchens begonnen, das der Schauplatz für Hoffestlichkeiten in engerem Kreise werden sollte. Der vielbewunderte Plan dieses Kunstwerkes stammt ebenfalls von dem Baumeister Nette, während die Ausführung größtenteils Frisoni zufiel. Die Aenderung, die der letztere an dem ursprünglichen Entwürfe vornahm, beschränkt sich wahrscheinlich auf die welsche Haube, die er den vier Ecktürmchen aufsetzte; mit ihnen ist jedoch ein fremdes Element in den sonst so einheitlichen Bau hineingetragen worden. —

Zweihundert Jahre sind verflossen, seit der hiesige Schloßbau begonnen wurde. Was haben die Schloßräume in dieser Zeit nicht

alles gesehen! Welch' großartige Feste! Wie viel berühmte Gäste! Welch' erschütternde Ereignisse! Wie oft ist das Schicksal unseres Volkes aus diesen Mauern hervorgegangen! Wir könnten vom Besuch Prinz Eugens, des edlen Ritters erzählen, der als einer der ersten Gäste im Schlosse geweiht hat. Wir könnten an die Thaten einer Grävenitz, fluchbeladenen Ungedenkens, erinnern. Sollen wir die großartigen Festlichkeiten schildern, die anlässlich des Besuchs Friedrich Wilhelms I und seines damals 18 Jahre alten Kronprinzen, des nachmaligen Friedrichs des Großen, hier stattfanden? Sollen wir die Verödung beklagen, die an diesem Ort der Luft und des Vergnügens einzog, als sein Erbauer die Augen im Tode geschlossen hatte? Oder sollen wir von dem überraschenden Hingang seines Nachfolgers Karl Alexander berichten, über den die Sagen in unserem Volke immer noch nicht verstummt sind? Wo könnten wir enden, wenn wir die Glanzzeit des Schlosses unter Herzog Karl darstellen wollten, die Zeit, in der die Geburtsfeste des Herrschers in ununterbrochener Folge 8—14 Tage lang unter Teilnahme von fürstlichen Gästen und einer adeligen Schar, die aus halb Europa hier zusammengelommen war, mit einer ans Märchenhafte grenzenden Pracht gefeiert wurden? Wo man Feuerwerke abbrannte, die ein ganzes Vermögen verschlangen; wo man im mittleren Schloßhof nur für wenige Tage einen großen „Palast der Pracht“ aufschlug, in dem der „Sieg des Liebesgottes“ wie eine Szene aus einer andern Welt über die Bretter ging, während wenige Tage nachher auf demselben Platz zwei ganze Ochsen am Spieß gebraten und nebst rotem und weißem Wein unter das Volk verteilt wurden; Feste, bei denen der Herzog in der von einer Million Lampen erleuchteten Orangerie in weniger als fünf Minuten für 50 000 Taler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen verteilte? Was wäre nicht alles über das von Herzog Karl erbaute, längst wieder verschwundene Opernhaus zu berichten, wo ein Tomelli, der einstige Kapellmeister der Peterskirche zu Rom, seinen Dirigentenstab über einem Orchester schwang, das sich aus lauter namhaften, zum Teil hochberühmten Künstlern zusammensetzte; wo neben den hervorragendsten Sängern und Sängerinnen ihrer Zeit ein Bestris, der „Tanzgott von Paris“, einen Gehalt verdiente, der größer war, als die Zivilliste manches Fürsten!

Aber in derselben Zeit sehen wir auch den frommen Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser, der sich weigert, zur Einführung neuer ungerechter Steuern seine ehrliche Hand zu bieten, ins Schloß treten. Im Vorzimmer des Herzogs, wo man ihn eine Zeit lang warten läßt, spricht er sich selbst mit den Worten:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen,

Mut zu, um für den ungnädigen Empfang, der seiner wartet, gewappnet zu sein. Vor den Fürsten gerufen, kündigt ihm dieser seine Gefangensetzung an, und sofort wird der unerfrockene Mann, weil er es gewagt hatte, die Pflicht höher zu schätzen, als die Gnade des Fürsten, unter grausamer Behandlung wie der schwerste Verbrecher auf den Hohentwiel abgeführt.

Dann tauchen vor unsern Blicken — und dies ist eines der wenigen Lichtbilder aus jener Zeit — neun zwölfjährige Knaben auf, die nichts Geringeres als eine Audienz beim Herzog nachzusehen ins Schloß gekommen sind. Johann Heinrich Dannecker, der Sohn eines herzoglichen Reitknechts, hat sie zu diesem Schritt ermutigt. Der Herzog hat vor wenigen Tagen seinem Vater einen Antrag gemacht, eines seiner Kinder in die Militär- und Kunstpflanzschule auf der Solitude aufzunehmen. Dieser aber lehnt, im Hintergrund des Anerbietens schon die Muskete auf der Schulter seines Sohnes erblickend, die Gnade des Fürsten ab. Der Knabe aber bringt mit Ungeflüm in seine Eltern und bittet sie, ihn auf die Solitude ziehen zu lassen. Zimmerarrest ist die Wirkung. In eine Kammer zu ebener Erde eingesperrt, begeistert der Knabe vom Fenster aus seine Schulkameraden zu dem gleichen Entschluß, springt auf die Straße und erscheint mit ihnen im Schloß, wo eben ein Volksfest, das Eierlesen, den ganzen Hof im Freien versammelt hat. Hier tragen sie einem Diener ihr Anliegen vor; der Herzog wird davon unterrichtet und tritt sogleich selbst unter die kleine Schar, um sie zu mustern. Schon am folgenden Tag befindet sich Dannecker, vom Vater unmutig entlassen, von der Mutter mit wehmütigen Sorgen begleitet, mit zweien seiner Freunde auf der Solitude. Der Triumph des Kindes aber ist zugleich ein Triumph für die vaterländische Kunst. Denn aus diesem Knaben ist der

große bildende Künstler geworden, dessen Ruhm weit über des Vaterlandes Grenzen reicht, und der eben das Schloß, in dem sein Schicksal sich so freundlich gewendet hat, mit vielen herrlichen Werken seines Geistes und seiner Hand ausgeschmückt hat.

Der ihm hiezu Gelegenheit gab, war Württembergs erster König, Friedrich. Er war auch nach langer Zeit der erste, der in dem verödeten Schloß wieder etwas Dauerndes geschaffen hat. Er ließ den Neuen Hauptbau im Innern ganz im Empirestil umgestalten, so, wie wir ihn heute noch sehen. Sein eigenstes Werk aber, das ganz den Stempel seines Geistes und seiner Zeit trägt, sind die herrlichen englischen Anlagen, ein wahrer Zauberwald, den der kunstsinige schaffensfreudige König aus einem toten, unwirklichen Steinbruch zu üppig grünendem, blühendem Leben erweckt hat.

Niemals hat das Schloß bedeutungsvollere Tage gesehen als in diesem Zeitalter. Am 2. Oktober 1805 traf Napoleon I nachts 11 Uhr hier ein, um den Kurfürsten seinem Willen und seinen Plänen dienstbar zu machen. In dem Zimmer des Alten Hauptbaus, das heutzutage die Bezeichnung Nr. 190 trägt, fand am folgenden Tage bei verschlossenen Türen jene 4—5stündige Besprechung zwischen den beiden Herrschern statt, die über das fernere Schicksal Württembergs entschied. „Für mich oder wider mich!“ — das war die Entscheidung, vor die der Franzosenkaiser schließlich den Kurfürsten stellte, nachdem er alle Künste seiner Beredsamkeit erschöpft hatte. Friedrich fügt sich dem Zwang der Verhältnisse und noch am 3. Oktober geht die Kriegserklärung Napoleons an Oesterreich aus dem Schlosse ab. Drei Monate später aber glänzt eine Königskrone auf dem Haupte Friedrichs, deren Abbild man bald auch an vielen Stellen des Schlosses prangen sieht. Die warme Zuneigung, die den neuen König an seine Sommerresidenz fesselt, bleibt die alte; nur darin, daß jetzt alles bei Hofe viel vornehmer und förmlicher wird, macht sich die Wirkung der Standeserhöhung des Staatsoberhaupts fühlbar. Wieder folgt jetzt für Ludwigsburg eine Glanzzeit von elf Jahren. Mit dem Tode des Königs erreicht sie ihr Ende. Den toten Herrscher nimmt gleich seinen Vorgängern von Eberhard Ludwig an die stille Fürstengruft unter der Schloßkapelle auf. Friedrichs Gemahlin, Königin Mathilde, behält während

ihrer Witwenjahre dauernd ihren Wohnsitz im Schlosse, und macht dieses zum Ausgangspunkt unzähliger Wohlthaten, die viele sorgenbeladene Herzen mit Freude erfüllen.

Nocheinmal werden dann während dieser Zeit die Räume des Schlosses der Ort, an dem sich ein bedeutsames Stück württembergischer Geschichte abspielt. Als es nach langjährigen heißen Redekämpfen dem hier versammelten Landtag endlich gelingt, gemeinsam mit der Regierung dem Lande eine Verfassung zu geben, da wird der Ordenssaal des Schlosses zur Verkündigungs- und Befräftigungsfeier dieses bedeutenden Ereignisses ausersehen (25. Oktober 1819).

Mit dem Tode der edlen Königin Mathilde (1828) aber er stirbt auch alles Leben im Schlosse und bald kann man an dem schönen Bauwerk die Zeichen der Vernachlässigung wahrnehmen. Zwar bewohnt dann und wann ein Prinz oder eine Prinzessin des königlichen Hauses für ein paar Monate oder auch für einige Jahre einzelne Zimmer, und im Jahr 1849 (23. April bis 3. Juli) sucht König Wilhelm I in den friedlich-stillen Räumen seine Zuflucht. Von da an aber hat sie kein regierender Fürst mehr zu seiner Wohnung gewählt. Und doch ist auch die neueste Zeit nicht ganz spurlos an unserem Schlosse vorübergegangen. Es war ein Glanztag ersten Ranges für das Gebäude, als Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich III (17. August 1872) bei Gelegenheit einer Musterung, die er über das württembergische Armeekorps abhielt, im Marmorsaale des Neuen Hauptbaus mit seinen Generalen speiste, zum Zeichen, daß nun ein großes, mächtiges Reich alle Deutschen umschloß.

In unseren Tagen wird das Schloß wieder von mehreren Mitgliedern der königlichen Familie dauernd bewohnt. Seinen schönsten Tag erlebt es, wie in den Zeiten der edlen Königin Mathilde, jedes Jahr beim Herannahen der fröhlichen Weihnachtszeit, wenn Ihre Majestäten, König Wilhelm II und Königin Charlotte, dort eintreffen, um den Armen der Stadt Ludwigsburg und der Nachbargemeinden eine Weihnachtsfreude zu bereiten.



Die Kunstschätze Ludwigsburgs und seiner Umgebung.

Rede

gehalten bei der Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs
am 25. Februar 1904
im K. Gymnasium zu Ludwigsburg
von Rektor Erbe.

Hochgeehrte Festversammlung.

Am 7. Mai dieses Jahres wird das zweite Jahrhundert zu Ende gehen, seit der erste Stein zur Gründung Ludwigsburgs gelegt worden ist, und dieser Gedenktag wird ohne Zweifel landauf, landab die Frage anregen, ob Ludwigsburg, vom Standpunkte der Gegenwart aus, seine Daseinsberechtigung gegenüber der alten Landeshauptstadt nachzuweisen vermöge. So dürfte es ein zeitgemäßer Gegenstand unserer heutigen Festbetrachtung sein, wenn wir jetzt eben diese Frage, aber mit Beschränkung auf ein Gebiet, das der Kunst, erörtern und überlegen, ob unsere Stadt mit ihrer Umgebung dem Kunstfreunde im Vergleich mit Stuttgart und dessen Nachbarschaft Eigenartiges und Beachtenswertes biete.

Stuttgart und Ludwigsburg sind einander verhältnismäßig sehr nahe, und doch welcher Unterschied, schon in der Lage! Dort ein tief eingeschnittenes Tal mit Seitenbuchten, in die allenthalben Weinberge oder Waldeswipfel hereinragen, und im Umkreise auf mehreren Seiten stundenlange Waldbezirke; hier eine weit-ausgedehnte, beinahe waldlose, durch zahlreiche Dörfer belebte Hochebene, auf der sich der Blick fast überall in weite Fernen verliert.

Noch auffallender aber ist ein anderer Unterschied. Vergebens spähen wir in der Umgegend Stuttgarts aus nach den zahlreichen Burgen, von denen geschichtliche Urkunden und Flurnamen erzählen;

fast umsonst auch nach alten Kirchen und Kunstwerken darinnen: die Stürme des Mittelalters haben hier besonders schrecklich gehaust, so daß zur Zeit der Reformation alle Burgen und mehrere Dörfer spurlos vom Erdboden verschwunden waren.

Ganz anders bei Ludwigsburg. In seiner Umgebung, die wir in einem Umkreis von 8—9 Kilometern, also auf einen Flächenraum von 4—5 Quadratmeilen beschränken, blühte im sechzehnten Jahrhundert eine Anzahl angesehenen Adelsgeschlechter: in Bittenfeld saßen die Herren von Bernhausen, nach ihnen die Herwarde von Bittenfeld; in Hofen und Mühlhausen die von Neuhausen; in Döweil und Alldingen, gegen das Ende des genannten Jahrhunderts auch in Mühlhausen, die Kaltenthaler, die sich im achtzehnten Jahrhundert auch in Ludwigsburg ein stattliches Anwesen, das jetzige Rathaus, erbaut haben; in Hochberg, Hochdorf, Neckarrens und Beihingen die Rothaste von Hohenberg (d. h. Hochberg); auf Harteneck die Herter von Hertneck; in Hoheneck, das damals noch eine Stadt war, die Herren von Späth; auf Altsachsenheim die Grafen von Sachsenheim; bei Schwieberdingen die Rippenburger; in Münchingen das gleichnamige Geschlecht; in Stammheim, Geisingen und Heutingen die Herren von Stammheim, dann deren Erben, die Schertlen von Burtenbach.

Die Wohlhabenheit dieser Herren und ihrer Untertanen bekunden vor allem ihre Burgen und Schlösser, deren Menge gerade in unserem Bezirke erstaunlich war; allein in dem Fünfstelkreise Ludwigsburg, Hofen, Hochdorf standen ihrer zwölf: in Döweil das Schloß und die Holderburg, in Mühlhausen die Engels- und die Heidenburg, in Hofen die Burg und das Schloß, in Alldingen das Schloß und das Schloßlein; ferner die einzelnen Schlösser Remseck, Hochberg, Bittenfeld und Hochdorf. Dazu kamen ansehnliche Rath- und Wohnhäuser und ehrwürdige, im Inneren mit Kunstwerken geschmückte Kirchen — das meiste aus spätgotischer Zeit überkommen (wie die mit Recht sehr hochgeschätzte Eglosheimer Kirche), einiges aber auch in frühgotischer Bauart oder im Stil der Renaissance ausgeführt; an die romanische Zeit erinnern nur noch einzelne Ueberbleibsel.

Aus diesem heiteren Kranze von Städten, Dörfern und Herren-

sigen, die in der gedachten Zeit das Lange Feld unisäumten, haben die Kriege des siebzehnten Jahrhunderts allerdings manches schöne Blatt hinweggerissen. Die Burgen von Mühlhausen, Hofen, Remseck, Harteneck und Hoheneck wurden zerstört; die meisten Herrengeschlechter starben aus oder verarmten, worauf ihre Stammsitze zum Theil in Bauernhäuser verwandelt wurden. Auch die Kirchen erlitten mancherlei Beschädigungen oder entstellende Umwandlungen, und ihr Schmuck wurde teilweise verschleudert oder im Unverstande zerstört. Gar manches Wertvolle ist aber doch auf die Gegenwart gekommen.

Mit den Schätzen der Baukunst, der Bildhauerei und der Malerei, die noch erhalten sind, können wir uns aufs angenehmste bekannt machen, wenn wir an schönen Frühlings- oder Herbsttagen Ausflüge in die Umgegend unternehmen, die uns auch manche ungeahnte landwirtschaftliche Schönheiten enthüllen werden.

Unser **erster Ausflug** möge dem südwestlichen Bezirke mit Stammheim, Münchingen, Schwieberdingen und Markgröningen gelten.

Das Stammheimer Schloß, das die letzten Herren von Stammheim durch den berühmten Baumeister Heinrich Schickhard entwerfen ließen, bietet mit seinen einfachen, aber gefälligen Formen das Muster eines bescheidenen Herrenhauses vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Anspruchslos ist auch die Stammheimer Kirche, der man deutlich ansteht, wie sie allmählich aus einer Kapelle herausgewachsen ist; doch ist der Chor beachtenswert. Eine Erinnerung an den alten Ortsadel bilden darin mehrere nicht schlecht ausgeführte Grabsteine, auf denen eigentümlicherweise nur Frauen abgebildet sind, während die Denkmäler der Männer außer der Umschrift bloß das Geschlechtswappen aufweisen.

Reichlicher ist unsere Ausbeute in Münchingen, Schwieberdingen und Markgröningen, die je ein halbes Stündchen von einander entfernt sind.

An den altherwürdigen Gotteshäusern dieser Ortschaften kommt uns besonders deutlich zum Bewußtsein, daß die um die Kirche angelegten alten Friedhöfe zugleich kleine Festungen waren, die den Bewohnern in Zeiten äußerster Not eine letzte Zuflucht boten. In Schwieberdingen bildet den Ausgang zu diesem Friedhof noch jetzt ein Tor mit gedeckter Treppe; auch ist dort an

der Umfassungsmauer der Wehrgang zu einem guten Stücke erhalten. Trutziglich schauen die festgefügteten Türme der drei Kirchen ins Land hinaus; der von Münchingen unverkennbar romanischen Ursprungs, die anderen gotisch, aber in ihren oberen Theilen, nicht gerade mit Glück, umgebaut.

An den Innenwänden dieser Kirchen stehen aus Stein gemeißelte lebensgroße Grabfiguren, teilweise von wirklichem Kunstwert; in Münchingen sind es Angehörige des münchingischen, in Schwieberdingen des nippenburgischen Geschlechts. Aufmerksame Betrachtung verdient in Schwieberdingen auch eine marmorne Grabplatte, die einer Frau von Kieppur und ihren Kindern gewidmet ist, ein Sakramenthäuschen und eine holzgeschnitzte Kreuzigungsgruppe. Was in der Marktgröninger Stadtkirche hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit fesselt, sind zwei zierliche Seitenkapellen mit je einer ansprechenden weiblichen Gestalt.

Schlösser stehen in Münchingen noch zwei: eines, mit rundem Treppenturm, aus dem Mittelalter, das andere aus dem vorletzten Jahrhundert; das Schwieberdinger und das Marktgröninger Schloß haben ihr herrschaftliches Wesen abgestreift. Sehenswürdigkeiten dagegen sind in Münchingen und in Marktgröningen noch einige Holzbauten, insbesondere die hochgiebligen Rathhäuser; in Marktgröningen außerdem die Reste der frühgotischen Spitalkirche, die leider mit Ausnahme der Chorwände und des noch älteren Turmes der Verstandnislosigkeit vergangener Zeiten zum Opfer gefallen ist.

Wer auf dem Rückweg nach Ludwigsburg noch einen Blick in die in mancher Beziehung merkwürdige Asperger Kirche wirft, findet dort außer dem wortreichen Grabstein des Generals Rieger schön geschnitzte Emporen Säulen und Stuckarbeiten, namentlich an der Kanzel, die, wie Paulus treffend bemerkt, den Stil Michelangelos wiedergeben.

Mit einem **Frühlingsgang** in den reizenden **Rotenackerwald** läßt sich verbinden ein Besuch der denkmalreichen Grabkirche von Unterriexingen und der Ruine von Altsachsenheim bei Bissingen. Die erstere liegt freilich außerhalb des Kreises, den wir uns gezogen haben; die letztere empfiehlt sich der Beachtung als Beispiel eines Burgstalls, d. h. einer Burg, die aus einem

einzigem, in gewaltigen Quadern ausgeführten Steinblocke besteht, der schon durch die ungeheure, hier zehn Fuß betragende Dicke seiner Mauern einem Angriffe fast unüberwindliche Hindernisse bereitetete.

Nicht anstrengend ist unsere **dritte Entdeckungsfahrt**, die uns nach Marbach, Beihingen und Geisingen führen soll.

Was sich in Marbach auf Schiller bezieht, auch der Denkmalbrunnen vor seinem Geburtshause, ist bekannt. Lohnend ist ferner die äußere Betrachtung des gotischen Chors der Stadtkirche, der mit seiner Umgebung ein stimmungsvolles Bild abgibt, und der bei dem malerischen Obertor erbauten Wendelinskapelle mit ihren viereckigen, theils gepaarten, theils gedreiten gotischen Fenstern.

Das Beste aber, was Marbach aus alter Zeit zu bieten hat, ist die jenseits des Strenzelsbachs im alten Friedhof stehende Alexanderkirche, eines der schönsten Bauwerke der spätgotischen Zeit. In den reinsten Maßverhältnissen gehalten hebt sie sich leicht und schlank empor; wunderbar fein aus Stein gemeißelt ist innen die Kanzel; auch das Chorgestühl ist reich verziert. Der Geschichtsfreund findet im Chore Malereien und Inschriften, die sich auf ein während des bekannten Pfälzer Kriegs in der Nähe vorgefallenes Treffen und dessen Opfer beziehen. Rührend ist die lateinische Inschrift, die dem im Jahre 1689 gestorbenen Arzte J. H. Miller auf seinem beim Altar in den Boden eingelassenen Grabstein gesetzt worden ist:

Mortem fugavi medicus, morte ispe recumbo;

At facta ad vitam est mors medicina mihi.

Der ich als Arzt den Tod überwand, bin selbst ihm erlegen;

Doch eine Lebenssarznei ward mir vom Tode gereicht.

Gehen wir von Marbach neckarabwärts, so winkt uns bald von felsiger Höhe der massige Bau der Beihinger Kirche. Ihr Inneres dürfen wir nicht unbefichtigt lassen, denn fünf Geschlechter, die nach einander hier gehaust haben, sind da durch Denkmäler vertreten: die Nothafte, die Herren von Freiberg, von Hallwyl, von Breitenbach und von Gemmingen. Gut gearbeitet und wohl erhalten ist namentlich das lebensgroße Steinbild eines Herrn von Breitenbach und seiner Gemahlin.

Zu beiden Seiten der Straße, die durch Beihingen führt und teilweise von unheimlich hohen Mauern eingeschlossen ist, stehen die

zwei Wehinger Schlösser; das untere, jüngere, ein einfacher Renaissancebau, das obere, das in die romanische Zeit zurückreicht, eine Hofburg, wie wir sie uns nicht bezeichnender wünschen können. Der viereckige, von hohen Gebäuden umschlossene Hof mit dem plätschernden Rohrbrunnen, auf dem ein Löwe dem Eintretenden das Wappen des Besitzers entgegenhält; darüber ein von Geißblatt umspinnener Laubengang; dazu ein vollständiger Wehrgang und ein Verlies mit noch benützbarem Gaspel: das alles verjagt unsere Einbildungskraft weit, weit zurück in die Zeit der Hohenstaufen, aus der wenigstens ein Teil dessen stammt, was wir heutzutage vor Augen haben.

Unser nächstes Ziel ist Geisingen, wo es abermals zwei Schlösser und eine Begräbniskirche zu sehen gibt. Von den Schlössern ist freilich nur noch die Anlage bemerkenswert, sofern das eine an steilem Abhang, das andere in feuchtem Wiesental erbaut ist; ein Prachtstück der Bildhauerkunst dagegen besitzt die schmucke Kirche des Dorfes in dem marmornen Denkmal des Ritters Hans von Stammheim und seiner Gemahlin. Die stattlichen Gestalten heben sich kräftig von schwarzem Grunde ab; die Verzierungen der Rüstung des Edelmanns sind vergoldet. Eine tüchtige Arbeit ist auch die durch die Orgel etwas verdunkelte Darstellung des Ritters Wolf von Stammheim.

Beim Heimweg, der uns durch Heutingsheim führt, haben wir noch Gelegenheit, in den sehr geräumigen Hof des sonst einfachen und schmucklosen dortigen Schlosses zu blicken und uns in der Kirche den eigenartigen, von einem geschickten Meister herrührenden Kanzelträger zeigen zu lassen: die steinerne Gestalt eines knieenden Männleins, das sich mit der einen Hand auf den Boden stützt, mit der anderen den Kanzelstock hält.

Bei unserem vierten **Punftgang**, der uns ziemlich weit nach Osten führen und mit Döweil und Hochberg, Bittensfeld, Hochdorf und Poppenweiler bekannt machen soll, müssen wir etwas kräftig auslangen, da wir hier bloß auf unsere Beine angewiesen sind.

In Döweil und Hochberg beschäftigen uns die Schlösser, die beide aus alten Burgstätten entstanden sind; noch heißt deshalb bezeichnenderweise beiderseits der älteste Teil „der Turm“. An diese Türme wurden dann, um 1600, geräumigere Neubauten angegeschlossen. Deutlich erkennt man dies noch bei Döweil, dessen „Turm“ ja aus

weiter Ferne sichtbar ist. Hier sind auch die zwei Mauerringe gut erhalten; die einstige Breite des inneren Grabens ist noch leicht erkennbar. Lesenswert ist wegen ihres altertümlich-biedereren Inhalts und ihrer Schreibweise eine auf die Erweiterung des Schlosses bezügliche Gedächtnistafel, die jetzt neben dem äußeren Tore eingemauert ist:

Als Man . . . zelt Ein Tauffent Jar,
Fünfhundert Neunzig Fünf, nemt war,
Hab ich, Cristopf von Kaltenthal,
Für Mich und Meine Erben all
Dis Thor, wie es hie Stet, Fundirt,
An Kunst und Arbeit lustig Birt,
Erbauen zu eim Monument
Der Kaltenthaler, wie sie guent
Sein Worden Vor Bil Hundert Jarn,
Als Man in Thurnirn hat Erfarn.
Gott Geb in Sie Bil Glick und Freid
Und Dort die Ware Seligkeit.

Im Hochberger Schloß waren bis zu ihrem Aussterben im 16. Jahrhundert die Nothafte von Hohenberg ansässig, die uns von Beihingen her bekannt sind. Sie hatten ihre Hauptgruft in der dortigen alten Kirche; sieben mit Vollfiguren geschmückte Grabsteine, von denen jedenfalls drei künstlerischen Wert besitzen, haben in der neuen Kirche Platz gefunden. Großes Aufsehen erregte beim Abbruch der alten Kirche die Entdeckung, daß die unter ihr beigelegten Leichen sich fast unverfehrt erhalten hatten. Staunend betrachteten die Nachgeborenen die ans Licht zurückgekehrten Nacken, deren gewaltig entwickelte Muskeln von einer beinahe riesigen Kraft Zeugnis ablegten. Noch heute knüpfen sich an die Erwähnung dieses Fundes Gespräche, deren Inhalt sich mit den Gedanken deckt, die Fritz von Stolberg in den schönen Versen ausgedrückt hat:

Das Herz im Leibe tut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.

Ich greife gleich nach Schwert und Speer,
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer;
Ich lege traurig ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand.

Des Panzers und des Helmes Wucht,
Der Schild mit tiefgewölbter Bucht,
Des scharfen Weiles langer Schaft
Zeugt von der Väter Riesenkraft.

Von Hochberg erreichen wir nach Uebersteigung einer mäßigen Höhe das Tal des vielgewundenen Zipfelbachs, in dessen unterem Teile die wohlhabend aussehenden Dörfer Bittensfeld und Hochdorf liegen, ersteres als die Heimat von Schillers Vater und als Stammsitz der Herwarte von Bittensfeld bekannt. An den dortigen Schlössern ist freilich nicht viel zu sehen: das bittensfeldische ist im vorigen Jahrhundert abgebrannt, und die Bauernhäuser, die auf den Grundmauern errichtet worden sind, haben kein schloßartiges Aussehen mehr; das in Hochdorf, das jetzt als Rat- und Schulhaus verwendet wird, zeichnet sich immerhin durch Länge und Höhe aus. Dagegen überragt burgartig das ganze Bittensfeld die dortige in kräftigen Formen ausgeführte Kirche mit ihrem ummauerten alten Friedhofe. Enttäuscht finden wir uns in ihrem Inneren durch ein in der Oberamtsbeschreibung erwähntes Bild des Ritters Jerg von Bernhausen; fein ausgeführt hingegen ist eine größere Bildhauerarbeit von 1606, die die damaligen Familienmitglieder der Herwarte anbetend zu den Füßen des Kreuzes darstellt.

Was uns schließlich noch nach Poppenweiler hinauflockt, ist die Kunde, daß von den uralten Bildern, mit denen ursprünglich alle Wände der dortigen Kirche bedeckt waren, mehrere in sinnreicher Weise erneuert worden sind. Bisher hat man alte Gemälde, die aufgefrißt werden sollten, übermalt, so daß das Urbild verloren ging; hier sind neue Bilder hergestellt und so über die alten gespannt worden, daß der Beschauer im Stande ist, sie wegzunehmen und zu beurteilen, ob das neue Kunstwerk der Vorlage entspricht oder nicht. In der Kirche selbst sind auf diese Weise zwei Bilder erneut worden: Mariä Hingang und zwei nicht näher gekennzeichnete Heilige; in der Vorhalle von ursprünglich vierzehn oder sechzehn zwölf: ritterliche Gestalten auf verschiedenartigen, teilweise rätselhaften Tieren sitzend und paarweise gegen einander anrennend, je eine auf weißem und eine auf schwarzem Grunde; die richtige Deutung dürfte sein, daß da ein Kampf der Haupttugenden mit den Hauptlastern versinnbildlicht werden sollte.

Am schönsten und dankbarsten wird sich unsere fünfte und letzte **Wanderung**, nach dem südöstlichen Teile unseres Umkreises, gestalten.

Wir fahren mit der Bahn nach Zuffenhausen. Die zwei

schönen neuen Kirchen dieses großartigen Dorfes haben meine verehrten Zuhörer wohl schon in Augenschein genommen; aber auch die — ebenfalls festungsartig angelegte — alte Kirche besitzt ein Kleinod, das freilich erst vor kurzem wieder zu Ehren gekommen ist: ein mit lebhaften Farben auf Goldgrund gemaltes Bild der Kreuzigung aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die Behandlung des Gegenstands erinnert uns sofort an Albrecht Dürer und die alt-schwäbischen Meister. Die Züge des Herrn, der Maria und des Johannes sind eher herb als anmutig, aber dem Leben abgelauſcht und ungemein sorgfältig ausgeführt; der Gesichtsausdruck des Erlösers hat unverkennbare Ähnlichkeit mit dem der herrlichen Kreuzigungsgruppe hinter der Stuttgarter Leonhardskirche.

Ueber Zazenhausen, dem freundlichen Feuerbachtale folgend, erreichen wir in einer Stunde Mühlhausen, das, wie ehemals zwei Burgen, so jetzt (neben einem neueren Schlosse) zwei Kirchen besitzt, die Pfarr- oder Walpurgiskirche und die weit ältere Weitskirche. Die Pfarrkirche ist eines Besuches wert wegen einer wohl gelungenen Bildhauerarbeit, die einen Ritter Mary von Neuhausen darstellt, und dreier Gemälde, von denen zwei altdeutsch scheinen.

Die größte Sehenswürdigkeit unseres ganzen Bezirks aber ist die Weitskirche, die, so wie sie jetzt aussieht, im vierzehnten Jahrhundert hergestellt und dann verschwenderisch mit Kunstwerken ausgestattet worden ist. Wände, Decken und Emporen sind durch Malereien verschönt. Aus Holz geschnitzt sind der Hochaltar und zwei Seitenaltäre, ferner eine mit zarter Empfindung gearbeitete Gruppe der trauernden Maria mit Magdalena und Johannes. Dazu kommen gute Steinmetzarbeiten: lebensgroße Figuren mehrerer Herren von Kaltenthal. Die Perle des Ganzen ist aber leider in jüngster Zeit verschwunden: drei große Holztafeln mit den auf Goldgrund gemalten Gestalten der Heiligen Veit, Wenzel und Sigismund, Werke von Prager Künstlern des vierzehnten Jahrhunderts. Der Stifter, Reinhard von Mühlhausen, der als Lehensmann Kaiser Karls IV. Bürger des goldnen Prags geworden war, glaubte der Treue gegen seinen Lehensherrn keinen besseren Ausdruck geben zu können, als indem er die Hauptheiligen der Tschechen auf schwäbischen Boden verpflanzte. Jetzt sind diese Bilder, wie so viele andere, nach Stuttgart gewandert, so daß wir, sie vermissend, unwillkürlich in Justinus

Kerners Klaglied auf die aus den Kirchen weggebrachten altdeutschen Gemälde einstimmen:

Weggeschleppt aus frommen Hallen
Ist's euch heimatlos und bang,
Und es kann euch nicht gefallen,
Wo nicht Duft und Orgelklang.

Hört ihr ferner Dome Läuten?
O, wie trauernd seht ihr aus!
Ja, euch ist's wie kranken Bräuten
Fern vom lieben Mutterhaus.

Seht, an manchen üpp'gen Stellen,
Hoch auf Bergen, tief im Tal
Winken freundliche Kapellen,
Doch im Innern sind sie kahl.

Kommt und füllt verlass'ne Mauern,
Oh' der letzte Stein vergeht,
Und der Winde kaltes Schauern
Durch der Heil'gen Asche weht.

Füllt die Nischen, die Altäre,
Deckt die weißgetünchte Wand,
Und der Künstler find' und ehre
Euch allwärts im deutschen Land!

Und doch nötigt uns eine genauere Erkundigung, diese Entführung gutzuheißen. Das Schiff der Veitskirche, aus einer uralten Kapelle mit allzugroßer Schonung des Vorhandenen erweitert, ist so lichtarm und feucht, daß die im vorigen Jahrhundert mit großen Kosten wiederhergestellten Wandgemälde schon wieder stark gelitten haben. So stand man vor der Wahl, jene drei Tafeln entweder hier ganz zerfallen zu lassen oder sie an einem geeigneteren Orte in Sicherheit zu bringen.

Doch kehren wir zu unserem Ausfluge zurück. Von Mühlhausen kommen wir in einer Viertelstunde nach Hofen hinüber, das sich malerisch am Neckar hinzieht. Die dortige Kirche, von Herzog Karl erbaut, zeigt außen und innen die uns wohlbekannten Barockformen; unser Hauptziel ist die ausgebrannte Burg, von deren Schildwand aus wir einen weiten Ausblick genießen, während sich zwischen ihren Wänden eine reizende Gelegenheit zur Erfrischung bietet.

Die Rückfahrt über den Neckar ruft uns ins Gedächtnis zurück, daß vor nahezu hundert Jahren Uhl and eben hier über den Neckar gesetzt ist und dabei das schwermütige Lied „Auf der Ueberfahrt“

gedichtet hat, das mit den Worten beginnt: „Ueber diesen Strom vor Jahren bin ich schon einmal gefahren. Hier die Burg im Abendschimmer; drüben rauscht das Wehr wie immer.“ Die Burg schaut noch immer ernst auf den Fluß herab; das Wehr jedoch und die alte, von Grün eingefasste Mühle haben einem großartigen, aber gar nicht dichterischen Fabrikgebäude weichen müssen.

Von Mühlhausen setzen wir unseren Marsch fort nach Alldingen wo wir mit Fug sagen können: Ende gut, alles gut.

Beim Eingang in das Dorf tritt uns das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Schloß entgegen, das recht vornehm mit breitem Altan gegen den Neckar vorspringt, wieder ein Werk der Herren von Kaltenthal; in der Kirche aber überrascht uns eine ganze Reihe kunstvoller Standbilder von Angehörigen derselben Familie: beides neue Beweise ebensowohl des Reichthums als des Kunstsinnes dieses jetzt ausgestorbenen Rittergeschlechts. So dichterisch freilich wie der oben (bei Dshweil) erwähnte Christoph von Kaltenthal war der Erbauer des Alldinger Schlosses, Heinrich von Kaltenthal, nicht veranlagt; sehr werktätlich lautet die von ihm verfasste Inschrift, die wir über einer vermauerten spitzbogigen Türe (neben dem vor etwa 150 Jahren angelegten jetzigen Haupteingange) bemerken. Nach längerem Raten — denn die Buchstaben sind sonderbar verschnörkelt — lesen wir:

Anno Domini

1580

Hab ich Hainrich
von kaltenthal das ha
us von Grund vff anhe
ben zu bauen. Gott bhuts.

Damit hätten wir unsere kunstgeschichtliche Rundreise beendigt, deren Ergebnis wir wohl berechtigt sind in dem Urtheil zusammenzufassen, daß nicht leicht in Deutschland ein gleich großer Bezirk ausfindig zu machen ist, der sich so vieler und so eigenartiger Kunstwerke rühmen könnte.

Aber noch fehlt uns ein Mittelpunkt dieses Kreises.

Viele Jahrhunderte lang bildete diesen der das ganze Gebiet hoch überschauende Asperg; in uralten Zeiten als Herrscheritz und als Stätte der Götterverehrung, später wenigstens als Wohnort mächtiger Grafen. Als aber mit dem Beginne der Neuzeit der

ehrwürdige Berg in eine starke Festung verwandelt wurde und weiterhin mehr und mehr die traurige Bedeutung eines großen Staatsgefängnisses erhielt: da war die umliegende Landschaft lange gewissermaßen verwaist, bis ihr mit einem Male in Ludwigsburg ein neuer, glänzender Borort erstand, wohl geeignet, wie in Verwaltung und Regierung, so auch in Sachen der Kunst die Führung zu übernehmen. Man hat die Veitskirche in Mühlhausen eine Schatzkammer mittelalterlicher Kunst genannt, und sie ist es einigermaßen noch immer; Ludwigsburg wurde in kurzer Zeit und ist bis zu einem gewissen Grade noch heutzutage ein Museum des Barockstils.

Es war dies im vollen Sinne des Wortes noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als die Stadt noch von einer Mauer umgeben war, als man noch nicht die unförmliche Manerfaserne erbaut, noch nicht am Arsenal und an zahlreichen Bürgerhäusern stilwidrige Verschlimmbesserungen vorgenommen hatte. Damals war alles, Schloß, Kirchen, öffentliche und Wohngebäude aus einem Gusse und in schmuckem Zustande, so daß Ludwigsburg den Vergleich mit den anderen südwestdeutschen Barockstädten, Mannheim, Bruchsal, Karlsruhe und Rastatt, nicht zu scheuen brauchte.

Sieben Tore eröffneten den Zugang; ihres Erbauers Ruhm verkündet noch jetzt an dem prächtig verzierten Stuttgarter und Leonberger Tore eine auf zwei Schilde verteilte lateinische Inschrift dieses Inhalts:

Als Krieg war außer dem Land,
 Im Innern Fried' bestand,
 Hat Wirtembergs Herzog Karl
 Die dritte Hofstadt Ludwigsburg,
 Ihr Schmuck zu geben,
 Den Handel zu beleben,
 Die Kriegsmacht zu stützen,
 Die Bürger zu schützen,
 Allen zu nützen
 Im Umfang vermehrt,
 Mit Mauern bewehrt,
 Mit sieben Thoren beschert

1760.

Vollständig erhalten sind, dank der Fürsorge der Väter unserer Stadt, die Bildwerke des Stuttgarter und des Leonberger Tors; vom Bietigheimer Tor steht wenigstens noch ein Pfeiler;

allen liegen wohl Entwürfe des berühmten akademischen Bildhauers Lejeune zu Grunde.

Auf den Torpfeilern erhoben sich, ursprünglich alle von der Herzogskrone überragt, verzierte Schilde; von diesen zeigte der eine den Namenszug des Herzogs, der andere sein Wappen; auf der Rückseite war die erwähnte Inschrift zu lesen. Eine Aenderung nahm am Stuttgarter und am Bietigheimer Tor König Friedrich vor, indem er, wie an manchen anderen Orten, die Königskrone, das Königswappen und seinen Namenszug anbringen ließ. Schildhalter sind je zwei jugendliche Genien; zu weiterer Ausschmückung dienen Blumengewinde, Waffenstücke und Feldzeichen. Aber welche Mannigfaltigkeit in Anordnung und Darstellung dieser Bestandteile! Das eine Mal tritt der Pflanzenschmuck mehr hervor, das andere Mal das kriegerische Beiwerk; bei dem letzteren waltet wiederum hunte Abwechslung. Die Genien sind theils geflügelt, theils ungeflügelt und alle unbekleidet, außer einem, der sich neckisch eine Sturmhaube aufgesetzt hat. Dieser ist auch der einzige, der auf dem Boden sitzt, während die anderen stehen oder auf allerlei Kriegsgeräte knien oder fast frei in der Luft schweben.

Ganz eigenartig war der Schmuck des Heilbronner Tors, das leider vor kurzem hat abgetragen werden müssen. Hier hatte sich der Künstler zu König Friedrichs Zeit in kühnem Wagemut die Aufgabe gestellt, Kokoschhörner künstlerisch in Stein darzustellen. Und er hat die Aufgabe zu lösen, diesen eigentümlichen Krümmungen Leben und Fülle einzuhauchen gewußt. Blumen und Früchte quellen aus ihren Windungen und Oeffnungen hervor, zwischendurch strebt aufwärts ein Palmbaum, in dessen Zweigen keck stilifizierte Abler die Schwingen regen.

Großartig geplant war der Eingang zum Schloßhofe, dem wir uns nun zuwenden. Auf den Gitterpfeilern sollte der glänzende Empfang des siegreich heimkehrenden Herzogs zur Darstellung kommen. Das Mittelstück bilden zwei hoch aufgebaute Siegeszeichen, an deren Fuß sich je zwei gefesselte Feinde in ohnmächtigem Grimme winden; aber mit fester Hand werden sie von Genien gehalten, deren einer sich rückwärts wendet, um das Mahen des Fürsten anzukündigen, während der andere mit aufsteigendem Zorne die Bande anzieht, um die Unruhe seiner Gefangenen zu zügeln. Auf drei

weiteren Pfeilern, zweien zur Linken und einem zur Rechten, hat der Künstler neben andern gewählten Beutestücken je zwei Kinderfiguren angebracht. Ein Paar ist mit Heerpauken beschäftigt, die der eine Knabe auf seinen Schultern hält, indes der andere des Zeichens gewärtig die Schlegel erhoben hat. Das nächste Kinderpaar ist mit Trompeten ausgestattet; am anmutigsten aber ist das dritte: der eine Knabe hält, zum Blasen bereit, die Flöte an den Mund, der andere schleppt zur Bervollständigung seines Siegeszeichens eine Löwenhaut herbei.

Zur Durchführung ist der schöne Plan freilich nicht gekommen: die Bildwerke, die auf den sieben übrigen Pfeilern stehen oder gestanden sind, hat man offenbar in aller Eile durch die nächsten besten Steinhauer herstellen lassen.

Einen bedeutenden Eindruck machte auch bis 1871 der **Arsenalplatz**. Das Gebäude selbst hatte statt des jetzigen zweiten Stocks Mansarden; in der Mitte des südlichen Flügels befand sich ein hohes Eingangstor; der östliche Flügel war durch zwei Türen zugänglich.

Vor jedem dieser Flügel stehen noch jetzt, freilich nicht mehr in angenehmem Verhältnis zum Ganzen, vier auf Krieg und Kriegswesen bezügliche mythologische Gestalten. Die unheilbringende Wirkung der Waffen versinnbildlicht ein riesiger Polyphem, der in sehnigen Armen schwere Steinblöcke hält, um sie nach dem fliehenden Ulixes zu schleudern und ein unheimlicher, ein Kind verschlingender Saturn; die Heldenkraft der Kriegsmänner dagegen und ihre treue Waffenbrüderschaft einerseits ein Herkules, der, seiner Stärke bewußt, sich an einen Baumstamm lehnt, andererseits sein wackerer Kampfgenosse Jolauß, der sich abmüht, die Stümpfe der geköpften Hydra auszubrennen. Ein weiteres Paar bilden Jupiter und Vulkan; der Vater der Götter schwebt auf seinem Adler, den Donnerkeil schwingend, empor, während der geschäftige Verfertiger dieser furchtbaren Waffe fragend nach ihm hinsteht. Auf den Ausgang des Krieges, Friede oder Untergang, wird endlich hingewiesen durch Merkur, den Herold der Götter, mit dem friedlichen Storch und Pluto, den Herrscher der Unterwelt, mit dem schrecklichen Cerberus. Zu weiterer Belebung der langen Arsenalwände dienten früher, geschickt zwischen die Bildsäulen verteilt, Geschütze verschiedener Art und Pyramiden aus aufgebogenen Kanonenkugeln.

Der große freie Platz vor dem Arsenal war ursprünglich nicht mit Bäumen bepflanzt: so erzielten die auf der Nordseite aufgestellten Siegeszeichen ohne weiteres die gewünschte Wirkung. Sofort erkannte der Beschauer, daß sie auf das Haupttor gerichtet waren, und daß deshalb die zwei mittleren und die zwei äußeren Gruppen sich zu größerer Höhe erhoben. Noch immer sind diese Siegeszeichen Muster zeichnerischen und bildhauerischen Geschicks; ohne sich irgend zu wiederholen haben die Künstler die Forderungen der Reichhaltigkeit und der Einheitlichkeit befriedigt. Den Kern jeder Waffengruppe bildet bald ein Baumstamm, bald ein römisches Rutenbündel; die verschiedensten Formen zeigen die daran befestigten Panzer, Helme und Schilde; dazu kommen in bunter Mischung Feldbinden und Kriegsmäntel, Fahnen und Viktorenstäbe, Schwerter, Speere und Pfeile, Mauerbrecher, Kesselpauken, Kanonen und Geschützfügel. Sogar ein abgehauener Feindeskopf ist beigefügt, und zur äußersten Rechten lugt als Wächter der aufgehäuften Schätze ein Drache hervor.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Arsenalplatz mit seinen vielen Erinnerungen an Krieg und Blutvergießen bildet der **Markt**. Mit seinen Bogengängen, seinen beiden Kirchen, seinem vierröhrigen Brunnen und dem Herzogsbilde darauf, das freilich nicht an den Sieger von Höchstedt, sondern eher an Göthes humoristischen König Andraſon erinnert, machte er, jedenfalls früher, weniger einen großartigen, als einen gemüthlichen, ich möchte sagen behäbigen Eindruck. Die Kirchen sind einfach gehalten; aber auch die alte Garnisonkirche, deren Nüchternheit man so stark zu betonen pflegt, hat edle Formen, die noch mehr zur Geltung kämen, wenn mit kräftigeren Farben nachgeholfen würde. An der Stadtkirche sind bemerkenswert die zum Eintritt einladenden Engelgestalten und die auf den Schnecken knieenden Sinnbilder des Glaubens und der Hoffnung. Geradezu verblüffend ist die Reckheit, mit der in der Mitte des Giebelfeldes die Engel, die das Landeswappen halten, mit dem größten Theil ihrer Gestalt aus dem Stein gehauen sind.

Doch es ist Zeit, daß wir uns den Glanzpunkten Ludwigsburgs, dem **Schloß**, der **Favorite** und **Monrepos**, zuwenden.

Es sind freilich zunächst keine freudigen Erinnerungen, welche diese Prunkbauten in unserer Seele erwecken, denn sie gemahnen uns an die traurigsten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte,

und die Erbauer des Schlosses scheinen es darauf angelegt zu haben, den Uebermut der damaligen Herrscher auch in Stein und Farbe zum Ausdruck zu bringen. Während am Eingang des neuen Schlosses in Stuttgart die Götter der Weisheit und der Stärke Wache halten und von den Gesimsen Sinnbilder der Fürstentugenden, der nützlichen Gewerbe, der Künste und Wissenschaften herniedersehen, grinsen uns von den Fenstern des alten Hauptbaus oder Fürstenbaus am hiesigen Schlosse höhnische Teufelsfräzen entgegen, und die großartige Auffahrt zum neuen Hauptbau hat zum vornehmsten Schmuck mythologische Gruppen, die alle einen Mädchenraub darstellen, die unteren einen mißlungenen, die Verfolgung der Nymphe Syrinx durch Pan und der Jungfrau Daphne durch Apollo, die oberen einen gelungenen, der Drithyia durch Boreas und der Helena durch Theseus. Im Treppenhaus des Fürstenbaus verherrlicht ein farbenprächtiges Deckengemälde den bösen Geist Eberhard Ludwigs, die Landhofmeisterin, indem es sie als Herrin darstellt, der sinnbildlich Herzog und Herzogtum huldigen. Und als dieses böse Weib jählings gefallen war, da konnte es sich der einmal herrschende Uebermut nicht versagen, sie in ihrem Unglück zu verhöhnen: an hervorragenden Stellen der neueren Schloßteile wurde Aeneas dargestellt, wie er die händeringende Dido verläßt, und abermals Dido, wie sie sich mit dem Schwerte durchbohrt, ferner Kleopatra, wie sie ihrer Brust eine Natter nähert.

Im übrigen deuten die Steinfiguren an und auf den Schloßern fast auf nichts hin als auf heiteren Lebensgenuß; daß der Herzog nebenbei auch der oberste Kriegsherr seines Volkes war, wurde da und dort durch Waffengruppen in Erinnerung gebracht.

Nicht weniger als dreimal finden wir am Schlosse die vier Jahreszeiten dargestellt, zweimal auf dem alten, einmal auf dem neuen Hauptbau, jedesmal aber in anderer Auffassung, so daß die Wiederholung, weit entfernt, den Beschauer zu langweilen, ihn durch die darin zu Tage tretende Beweglichkeit der Einbildungskraft besonders ergötzt. Die Musenkünste sind hoch über dem Haupteingang des Neubaus verherrlicht: links spielt Apollo der Muse des Gesanges ein Lied auf der Leier vor; rechts übt ein Dichter mit der Göttin des Schauspiels ein neues Werk ein.

An der Südseite des Schlosses, die früher auf einen viel

größeren See und ein ausgedehntes Jagdgebiet hinauschaute, sollte alles an Wasser, Wiese und Wald erinnern. Die Hauptfiguren auf dem oberen Gesimse sind Perseus und Andromeda, die durch ihn vor einem Seeungeheuer errettet worden ist; rechts und links von ihnen stehen Genien der Jahreszeiten; unten ließen früher zwei Flußgötter aus bauchigen Krügen Wasser in geräumige Muscheln fließen; zwei reizende Gruppen balgender Kinder genießen in vollen Zügen das Vergnügen, sich auf dem grünen Rasen zu tummeln. Dazu gesellen sich Kastor und Pollux als die Beschützer der Jagd, und, damit auch ein tragischer Zug hereinkomme, entdecken wir zum Schlusse den unglücklichen Meleager mit dem Kopfe des kalydonischen Ebers und die um Adonis trauernde Venus.

Steigen wir den Hirschgang hinab, so begrüßen uns in der ersten Halle gewissermaßen als Hausgötter die Gebieter der drei Weltreiche, Jupiter und Ceres, Neptun und die schaumgeborene Venus, Pluto und Proserpina, alle, wie es eben die Art des Barockstils ist, in üppigster Körperbildung dargestellt; ein heiteres Jagdmahl ist der Gegenstand eines Deckengemäldes. In dem Durchgang zur zweiten Halle stehen als Türhüter gewaltige Recken, die wir als Herkules und Theseus in Anspruch nehmen können. Diese Halle selbst, deren Gewölbe von acht kräftigen Männergestalten getragen wird, ist ebenfalls durch Deckenmalereien geschmückt. Das Hauptbild veranschaulicht die Segnungen eines Zustandes, in dem Friede und Eintracht sich küssen: auf der einen Seite wird das Ungetüm des Krieges in die Tiefe gestoßen, auf der anderen ist mit mutwilliger Uebertreibung ausgedrückt, wie in einem solchen Zeitalter die Künstler mit Gold und Genüssen aller Art überschüttet werden oder überschüttet werden sollten.

Am Favouriteischlößchen, das mit seinen leichten, zierlichen Formen einen so wirkungsvollen Gegensatz zu dem großartigen Fürstenbau bildet, befindet sich ein Prachtstück über dem oberen Eingang, zu dem die stattliche Freitreppe hinaufführt, eine Jagdszene. Zur Rechten zielt ein Jäger mit dem Bogen nach dem Wilde, zur Linken erblicken wir eine Frau, die mit der einen Hand ein Waldhorn an die Lippen hält, mit der anderen den ungestüm vorwärts drängenden Bracken an sich preßt.

Den Monrepos-See überschauen zwei schlankgebaute Nym-

phen, durch die Wappen auf ihren Krügen als Nixen des Neckars und des von Asperg her kommenden Mühlbachs gekennzeichnet; in den Ecken des Schlosses treten uns abermals Darstellungen der Jahreszeiten, von Lejeune, entgegen. Befremdend ist zunächst, daß eine unbedeckte Nymphe, die einen Krug leert, Vertreterin des Winters sein soll. Doch wir entsinnen uns, daß die Sonne während des Januars im Zeichen des Wassermanns steht: so hat sich Lejeune bloß die Freiheit genommen, den Wassermann durch eine Wasserfrau zu ersetzen. Derartiges erlaubten sich die damaligen Künstler nicht selten. Auf einem großen Guibalschen Gemälde im Schlosse muß Achill der Raumerparnis halber den Leichnam Hektors am Schweife seines Rosses um Troja schleifen; dem hinkenden Gott der Schmiede auf dem Arsenalplatze ist zur Erhöhung der Deutlichkeit ein Stelzfuß verliehen worden, und eine Göttin des Ueberflusses, die bei der Emichsburg im Gebüsch steht, hat statt der Gaben des Feldes höchst unklassische Hirschgulden in ihrem Körbchen.

Hübsch sind an dem Monrepos-Schlosse auch die auf der Brustwehr stehenden, zum fünften Male die Jahreszeiten verkörpernden Kinderpaare, namentlich die mit köstlicher Laune behandelte Gruppe des Winters.

Einer eingehenden, besonderen Beschäftigung wären die **Vasen** würdig, die uns als Hauptvertreterinnen des Barockstils auf Schritt und Tritt begegnen; es wäre anziehend, zu verfolgen, wie sich ihre Gestalt in den Jahrzehnten, über die sich der Bau und die Ausschmückung der Schlösser und Kirchen hinzog, mehr und mehr verändert hat.

Die schönsten Stücke haben wir im Fürstenbau. Wundervoll sind die zwei großen Vasen auf dem Hauptbalkon, mit dem Namensschild des Herzogs, welchen fein entworfene sinnbildliche Gestalten umgeben. Die fünf Vasen des dortigen Treppenhauses enthalten in lebendiger hochehabener Arbeit Bilder aus dem altrömischen Leben: einen Triumphzug, ein feierliches Opfer, die Geschichte des Mucius Scaevola, des Curtius und der Horatier.

Aber warum halten wir uns so lange in den Vorhöfen auf, statt alsbald ins Innere der Schlösser einzutreten, wo unser die reichsten Kunstgenüsse, Meisterwerke eines Carlo Carlone, Guibal, Lejeune, Foppi, Dannecker, Scheffauer und anderer erwarten? Der

Grund klingt sonderbar und ist doch triftig: weil das, was in den Schlössern unter sorgfältigem Verschlusse steht, im allgemeinen weit bekannter ist als das, woran wir täglich vorübergehen. So hat es kommen können, daß sehr viele der Kunstwerke, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, unbeachtet und ungepflegt gerade jetzt reißend schnell ihrem Untergang entgegenleilen. Die Siegeszeichen auf dem Arsenalplatze sind traurige Trümmer dessen, was sie noch vor zwei Jahren gewesen sind; von den Götter- und Heldenbildern an der Arsenalkaserne ist fast keines unversehrt geblieben. Wie lange wird der schwungvoll dargestellte Polyphem noch seine Steinlast tragen, der aufstrebende Jupiter sich in der Schweben erhalten und seinen Donnerkeil schwingen können? Wir sehen geringschätzig auf die Jahre zurück, in denen man das Lusthaus in Stuttgart in ein geschmackloses Theatergebäude umgewandelt und die Spitalkirche in Markgröningen abgetragen hat. Ich fürchte, man wird nicht viel anders von unserer Zeit urtheilen, wenn so viele Zeugen der früheren Herrlichkeit Ludwigsburgs spurlos verschwinden und nicht wenigstens in guten Zeichnungen, lieber aber in künstlerischen Nachbildungen erhalten werden. Der badische Staat läßt gegenwärtig mit großen Kosten die Barockschlösser in Bruchsal und Rastatt erneuern, sollte Aehnliches bei uns unmöglich sein?

Das Muschel- und Schnörkelwesen des Barockstils war allerdings lange gründlich verachtet; aber eben jetzt beginnt man, diese Stilgattung auch bei uns nicht nur zu verstehen, sondern auch nachzuahmen. Ihre Neigung zu Uebertreibung und Leidenschaftlichkeit, die ihr eigene fortwährende Hervorkehrung nicht nur der Lebensfreude überhaupt, sondern teilweise des grobsinnlichen Lebensgenusses stößt uns allerdings ab, da sie nicht mit unserer ernsteren Auffassung des Lebens und des Fürstenberufes übereinstimmt und zudem, wie schon angedeutet, peinliche Erinnerungen wachruft. Aber die Wunden, welche jene schlimmen Jahrzehnte dem Vaterlande geschlagen haben, sind vernarbt, und jene ganze Zeit liegt so weit hinter uns, daß wir unbefangen über sie urtheilen, und uns des Schönen, das sie neben dem Unerquicklichen unstreitig hervorgebracht hat, aufrichtig freuen können. Kunstwerke ersten Ranges sind hier allerdings nicht sehr viele namhaft zu machen; das meiste hat ja in fliegender Hast gefertigt werden müssen; manches ist ohne Frage sehr minderwertig.

Eigenartig und fesselnd aber ist ein Zug ins Großartige, der sich überall bemerklich macht, ferner die Erfindungsgabe, die Formgewandtheit, mitunter auch der geistreiche Uebermut und die neckische Schalkheit, mit der sich die damaligen Künstler ihrer Aufgabe entledigten.

Eine Besprechung all des Schönen, das namentlich unser Schloß in sich birgt, böte Stoff genug zu einem eigenen, ausführlichen Vortrage; wir begnügen uns, auf zwei Räume hinzuweisen, in denen Kunstwerke sehr verschiedener Zeiten und Richtungen vereinigt sind, Räume, die wohl verdienen, nicht nur flüchtig besehen, sondern immer wieder liebevoll betrachtet und gewürdigt zu werden: die Ahnen- und die Gemälde-Galerie. Jene, eine Veranschaulichung der württembergischen Herzogs- und Königs-geschichte und zugleich der Entwicklung der schwäbischen Malerei seit dem sechzehnten Jahrhundert, bildet ein prächtiges Seitenstück zu den wundervollen Grafenbildern im Chore der Stuttgarter Stiftskirche; die Gemäldegalerie, in der zwar die Niederländer und deren Nachahmer vorwiegen, aber doch auch deutsche, französische und englische Meister vertreten sind, ist reichhaltig genug, um einer Einführung in die Geschichte der Malerei als Grundlage zu dienen.

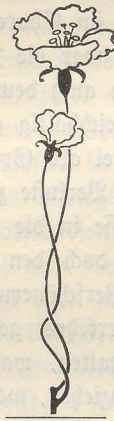
Leider sind auch hier Verluste zu beklagen: einige wertvolle Stücke sind aus dem Schlosse in die Stuttgarter Sammlungen verbracht worden. Möchte es doch den vereinigten Bemühungen des Historischen Vereins, des Verschönerungsvereins und des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs gelingen, hier und im ganzen Bezirk zu retten und zu erhalten, was sich irgend noch retten und erhalten läßt, auch hervorzuziehen, was da und dort noch im Dunkel liegt, damit Ludwigsburg, was es immer noch sein könnte, ein Museum des Barockstils, seine Umgebung ein Kranz von Fundstätten für die Kunst des Mittelalters und der Renaissance bleibe!

An kräftiger Unterstützung wird es solchen Bestrebungen nicht fehlen. Die weise Regierung unseres erhabenen Landesherrn wendet auch der Kunst eine rege Teilnahme zu; unser Ludwigsburg aber erfreut sich seit langen Jahren der besonderen Gnade Seiner Majestät des Königs, der in Gemeinschaft mit seiner hohen Gemahlin fortwährend aufs liebenswürdigste zeigt, wie wert ihm die Stadt und ihre Stiftungen sind. Diese Huld hat er in hervorragender

Weise auch unserem Gymnasium von seiner Gründung an zugewendet: er war Zeuge seiner Einweihung und hat seither zu wiederholten Malen seiner Freude an dessen Gedeihen Ausdruck gegeben.

So schließt sich den Glück- und den Segenswünschen, die heute im ganzen Württemberger Lande zum Himmel emporsteigen, die Stadt Ludwigsburg und besonders unsere Anstalt mit den wärmsten Gefühlen an; aus vollem Herzen stimmen wir ein in das Gebet:

Gott erhalte, schütze und segne Seine Majestät unsern in Ehrfurcht geliebten König!





Eduard Mörike.

Eduard Mörike als lyrischer Dichter.

Rede

gehalten bei der Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs
am 25. Februar 1899

von Professor H. Krockenberger.

Es erscheint mir als eine Dankes- und Ehrenpflicht, dem dichterischen Schaffen eines gottbegnadigten Sängers näherzutreten, der in unserer Stadt vor nicht ganz 100 Jahren ans Licht getreten ist. Ich meine Eduard Mörike, dessen Geburtshaus wir vor drei Jahren mit einem wohlgetroffenen leuchtenden Erzbild schmücken durften.

In einem Vortrag, den ich hier im Kaufmännischen Verein im Jahre 1893 gehalten habe, habe ich den äußeren Lebensgang des Dichters mit einem kürzer gefaßten Ueberblick über seine dichterischen Leistungen auf dem Gebiet der Lyrik und der Erzählung vorgeführt.

Um mich selbst nicht wiederholen zu müssen, und zugleich mehr Zeit für einen tiefer dringenden Einblick in das eigentümliche Wesen der Mörikeschen Individualität als Dichter zu gewinnen, stelle ich nur die unumgänglich notwendigen Data seines äußeren Lebensganges voran, um dann sofort an die von mir gewählte Aufgabe zu gehen, die Darstellung der Eigentümlichkeit Mörikes als Dichter verbunden mit einem Durchblick durch die schönheitgesättigten Gebilde seines Dichtergeistes.

Eduard Mörike ist am 8. September 1804 in Ludwigsburg im Ruoff'schen Haus als Sohn eines Arztes geboren. Hier aufgewachsen bis zu seinem 14. Lebensjahr, in welchem er den Vater verlor, durchlief er nach einem vorübergehenden Aufenthalt im Hause des späteren Consistorial-Präsidenten von Georgii in Stuttgart den ordnungsmäßigen Bildungsgang der evangelischen Theologen Württembergs als Seminarist in Urach und Tübingen. Nach achtjähriger Verwendung auf unständigen geistlichen Stellen 1834 Pfarrer in

Cleverfulzbach im Unterland geworden, war er schon 1843 durch Krankheit, verbunden mit Lähmungserscheinungen, genötigt, aus dem geistlichen Amt auszuscheiden. Nach seiner während eines 7jährigen Aufenthalts in dem sonnigen Mergentheim erfolgten Wiedergenesung erhielt er 1851 als Professor einen Lehrauftrag für Literatur am Königl. Katharinenstift in Stuttgart, wo er sich im gleichen Jahr verheiratete. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor, deren eine mit Mann und Kindern den festlichen Abend der Denkmalsweihe mit uns beging und vielleicht einigen im Gedächtnis geblieben ist. Im Jahr 1866 wurde er in den Ruhestand versetzt, und am 4. Juni 1875 hat den 71jährigen der Tod von seinen Leiden erlöst.

Schon als Mensch darf Eduard Mörike unter den Bevorzugten seines Geschlechtes genannt werden.

Von seiner schönen Mutter hat er den Freibrief mit ins Leben bekommen, der die Herzen öffnet, eine angenehme Gesichtsbildung mit einem seelenvollen Augenpaar, einem beweglichen, ausdrucksvollen Antlitz, von dem Widerschein eines reich bewegten Innern durchgeistigt und gelegentlich von dem wechselnden Spiel der neckischen Geister des Humors und schalkhafter Laune blitzartig beleuchtet.

Der sanfte, oft verträumte, manchmal fast schüchterne und welttscheue Ausdruck der abgrundtiefen Augen, aus denen doch in begeisterter Stunde der Genius leuchtete oder im belebten Gespräch ein lebensfroher Humor siegreich hervorblickte, und sein gemüthvolles Wesen hat darum dem eigentümlichen Menschen eine Anziehungskraft verliehen, der ihm die Herzen ungewollt und ungesucht gewann.

Dem Knaben schon und Jüngling, auf dessen reine Stirne die Musen ihr leuchtendes Siegel gedrückt, kam daher ungesucht die Huldigung der jugendlichen Genossen in einem Maße entgegen, daß er sich denselben eher zu entziehen, als sie an sich zu fesseln suchte.

Und die, die ihm nahe traten, die die reichen Schätze seines Gemüths im vertrauten Umgang kennen gelernt hatten, haben dem Eindruck, den seine Persönlichkeit auf sie machte, einen begeisterten, ja fast schwärmerischen Ausdruck verliehen.

So schreibt der 20jährige Ludwig Bauer, als Professor in Stuttgart 1846 gestorben, der intimste Freund Mörikes während und nach seiner Studienzeit, der mit der dichterischen Welt des

werbenden Dichters am innigsten verflochten war, geradezu von ihm: „Wenn ich an dich gedenke, ist mirs, wie wenn ich in Shakespeare gelesen hätte. Aber dies ist mir lieb, daß nur dann dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen, und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. — Die Poesie des Lebens hat sich mir in dir verkörpert, und Alles, was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von dir an.“

Sein um 4 Jahre jüngerer Landsmann, auch einer von den großen Geistern Ludwigsburgs, David Friedrich Strauß, der unerbittlich scharfe Dialektiker, der Mörike in mancher Beziehung allzu scharf beurteilt und erst in den Tagen des milder gewordenen Alters manches harte Urteil über ihn zurückgenommen und glänzend beichtigt hat, sagt von ihm:

„Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandesmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poesie fehle: im ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poesie gehabt, als mich und: ich liebe ihn, wie ich muß.“

Hermann Kurz, selbst eine liebenswürdige Natur, hat in seinem „Wirtshaus gegenüber“ eine begeisterte Schilderung von ihm entworfen, und der Briefwechsel zwischen ihm und Mörike ist ein sprechender Beleg für die fesselnden Herzens- und Gemüts-Eigenschaften unseres Mörike.

Diese Anziehungskraft hat ihm nicht nur in der Zeit der Blüte seines Lebens und seines wachsenden Ruhms die Freundschaft der edelsten Geister gewonnen, wie z. B. die des Friesen Theodor Storm, den man in mehr als einer Beziehung einen Geistesverwandten Mörikes nennen kann, sondern auch im Alter, als ein ganz anderes Geschlecht herangewachsen war, ist ihm dieser Zauber seiner Persönlichkeit geblieben.

Zahlreiche Schülerinnen und Verehrerinnen suchten seinen liebenswürdigen Umgang, dessen sie sich, wie Theobald Ziegler sagt, oft nur zu sehr und darum nicht eben zu des Dichters eigenem Gewinn erfreuten, indem sie sich von ihm erzählen oder vorlesen und durch seine drollig humoristische Art und seine mimische Begabung manche Stunde erheitern ließen.

Und noch ein klassisches Zeugnis für diese auch im Alter noch fortwirkende Attrattiva hat der leider zu früh verstorbene Interpret Mörikes hinterlassen, der wie kaum ein zweiter in die verborgensten Gründe der Mörikeschen Dichtung eingedrungen ist und darum auch am meisten berufen war, die Umarbeitung des Romans Maler Nolten, die dem sterbenden Dichter unvollendet aus der erkaltenden Hand gefallen war, im Sinn und Geist des Schöpfers abzuschließen und des Toten Werke herauszugeben — Julius Kläiber.

Er schreibt von ihm: „Glücklich, wer ihn in seiner Häuslichkeit hat sehen und genießen dürfen: er bewahrt eine Erinnerung, die ihm treu bleiben wird. Denn da gab er sich ganz in der unbeschreiblich liebenswürdigen Anmut seines herzensguten Wesens. Man konnte es fast vergessen, wie hoch man ihn verehrte, wenn er so lieb war: man mußte ihm von ganzer Seele gut sein, wenn er so traulich auch mit dem jüngeren Mann plauderte, so treuherzig teilnehmend auf alle die kleinen Wünsche und Sorgen einging. Den schlicht bescheidenen Mann umhegte eine stille Würde, die Würde des edeln und lauterer und mit allem Wahren und Schönen und Guten eingestimmten Gemüts. Denn lauter bis auf den Grund der Seele war sein Gemüt, und schon seine Nähe, schon das Bewußtsein seiner Gegenwart wirkte, wie der Anhauch einer reineren Welt. Er gab sich so ganz natürlich, so schlicht und unverkünstelt, so einfach herzlich, und doch, wenn man von ihm ging, hatte man das Gefühl, als wäre man bei einem Weisen der alten Zeit, bei einem jener priesterlichen Sängern gewesen: war man doch bei einem echten vollen Menschen gewesen, dem der Ertrag eines langen, im Element der Schönheit verbrachten Lebens die köstlichste Frucht des Menschengeistes, die milde Weisheit gezeitigt hatte.“

Zieht man von diesen Urteilen den persönlichen Anteil ab, so bleibt immer noch genug übrig, um das Urteil zu rechtfertigen: ein seltener, ein liebenswürdiger, ein edler Charakter war Mörike als Mensch und von der Natur mit der seltenen Gabe ausgerüstet, Liebe und Verehrung in seiner Umgebung zu wecken und sich zu erhalten.

Sa schon als Mensch übt er einen besonderen Zauber aus: bei Mörike aber kann der Mensch kaum vom Dichter getrennt werden.

Aber als Mensch hat er auch seine Schwächen und Mängel, die zum Teil durch seine Vorzüge mitbedingt sind.

Wir dürfen also, wenn wir ein vollständiges, objektives Bild von seinem Charakter gewinnen wollen, die weniger lichtvollen Seiten seines Wesens nicht einfach mit Stillschweigen übergehen.

Im Allgemeinen macht Mörike nirgends den Eindruck eines mannhafsten, zu entschlossener Tat drängenden Charakters. Er ist eine passive, ja zu beschaulichem Quietismus neigende Natur. Er ist nicht freizusprechen von dem Vorwurf, daß er sich selbst zu weich gewesen ist, Anstrengung und ernste Zusammenfassung aller Kräfte zur Erreichung höherer Ziele gescheut hat, ja, daß er es auch seinem unleugbar großen Talent gegenüber am Fleiß, an rastlos schaffender, weiter und höher strebender Energie hat fehlen lassen. Eine träumerische, in eine weltferne Traumwelt mit Vorliebe sich versenkende, unpraktische, oder wie Strauß sagt, weltunfähige Natur hat er offenbar jedes Heraustreten an die Welt der Wirklichkeit als eine Störung seiner, wenn auch innerlich noch so beglückten, doch tatlosen Ruhe empfunden.

Eine so nahe liegende Vergleichung mit dem bereits genannten Norddeutschen Theodor Storm, der in vielen Stücken das norddeutsche Seitenstück zu der süddeutschen Poetennatur Mörikes bildet, fällt in dieser Beziehung — aber auch bloß in dieser Beziehung — sehr zu Ungunsten des Schwaben aus.

Während der Frieße im Laufe seines tätigen Lebens allen Anforderungen seines richterlichen Berufs nachkommt und nur in den Nebenstunden der geliebten Muse dienen kann, dabei aber doch mit unermüdlichem Fleiß eine lange Reihe Dichtungen von stetig steigender Vollendung zu Tage fördert, sind die Gaben der Mörikeschen Muse im Verhältnis zu der ihm fast schrankenlos zu freier Verfügung stehenden Mußezeit langer Jahre überaus karg und spärlich und können lediglich durch ihren inneren Gehalt und ihre Formvollendung mit dem nicht ganz zu unterdrückenden Bedauern ausöhnen, daß ihrer nicht mehr geworden sind, daß der Schaffenstrieb Mörikes trotz günstiger äußerer Bedingungen so selten fruchtbar gewesen und so selten Früchte gezeitigt hat.

Mag der geringe Trieb zum Schaffen zum Teil mit der dem schwäbischen Stamm überhaupt eigentümlichen Schreibträgheit oder mit der Abneigung gegen selbständiges und selbsttätiges Heraus-

treten aus den Schranken des Innenlebens an die Oeffentlichkeit zusammenhängen. Jedenfalls sind wir hier an die nachbarlichen Gebiete und an die Grenzregionen geführt, wo sein Charakter als Mensch in tausend feinen und feinsten Beziehungen mit seinem Charakter als Dichter verwachsen ist. Es sind gar feine, unsichtbare Wurzelsäden, aus denen der eigenartige markvolle Stamm seiner Dichtung zum Licht empornwächst.

Indem wir uns dem Kern unserer Aufgabe nähern, lassen wir uns den Weg zur Lösung derselben von unserem Landsmann David Friedrich Strauß, d. h. durch ein anscheinend recht hartes und strenges Wort desselben weisen.

Bei einem Dichter, dessen Natur-Charakter und dessen Dichtung so viele Rätsel, noch ungelöste Rätsel darbietet, muß man jedem und vollends einem persönlichen Bekannten des Dichters für jede Aeußerung über denselben dankbar sein, selbst wenn letztere nicht ganz stimmen will zu dem Bilde, das aufrichtige, aber vielleicht einseitige Verehrung sich von ihm zurecht gemacht hat.

Ich sage: dankbar sein, weil an die Lösung der oben erwähnten Rätsel die berufene Fachwissenschaft noch so wenig herangetreten, der Briefwechsel Mörikes aber mit allen Papieren im Göthearchiv zu Weimar eingekapselt und von den literaturgeschichtlichen Vorarbeiten nur wenig Brauchbares zu Tage gefördert ist.*)

Damit nun der unabhängige Wert unseres Dichters ebenso wenig durch ungerechte Bekrittelung gedrückt, als durch allzu panegyrisch gehaltene Lobpreisungen, von denen z. B. Kläiber nicht frei ist, in Frage gestellt wird, unterwerfen wir des großen Kritikers Urtheil einer gewissenhaften Prüfung.

Aus Anlaß des im Jahr 1873 erfolgten Ablebens des Dichters Hermann Kurz, dessen Lebens- und Charakterbild ich einem Teil von Ihnen in einem hier gehaltenen Vortrag vorführen durfte, hat Strauß ein Jahr vor seinem eigenen Tod auf seinem Krankenlager die herbklingende Aeußerung getan.

„Die Talente, besonders die poetischen, in Württemberg haben das Eigene, daß sie so gerne im besten Wuchse stecken bleiben. Oder sie bekommen gleichsam die ersten Zähne ganz schön: wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus. Diese

*) Das ist seitdem erfreulicherweise anders geworden.

Talente bringen einen ganz hübschen Vorrat an Kindheits-Eindrücken, Jugenderinnerungen und dergl. mit und, wenn sie ins Alter der ersten Produktion kommen, gelingt es ihnen wohl, jenem mitgebrachten Stoffe eine ansprechende Form zu geben: so Mörike im Maler Nolten und im Schatz, H. Kurz in verschiedenen kleinen Novellen und Schillers Heimatsjahren.

Nun aber haperts: denn es sollte neuer Stoff zur poetischen Gestaltung aufgenommen werden. Es sollten jetzt nicht bloß persönliche, subjektive Erfahrungen, sondern objektive Beobachtungen und Forschungen gemacht werden an Land und Leuten, an Welt und Ereignissen, und diese sollten zu einem zweiten Schub der poetischen Produktion benutzt werden. Allein dergleichen Beobachtungen und Forschungen werden entweder nicht gemacht, weil sich das Talent in ein vereinzeltetes Stillleben einspinnt; oder sie sprechen und regen dasselbe nicht poetisch an. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweise weiter."

Strauß' unbestechlicher Wahrheitsfinn und die kritische Schärfe seines Urtheils trifft offenbar den wunden Punkt der schwäbischen Dichter, und im einzelnen entbehrt es auch nicht eines gewissen Wahrheitskerns. Aber in seiner Ausdehnung auf alle, namentlich auf Mörike müßte dies Urtheil doch wesentlich eingeschränkt werden.

Wohl hat Strauß scheinbar recht, wenn er bei Mörike keinerlei Weiterentwicklung findet, wenn er an einer anderen Stelle den geschichtlichen Sinn an ihm vermißt, und wenn bei letzterem folgerichtig von Aufnahme neuer Anschauungen und Eindrücke aus dem reichen Gebiet der Menschenwelt und Geschichte keine Rede ist.

Aber dieser Mangel hängt bei Mörike mit den in seiner Werdezeit herrschenden Geistesströmungen, der Romantik, den noch nachwirkenden Ideen der großen Revolution und der ihn ganz besonders anziehenden Schelling'schen Philosophie zusammen.

Erst nach vollständiger Ueberwindung jener noch mächtig fortwirkenden Geistesströmungen konnte sich der geschichtliche Sinn unseres Jahrhunderts bilden als Erzeugnis einer unter anderen Bedingungen heranwachsenden und reisenden Entwicklung. Mit weit mehr Recht hätte Strauß als Erklärungsgrund für die fragliche Erscheinung auf dem Gebiet der schwäbischen Dichtung die territoriale Schranke herbeiziehen können.

Für schwäbische Talente war es am Anfang unseres Jahrhunderts schwer und ist es noch heute nicht leicht, über die schwarzen Grenzpfähle hinaus durchzudringen und die im nördlichen Deutschland herrschende Voreingenommenheit gegen süddeutsche Dichter-Individualitäten zu durchbrechen, wenn einer nicht die großartige Energie und die Kraftleistung eines Titanen, wie Schiller, entwickelt, in einem einschneidenden Entschwäbungsprozeß die natürlichen Stammesbedingungen abzustreifen und das unsterbliche Talent in den Dienst des Gesamtvolks zu stellen.

Eine solche Kraftleistung aber ist nicht jedermanns Sache, noch weniger war es die Sache einer so eigenartig ganz auf Innerlichkeit angelegten und so weltfremden Natur wie Mörike.

Aber es kommt hier noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht, den Strauß, wie es scheint, nicht gewürdigt hat.

Wir müssen fragen: wäre nicht vielleicht größere Fruchtbarkeit von Mörike zu erwarten gewesen, wenn gleich sein erstes literarisches Auftreten mehr Beachtung gefunden hätte, wenn der junge Dichter, der gleich mit einer Erstlingsarbeit von so großer Vollendung, wie es der Maler Nolten ist und bleibt, vor das deutsche Volk trat, mehr Anerkennung, mehr Erfolg geerntet hätte?

Es darf hier nicht übersehen werden, was Hermann Kurz in seinem „Wirtshaus gegenüber“ von Mörike sagt:

„Dieser Dichter kann gar nichts schreiben, was nicht vortrefflich ist. Alles verwandelt sich unter seinen Händen in Gold. Aber weil seine Poesie keine Tendenz hat, darum bleibt Mörike seinen Zeitgenossen so fremd. In seinem Vaterland weiß vollends Niemand etwas von ihm. Dieses Land ist das Nazaret von Deutschland: es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn.“

Wenn die Anerkennung weiterer Kreise einem so herrlichen Erstlingswerk gegenüber ausbleibt, das wir ohne Uebertreibung als eine Perle der höheren Erzählungskunst heute noch bezeichnen dürfen, da wird es einem vollends beim Hinblick auf die von Haus aus schon zur Beschaulichkeit neigende und in immer engere Kreise sich einspinneude Natur Mörikes ohne weiteres begreiflich, daß er sich mehr und mehr auf sich selber zurückzog, und dem ersten kühnen Wurf nur mehr spärliche, ja tropfenweise Produktion folgte.

Es muß aber gleich hier schon gesagt werden, daß Strauß

und mit ihm viele andere die poetische Eigenart Mörikes allzu wenig zu verstehen fähig waren, als daß sie hätten hoffen können, sie in einer dem herrschenden Geschmack und der dormaligen Literatur-Richtung mehr entsprechenden Weise umzumodeln.

Als Beweis hiefür diene eine Stelle aus Strauß' Briefen über das soeben erschienene Märchen Mörikes vom Stuttgarter Huzelmännlein, das ein Erzeugniß voll des goldigsten Humors ist. Strauß sagt: „Ich halte es geradezu für ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser einer vergrillten Phantasie. — — Hoffen wir, daß mit diesem Werklein das ganze Wurmnest, das sich in der Mergentheimer Einsamkeit in der Phantasie des Dichters angelegt hat, nunmehr glücklich abgegangen sei!“

Scharf und unnahbar vornehm, eher ablehnend als anlockend sondert sich Mörikes Dichtergeist mit seinem feinsinnigen Wesen, seinem unendlich fein empfindenden Sinn für das echte Schöne, mit seiner ausgeprägten künstlerischen Schaffensweise und seinem, allen Schein und alle Gemeinheit verachtenden Streben ab von dem Treiben des Alltags, von der politisch-sozialen Richtung des Jahrhunderts und namentlich von der mehr und mehr anwachsenden materialistischen Strömung — auch in der Literatur.

Es fehlt eben der Mörike'schen Dichtung vollständig das, was in die Massen einschlägt und durchschlagend wirkt, die Macht der Phrase, das leidenschaftliche Pathos und die schillernden Künste der Rhetorik. Kein Dichter der neueren Zeit seit Göthe ist so frei von allem Gemachten, Gefünstelten, auf äußern Erfolg Berechneten.

Anderer stellen ihr Talent in den Dienst der Zeit und ihrer geistigen Strebungen und Kämpfe, wie z. B. Uhland: Mörike lebt eben nur seinem Genius, er lebt nur seine dichterische Natur aus ohne alle äußeren Rücksichten und Absichten. Er schafft nur, wozu der Genius ihn treibt, und nicht in rastloser, mühsamer Bergmannsarbeit fördert er die auf dem Grund seiner Persönlichkeit lagernden und wunderbar geschichteten Edelmetalle ans Licht, sondern er harret der glücklichen Stunde, wie ein echtes Sonntagskind, harret des unwillkürlichen Werbedrangs, der die längst im reinen Gemüt ausgetragenen, ausgereiften Dichtergebilde mit geheimnisvoller Macht von selbst zum Licht emporhebt.

Mörise kann nicht mit demselben Maß gemessen werden, wie andere Dichter von größerem Stoff und langsamerer Entwicklung.

Mit Mörises erstem Auftreten als schaffender Dichter ist sein dichterischer Charakter bereits scharf und entschieden ausgeprägt und in der Hauptsache abgeschlossen, so daß man auch von diesem Gesichtspunkt aus von einer eigentlichen dichterischen Entwicklung bei ihm nicht reden kann.

Als fertiger Dichter tritt er auf den Plan, bei dem deutlich zu unterscheidende Schaffensperioden nicht hervortreten, höchstens in Nebenpunkten, z. B. in der Behandlung des Wunderbaren.

Das unterscheidet ihn von anderen größeren Dichtern, wie Göthe, mit dem er übrigens geistig näher verwandt ist, als mit irgend einem anderen Dichter. Göthes Dichtungen sind nach seinem eigenen Geständnis Bruchstücke einer großen Konfession. Was er innerlich verarbeitet, unter Seelenqualen durchgekämpft und überwunden hat, stößt er wie ein ihm lästig gewordenes Fremdes aus, und diese Auslösungen, diese Ausstöße schaffen ihm Befreiung von dem auf seinem Gemüt lastenden Druck.

Von solchen innerlichen Kämpfen, mächtig gährenden Leidenschaften ist bei Mörise gar nicht die Rede. In seinen Dichtungen sind darum auch keinerlei Selbstzeugnisse oder auch nur Spuren von solchen inneren Entwicklungskämpfen erkennbar.

Glatt und eben, wie der Fluß seiner Tage, fließt auch der Strom der Dichtungen Mörises dahin, und im klaren Spiegel seiner Wellen erscheinen wohl die Gestirne des Himmels und die Gebilde einer dichterisch erfaßten Welt in ihrer Pracht, aber nicht die Wundenmale, Kämpfe und Siege einer durch eine große Leidenschaft im Tiefsten aufgeregten, mächtig bewegten Subjektivität.

Wir erkennen gleichzeitig darin die Stärke, aber auch die Schwäche seines Dichtertalents; er scheint frühe schon diese Schranke seines dichterischen Könnens erkannt und darum frühe schon auf Schöpfungen von größerem Entwurf und dramatischem Aufbau verzichtet zu haben. Auf der anderen Seite bezeichnet dies Zurücktreten des subjektiven Elements einen ganz entschiedenen Vorzug.

Vergleichen wir z. B. die neu erschienenen Lieder der Dichterin Anna Ritter, der eine leidenschaftliche Glut der Empfindung neben

großer Meisterschaft in der Form nicht abzusprechen ist, mit Mörikes Dichtungen, so wird der Unterschied sofort klar.

Das heiß und leidenschaftlich empfindende Weib strömt in immer neuen Formen und Wendungen die Klagen über den Verlust des Gatten aus, so daß allgemein menschliche Stimmungen und Klänge daneben kaum zum Wort kommen.

Wohl wird dadurch unser Mitgefühl erregt, und wir werden in den heißen Strom ihrer Tränen und Klagen unwillkürlich hineingezogen, aber auf die Länge wird es uns unbehaglich, und der Eindruck dieser so ganz im eigenen Weh wühlenden und darin sich verzehrenden Subjektivität ist der einer eher lästigen als wohlthuenden Aufregung, die weder für die ästhetische Erbauung noch für das Sittliche in uns einen wesentlichen Ertrag ergibt.

Im Gegensatz dazu atmen Mörikes Dichtungen zumeist eine leidenschaftslose Ruhe: es umspielt sie das Element ruhiger, kühler Klarheit. Als wären es reizvolle Marmorgebilde, wirken sie beruhigend, erfrischend, durch ihren Humor erheiternd auf den Betrachter.

In der Welt dieser schönheitsgesättigten Formen, in denen auch das schwüle Gewitter der Leidenschaft durch eine alles Grob=Stoffliche bezwingende Kunst gedämpft und gemildert erscheint, wird es uns wohl ums Herz, wie in einem gliedererfrischenden Bad.

Das ist die wohlthuende Wirkung, der gesunde ästhetische Genuß einer objektiven, oder wie Schiller sie genannt hat, naiven Dichtung.

Die klassisch schöne Form schon, dies durchsichtige Gewand einfachster Naturschönheit in Bild und Ausdruck übt, auch ganz abgesehen vom Inhalt, einen ganz eigenen Reiz.

Dazu gesellt sich ein Wohlklang der Verse, der wie Musik silberner Quelltöne anmutet, und ein mit den natürlichsten, einfachsten Mitteln wirkendes Stilgefühl von unendlicher Feinheit in Versbau und Rythmus, so daß die Wirkung aufs Ohr schon bei einem für Schönheit empfänglichen Hörer dem feinsten Nervenreiz gleichkommt. Ja sogar ganze lange Partien auch in feinen Prosadichtungen fluten wie ein goldener Strom von rythmischem Wohlklang bis an den innersten Sitz des Empfindens heran.

Und nun durch diese klare durchsichtige Form leuchtet der geistige Gehalt, der die dichterisch behandelten Stoffe aller Orden=

schwere entkleidet, durchgeistigt und „in den Aether des allgemein Menschlichen hinaufgeläutert“ zeigt.

Mörikes Dichtung ist, wie ich früher schon einmal gesagt habe, im durchsichtigsten Gewand einfache Naturwahrheit ohne fremdartige, subjektiv gefärbte Beimischung, sie ist der reine abgeklärte Ausdruck lang im reinen Gemüt ausgetragener, innerlich ausgereifter Anschauungen und Bilder, durchsichtig, wie der Kristall, darum aber auch in eigenem Glanze leuchtend.

Man hat schon behaupten wollen, daß die Verwendung antiker Formen ein Hindernis bilde für das Eindringen Mörikes'scher Dichtung in weitere Volkskreise.

Allein diese Behauptung ist nicht voll ernst zu nehmen, sonst müßte ja das noch viel häufigere Vorkommen antiker Metra bei Schiller und Goethe der allgemeineren Verbreitung ihrer Dichtungen in noch höherem Maße hinderlich sein.

Vollends aber, wenn ein Kritiker darin ein gewisses Schulschmäcklein hat finden wollen, so müssen wir uns eben mit der Tatsache abfinden, daß es wunderbarerweise auch solche Leute gibt, die hinter Mörikes Gedichten nichts besonderes finden, ja die auch nicht einen Hauch seines Dichtergeistes verspürt haben: die würde der Dichter ohne Zweifel unter die biedere Zunft seiner Sehmänner einreihen.

Sehen wir ab von solchen vereinzelt dastehenden Urteilen, so können wir den gemeinsamen, unwidersprochenen Eindruck Mörikes in der literaturgeschichtlichen Beurteilung dahin zusammenfassen:

Die naive, objektiv-plastische Dichtungsweise hat sich in Mörike geradezu einen klassischen Ausdruck geschaffen. Seine Werke, nahe an Goethes Vorbild streifend, verdanken ihren absoluten Wert, ihren inneren Adel eben dem naiven Element, das zu objektiv-plastischen Gebilden ausgestaltet in seltener Reinheit, in unnachahmlicher Frische und urwüchsigem Humor uns so anheimelnd anspricht.

Die Wirkung dieser naiven, anspruchlosen, ja oft ihren Reiz herb in marmorkühler Form verschließenden Dichtungen ist die eines Gesundheitsbades für überreizte Nervosität. Das heitere, lebensfrohe und humorvolle Element, in dem sie sich bewegen, ist das wirksamste Gegengewicht gegen die pessimistische Verbitterung unserer Zeit. Die aus allen, auch aus dem unbedeutendsten Gelegenheitsgedicht hervor-

leuchtende Freude am Schönen, dieser unbewußt allen seinen Dichtungen innewohnende Einklang des Schönen und Wahren machen Mörikes Dichtungen geradezu zu einem wertvollen geistigen Besitztum der gebildeten Kreise der Nation.

Fragen wir nun: was ist es denn nun eigentlich, was uns bei Mörike so mit geheimer Gewalt anzieht, was verleiht seinen Dichtungen den eigenen, nicht jedem zum Genuß sich erschließenden herben Reiz der Natürlichkeit?

Klaiber meint, nur der, dessen Phantasie willig ist, der Phantasie des Dichters zu folgen und sich ganz von seiner Stimmung durchdringen zu lassen, empfinde vollkommen die Schönheit seiner Lieder.

Abgesehen davon, daß das mehr oder weniger sich in Bezug auf jeden Dichter sagen ließe, möchten wir umgekehrt die Sache so fassen: Ja eine gewisse Mörike-Stimmung, die aber eben kein Mensch sich willkürlich geben oder kommandieren kann, dürfte allerdings den Genuß seiner Dichtungen wesentlich erhöhen. Dagegen möchten wir bezweifeln, daß Mörike beim Leser eine besonders willige Phantasie voraussetzt, um seiner Phantasie zu folgen. Tatsache ist vielmehr, daß gerade weniger phantasiereich angelegte Naturen, wie Strauß, Ziegler u. a. eine gewisse Vorliebe für unsern Dichter hegen.

Auch hat es Dichter von weit feurigerer, schwungvollerer Phantasie gegeben, als Mörike, ohne jedoch ihren Dichtungen den gefunden, kräftigenden Reiz verleihen zu können, der seinen Dichtungen eigen ist.

Ja es muß geradezu gesagt werden: nicht das ausgesprochen phantastische Element in seinen Dichtungen, nicht das bunte Spiel seiner Märchen spinnenden Phantasie ist es, was in erster Linie Zugkraft ausübt, wiewohl auch dieses Element nicht zu unterschätzen ist.

Nein, das ganze Weltbild, das aus seinen Dichtungen hervorleuchtet, die ganze seinen Gebilden anerschaffene Atmosphäre, der Aether, in dem sie sich bewegen, das naive schöne Lebenselement, das all seine Gestalten durchdringt, — das ist's, was wir so nur bei Mörike finden und sonst bei keinem der neueren Dichter — Goethe natürlich ausgeschlossen.

Viel richtiger ist es, wenn derselbe Klaiber das eigentliche Geheimnis von Mörikes Dichterkraft in der Energie des inneren Schauens findet, aus der er — freilich in nicht ganz ungezwungener

Weise — ebensowohl die Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit seines Ausdrucks als auch das feine Gefühl für die Natur, die Musit seiner Sprache und die Meisterschaft im lyrischen Stimmungsbild und den eigenartigen Mörke'schen Humor ableitet. Ob freilich diese Erklärung des eigentlichen Kerns der dichterischen Tätigkeit bei Mörke ausreicht, muß sich später ergeben.

Sagen wir also vorerst mit Kläiber: Wir finden bei Mörke eine eigenartige Energie des inneren Schauens: ein Erfassen von Bildern mit ungewöhnlicher Kraft und Stärke, zu dem dann freilich als Ergänzung hinzutreten müßte, das selbsttätige Erzeugen neuer, von den äußeren Sinnen unabhängiger Bilder.

Am besten werden wir das uns klar machen, wenn wir den Dichter selber hören über den eigenartigen Zustand, in dem er sich im Moment der Begeisterung befindet.

Sinem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu stuten scheint mein Geist, er scheint zu ruh'n
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zulezt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarbnen Fischlein gleich im Gartenteich?
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traur'gen Wände hergebracht?

Was der Dichter hier als den eigenartigen Zustand seiner Seele im Moment der Begeisterung so anschaulich zeichnet, dessen werden wir gewöhnlichen Menschen nur im Traum bewußt.

Nur das Traumleben kennt solche Zustände auch bei uns, wo der Geist, ohne es zu wissen und zu wollen, zum Durchgangspunkt, zum Spiegel anscheinend regellos vorbeiziehender, immer wieder wechselnder Gestalten und Bilder wird.

Bei dem Dichter stellt sich dieser Zustand am hellen Tag, ja in der flammenleichten Zeit der dunkeln Frühe des Wintermorgens ein, wo der Geist nicht mehr von des Schlafes Gewalt unterdrückt, nein aufs höchste gesteigert, sein Auffassungsvermögen aufs höchste gespannt ist, und der Genius in ihm jauchzt.

Das Empfangen dichterischer Anschauungen ist also bei ihm

ein Akt hellsten, tiefinnerlichsten Schauens von Gestalten, die wie aus lichten Feenreichen stammend — ein friedenseliges Gedränge von Bildern und Gedanken — an die Pforte seines Herzens heranschwärmen und sich glänzend in seinem Busen baden. Die Seele in ihrer froh erregten Stimmung ist losgebunden von allem Druck und fliegt, soweit der Himmel reicht. Also befreit von lastender Erdschwere ist die Seele ein Krystall, halb flutend, halb ruhend gedacht, in dem sich in uner schöpflcher Fülle ein hunder Schwarm von Bildern spiegelt, von denen er selbst nicht weiß, von wannen sie stammen, die er aber doch durch ein Zauberwort vor seine Seele rufen kann. Seine Seele ist also das krystallreine, ungetrübte Organ des inneren Schauens, sie ist ein voll aufgeschlossenes Weltenauge, durch das eine fremde Welt von Bildern einströmt, das doch gleichzeitig allen Erscheinungen mit durchdringender Klarheit und Schärfe bis in ihren innersten Mittelpunkt, ja das den Dingen in ihr innerstes Herz schaut. Gewöhnlicher Menschen Sehen bleibt an der Oberfläche der Dinge haften.

Des Dichters Schauen vermag sich in das Wesen, in den Grund des Objekts selbst zu versetzen und von dort aus, von dem Mittelpunkt des Erschauten und innerlich Angeschauten aus das Bild desselben in seiner wahren Gestalt zu entwerfen.

Wer ein solches bis in die Wurzeln der Dinge hinabreichendes Sonnenauge hat, dessen Geist gleicht dem Krystall in der Art, daß er ungetrückt, ungebroschen und ohne einen einzigen falschen Strahl den Widerschein der Dinge in klaren, scharfen Umrissen, in ihrer ureigensten Schöne neu schaffend wiedergibt. Von dem können wir, wie von Mörike sagen: es sei ihm die Energie des inneren Schauens eigen.

Wir wollen hiebei nur im Vorüberstreifen darauf hindeuten, daß, was Schelling auf philosophischem Gebiet die intellektuelle Anschauung nennt, innerlich verwandt sein dürfte mit diesem innerlichen Schau-Vermögen des Dichters.

Das ist der objektive Blick des Künstlers, das innere, mit wunderbarer Penetration ausgestattete Auge des Dichters, das ist das wunderbare Vermögen, taghelle Dichterträume in gehobener Stimmung zu schauen und festzuhalten.

Soweit würde also Kläubers Erklärung: das Geheimnis der

Mörike'schen Dichtung sei Energie des inneren Schauens, ausreichen und befriedigen.

Aber noch nicht erklärt ist und noch ungelöst bleibt damit die weitere Frage, wie wir uns bei Mörike das dichterische Schaffen selbst zu denken haben und insbesondere das ihm eigene Vermögen, den geschauten Gestalten das helle Gewand einer von allen wesentlichen Mängeln befreiten Wirklichkeit zu geben, so daß sie eigenes Leben gewinnen.

Die im blitzgleichen Schauen erfaßten Gestalten haben sich, wie er sagt, glänzend in seinem Busen. Er spricht von einer zweiten Seele, in die die Eindrücke der ersten Seele hinüberfluten, und in dieser zweiten Seele ist die Geburtsstätte seiner Gebilde, die Werkstätte des geheimnisvollen Schaffens, wo die Bilder in Gestalten, in lebensvolle Körperlichkeit und Anschaulichkeit umgesetzt werden und dann zur Darstellung drängen.

Sein Freund Notter spricht in diesem Zusammenhang davon, daß bei Mörike sein so häufiger Drang zur äußeren Darstellung eigentlich in der Fülle seines sich gleichsam elektrisch entladenden Innern wurzelte.

Dieser Drang zur Gestaltung tritt also als ein weiteres, von uns gefundenes Moment zu der Energie des inneren Schauens hinzu.

Seine Dichtung ist also nicht Verarbeitung von außen aufgenommenen Stoffe und Eindrücke, sondern es ist ein Schaffen, unabhängig von der äußeren Welt, ein Schaffen rein von innen heraus, das Ausgestalten einer inneren Welt, in der das oberste Gesetz Schönheit und Naturwahrheit ist.

Es ist unmöglich, Mörikes Wesen zu verstehen, wenn man nicht von vorn herein die psychologische Grundtatsache sich klar macht und immer im Auge behält: Mörike fühlt sich in einer Weise und Stärke, deren letzte Gründe sich nicht aufklären und darlegen lassen, mit einer inneren Wunderwelt verbunden. Nirgends sind bei Mörike der Mensch und der Dichter so untrennbar verwachsen, als in diesem mystischen Verhalten zu der Welt des Wunderbaren.

Nicht durch die am Anfang des Jahrhunderts herrschende Literaturströmung der Romantik, wie die meisten Literaturhistoriker angeben, auch nicht durch den Einfluß der Tieck'schen Dichtung, wie

Ziegler annimmt, ist Mörikes Vorliebe für das Wunderbare befriedigend zu erklären. Sondern das ist der tiefste Grund seiner Persönlichkeit, das ist der räthelhafte Kern seiner Seele, daß sie in unerklärbarem Zusammenhang mit einer zweiten unsichtbaren Welt verwachsen ist.

Das Wunderbare ist ihm eben nichts Fremdes, sondern es ist ihm zur andern Natur geworden, und in dieser Wunderwelt lebt seine zweite Seele, d. h. eben seine schaffende Dichterseele.

Der Mensch Mörike schon ist sein ganzes Leben hindurch in diesem mystischen Punkt ein Gesinnungs-Verwandter seines Landsmanns Justinus Kerner gewesen und mit ihm vom Hereinragen übernatürlicher Mächte ins Menschenleben überzeugt und sogar in den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens von mystischen Einflüssen abhängig gewesen. Ja noch am Schluß seines Lebens hat ihn das geheimnißvolle Tischrücken und ähnliche Erscheinungen in hohem Grad beschäftigt, wie er denn auch von Hartmanns Philosophie des Unbewußten mehr oder weniger eingenommen war.

Darum begleitet auch den Menschen Mörike schon als Knaben immer ein gewisser magischer Reiz, oder wie es sein Freund Bauer ausdrückt, der Zauberdunst, und dies magische Element, ohne das man sich Mörike auch als reifen Mann nicht denken darf, bricht oft in den tollen Sprüngen eines keck mit der Wirklichkeit umspringenden Humors und in den zwerchfellerschütternden Aeußerungen eines seltenen mimischen Talents hervor, um dann zu anderen Zeiten wieder einem tief nach Innen sich verlierenden Träumen Platz zu machen.

Für den Dichter ist dies Sichverwachsenfühlen mit einer idealen Bilderwelt und dies Leben in einer Welt des Wunderbaren die schöpferische Quelle seiner Dichtung und zugleich die Schranke seiner Dichterkraft.

Nur was aus den verborgenen Gründen seines reich bewegten Geistes hervorströmt, wird ihm zum Lied, zu kürzer oder weiter ausgesponnener Dichtung. Höhere poetische Wahrheit hat für ihn nur das aus der innern Welt Stammende, das äußere Leben ist ihm fremd und wird ihm im Verlauf des Lebens immer fremder und gleichgültiger: ja es war ihm vielleicht nicht einmal gegeben, gegebene Stoffe, von außen herantretende Stoffe poetisch zu durchdringen und mit schaffender Bildkraft zu gestalten. Der Beweis

ist leicht zu führen. Selbst zu seinen reizenden Erzählungen, wie der Schatz, das Huzelmännlein, insbesondere Mozarts Reise nach Prag, die so ganz den Eindruck macht, als sei sie auf vorhandenen geschichtlichen Quellen aufgebaut, läßt sich nicht der mindeste Anhalt in gegebenen Quellen nachweisen. Sie sind eben alle miteinander nicht aus äußerlich nachweisbaren Quellen geflossen, sondern aus der Quelle, die er in seiner Brust trug.

So unsicher er der äußeren Welt gegenüberstand, so sicher verfährt sein schaffender Geist mit den Erzeugnissen der inneren Welt.

Ja mit der Sicherheit eines Nachtwandlers, mit dem unbeeirrbareren Takt eines gottbegeisterten Sehers schaltet er selbstherrlich mit den Gestalten seines Innern: mit der äußern Welt der Dinge und der Menschen weiß er wenig anzufangen.

Ebenso innig aber, als er sich mit dem Zauberreigen wunderbarer Gestalten verbunden fühlt, ebenso innig ist sein Wesen mit der Natur verwachsen, ebenso elementarisch ist sein Naturgefühl.

Es ist dies das Gefühl, daß in der Natur, allerdings eingeschlossen in einen schwer lösliehen Bann, eine Welt wohnt, der eigenen Seele verwandt, die Seele der Schöpfung, die hinter den erstarrten Formen einen der Menschenseele verwandten Empfindungsgehalt birgt.

Es ist einem oft bei manchen Stellen seiner Gedichte, als wäre er — ein glückliches Sonntagskind — hinter die starre Wand der Erscheinungen getreten und habe der Natur das Geheimnis ihres Wesens abgelauscht, bis die ewig Stumme ihm ihr Schweigen gebrochen und in stammelnden Lauten, in nie vernommenen Klängen ihre Wonne und ihre Lust, ihr Leid und ihr Seufzen, das Seufzen der Kreatur in seine Dichterseele gegossen hätte.

Wer seinen Besuch in Urach, sein Lied an die Nacht gelesen hat, wie der Nachthauch träumerisch durch seine Seele zieht, der empfindet etwas wie Schauer, ein süßes Hinabgezogenwerden in die Tiefen der geheimnisvollen Natur. Da werden Stimmungsmomente erlebt, wo der Menscheng Geist mit dem Naturgeist in Eins zu verschweben scheint und in schmerzlich süßem Entzücken bis nahe an die Grenze alles Empfindens und Bewußtseins hingetragen wird.

Und doch daneben nicht eine Spur von Sentimentalität oder

eitler Selbstbespiegelung im Spiegel der Natur: nein überall gesundes Leben in der Natur und mit der Natur. Ueberall taghelle, sonnige Beleuchtung, überall gesundes Empfinden, naives Sichausleben in volkstümlichen, einfach schönen Weisen.

Wir haben nun also neben der Energie des inneren Schauens noch die beiden Elemente eines tiefen Naturgefühls und eines unerklärlichen Zusammenhangs mit der Welt des Wunderbaren als Grundbestandteile der Dichter-Individualität Mörikes festgestellt, und zum Abschluß fehlt uns nur noch eines.

Ueber den geheimnisvollen Tiefen seines Wesens, die sich uns ahnungsvoll aufgetan haben, schwebt stolz und frei, wie der Adler, sein goldener Humor.

Von einem gütigen Geschick ist dem Dichter diese kostbare Mitgabe verliehen worden als Gegengewicht gegen so manche schwere Stoffe, die auf dem Grund seiner Seele lagen.

Wie der Mensch Mörike durch seine schalkhaften Einfälle, die oft in unerschöpflicher Fülle emporsprudelten, der Freunde Entzücken war, so hat er auch seinen neckischen, doch immer gutmütigen, lebensfrohen Humor mit seinen Dichtungen als belebendes, befreiendes Element zu verschmelzen gewußt.

Das ist die lebendige Ader, die in seinen Werken pulsiert, das ist der elektrische Funke, der über seine Bilder leuchtende, goldene Lichter zaubert und mit befreiender Kraft in unsere Seele überspringt. Man darf ja die Gestalten dieses Humors, den sicheren Mann mit seinem aus Scheunentoren gefertigten Manuskript, das Huzelmännlein, die Sommerwesten, den Sehrmann, den Essig brauenden Präzeptor Ciborius und so manche andere nur nennen, und unwillkürlich steigt eine Fülle von heiterem Behagen vor uns auf.

Haben wir es im Bisherigen versucht, dem Rätsel der dichterischen Persönlichkeit Mörikes näher zu treten, so bleibt uns nur noch ein kurzer Gang durch seinen Dichtergarten, ein flüchtiger Durchblick durch seine Schöpfungen.

Die klar erkannten Vorzüge, wie die ebenso deutlich erkennbaren Schranken seines Talentes erklären es, warum wir Mörike nur auf zwei Gebieten, nämlich der Lyrik und der erzählenden Poesie nach ihren verschiedenen Abzweigungen produktiv auftreten sehen.

Was seine Lieder anbelangt, namentlich die naive-volkstümlichen Perlen derselben, so reichen sie nahe an den großen Meister des deutschen Lieds, Goethe, heran.

Natürlich fällt es uns nicht ein, mit einem so auszeichnenden Lob alle, auch die Kleinigkeiten, die Gelegenheitsgedichte zu stempeln, in denen bei herannahendem Alter des Dichters die dichterische Ader fast ausschließlich noch, fast tropfenweise rinnt. Gewiß auch diese Kleinigkeiten sind dem Liebhaber und Kenner noch wert. Es ist nichts darunter, das nicht den Stempel des Genius trüge.

Aber allgemeineres Interesse können sie nicht beanspruchen und dies um so weniger, je mehr die persönlichen Beziehungen uns unverständlich werden.

Einem weiteren Vorurteil ist, ehe wir zur Musterung der Lyrik Mörikes schreiten, gleich von vornherein entgegenzutreten.

Würde man die gangbaren Urtheile der Literaturhistoriker über Mörike ungeprüft als bare Münze hinnehmen, so würde man in ihm einen Romantiker vom reinsten Wasser vermuten und in seinen Dichtungen, wie bei Uhland, die ganze versunkene Herrlichkeit des Mittelalters mit seinen Rittern und Frauen, Burgen und Klöstern, Sängern und Kreuzfahrern erwarten.

Aber von all dem findet sich keine Spur in Mörikes Liedern. Seine Muse hat das dämonische berückende Zaubergewand der Romantik in seinen Liedern abgestreift und auch das ihr von Haus aus so innig verwandte Element des Wunderbaren nur auf einige balladenartige Lieder beschränkt, wo phantastischer Gespensterspuk oder nebelhafte Phantasmagorie hereinspielen, wie im „Feuerreiter“ oder in den „Geistern am Mummelsee.“

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!

Sie spielen in grünendem Feuer;

Es geistern die Nebel am Ufer dahin,

Zum Meer verzieht sich der Weiher —

Nur still!

Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!

Nun kommen sie wieder, sie kommen!

Es orgelt im Rohr, es klirret im Schilf;

Nur hurtig, die Flucht nur genommen!

Davon!

Sie wittern, sie haschen mich schon!

Oder im „Schatten“:

Und Bogt und Zosen auf dem Gang
Den toten Herrn mit Grausen seh'n,
Sehn ihn die Stiegen stracks herauf
Nach seiner Frauen Kammer geh'n.

Und als sie treten in den Saal,
Oh Wunder! steht an weißer Wand
Frau Hildes Schatten, hebet steif
Drei Finger an der rechten Hand.

Etwas gemüthlicher macht sich der Zauber- und Gespensterspuk in dem auch sonst so anheimelnden „Schloßküper“, der acht verzauberte Regal, d. h. Studiosen aus der Puderzeit durch das Rollen einer Regalkugel hinterm Brett herauf für kurze Zeit auf die Stätte ihres früheren Burschenwandels heraufbeschwört und sie dann auf ihre Bitte wieder heimgeigt:

„Ach Küper, lieber Küper!

Jetzt geige du uns wieder heim,

Die Nacht ist schier vorüber:

Acht Regal müssen wir sein.“

Der Schloßwart nimmt die Geigen

Und streicht ein deo gloria,

Sie tanzen einen Reigen —

Und keiner ist mehr da.

Schauerlich, ja herzbeängstigend wird es uns bei der schlimmen Greth und ihrem Königssohn mit ihrer dreifachen Steigerung des Grauens:

Es singen deine Zöpfe! Weh!

Du bist die Windesbraut!

Dann weiter:

Sie wirbelt übereinander

Ihre Böffel so wunderbar,

Sie wickelt den Nebel und wickelt

Und wirft ihn hinter sich.

Und zuletzt ruft sie dem zu Tode Erschrockenen zu:

„Rück her, rück her, sei nicht so bang!

Nun sollst du erst noch seh'n,

Wie lieblich meine Arme tun;

Komm, es ist gleich gescheh'n!“

Sie drückt ihn an die Brüste,

Der Atem wird ihm schwer;

Sie heult ein grausig Totenlied

Und wirft ihn in das Meer.

Ans Volksmäßige streifen die Schiffer und Nixenmärchen:

Sch bin die Nixe Binsefuß
Und meine Fisch wohl hüten muß,
Meine Fisch, die sind im Kasten,
Sie haben kalte Fasten;
Von Böhmerglas mein Kasten ist,
Da zähl' ich sie zu jeder Frist.

Wirkungsvoll ist namentlich der Ausgang im „Zauberleuchtturm“. Während alles dem Zaubersang entzückt lauscht:

Hat keiner acht mehr auf das Schiff;
Das fracht mit eins am Felsenriff,
Die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei!
Da löscht die Zauberin ihr Licht:
Noch einmal aus der Tiefe bricht
Verhallend Weh aus Einem Mund;
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund.

Mit diesen wenigen Proben ist das romantische Element erschöpft, soweit es in den lyrischen Dichtungen vertreten ist. Einen breiteren Raum nimmt es dagegen in seinen dichterischen Erzählungen ein, und ganz besondere Beachtung verdient das dramatische Bruchstück „Orplids letzter König“, sofern es der letzte gerettete Rest aus der weit entschiedener mit romantischen Elementen durchtränkten Jugendpoesie Mörkes ist.

Abgesehen von den oben angeführten Dichtungen märchenhaften Charakters, denen wir immerhin nicht den ersten Rang einräumen, ist sonst alles Finstere, Mächtige, Grauensvolle und Ungesund aus seinen Liedern verbannt.

Vielmehr leuchtet daraus in hellen Farben und lichten Tönen ein herzerquickend Weltbild: es ist die uns umgebende Natur, vor allem ländliche Natur mit ihren unvergänglichen Reizen und ihren unaufbringlichen Wundern.

Oder vielmehr ist sie es wieder nicht: es ist ein naives Spiegelbild der natürlichen Welt, aber erhöht und gesteigert, vom Unvollkommenen befreit, im Busen des Dichters rein gebadet von allem Trüben und allen Flecken und aus diesem Schönheitsbad glänzend herausgehoben an das helle Licht, hinauf in den Aether dichterischer Verklärung.

Und jedes dieser, die große Welt der Natur und die kleine

Welt zartester Herzensregungen wiederpiegelnde Lied trägt den Stempel dichterischer Vollkommenheit:

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.
Es ist seine Wonne, aber auch seine bange Sorge, das Weltbild in seiner flüchtigen, schnell wie ein Augenblick vorüberwallenden Erscheinung, rein und völlig, wie es in der Seele lebte, in des Dichters zweite Seele, den Gesang hinüberzuleiten und so festzuhalten.

Hören wir ihn darüber selbst in seinem „Der junge Dichter“:

Wenn der Schönheit sonst, der Anmut
Immer flüchtige Erscheinung
Wie ein heller Glanz der Sonne
Mir zu staunendem Entzücken
Wieder vor die Seele trat;
Wenn Natur mir oft und alles
Erdenlebens liebe Fülle
Fast zu schwer am Busen wurde,
Daß mir kaum ein trunkenes Jauchzen
Noch der Ausdruck lautern Dankes
Für solch süßes Dasein war:
O wie drang es da mich armen,
Mich unmünd'gen Sohn Apollens,
Dieses alles, schön gestaltet
Unter goldnen Leierklängen
Fest, auf ewig festzuhalten.

Ja das macht den Dichter, dies Festhalten in lusterfüllten Augenblicken empfangener Eindrücke aus Welt und Leben.

Ihn stachelt dabei das Bewußtsein: auch die lebendigste Empfindung des Schönen, der feinste seelische Reiz, der wie eine glänzende Erscheinung die Seele des Dichters trifft und sie mächtig schwellen läßt: Es ist ein Augenblick und alles wird verwehen.

Wohl uns, daß es ihm gelungen ist, viele solcher flüchtig vorüberrauschenden Eindrücke von Höhepunkten des Empfindens, von seelenvollen Augenblicken in mustergiltigem Ausdruck, in klargestafften Bildern festgehalten zu haben.

Hat er uns doch damit eine Brücke geschlagen aus der alltäglichen, mühen- und sorgenreichen Welt hinüber in das selige Reich des Schönen, wo diese künstlerisch ausgestalteten Eindrücke kraft des ihnen mitgegebenen Vermögens dieselben süßen Schauer in unserer Seele aufzuwecken und zu erneuern vermögen, unter denen der Dichter sie empfangen hat.

Das ist das Große an unserem Dichter, daß wir lernen, mit seinem aufgeschlossenen Aug die Welt zu schauen, und daß wir auf dem Strom seines Empfindens dahin treibend eigentlich erst zum Bewußtsein kommen, welch' eine Fülle von Schönheit hinter der starren Wand der Erscheinungswelt blüht.

Seine Dichtung aber ist der Zauberstab, der das Alltägliche uns in ein ewig Neues umwandelt, der den gewohnten einförmigen Wechsel auch des äußerlich aufs engste begrenzten Lebenskreises für unser abgestumpftes Denken in eine Folge von seelisch hoch bedeutsamen, innerlich hoch beglückenden Empfindungsmomenten umsetzt.

Und dabei ist es nicht, wie bei Schiller, eine Welt des schönen Scheins, schöner, aber wesenloser, blutloser Abstraktionen, sondern es ist lautere Wirklichkeit, krafterfüllte, safttrokende Wirklichkeit, aber, wie oben gesagt, schönheitsverklärte Wirklichkeit.

Mörke ist der Dichter der mit dem Ideal ausgeföhnten Wirklichkeit, er ist im höchsten und besten Sinn des Worts der Vertreter des poetischen Realismus.

Darum nimmt auch den obersten Rang in seinen Dichtungen ein sein inniges Verhältnis zur Natur, die ihm wie ein seelenvolles Rätsel vor der Seele steht, das er mit schwärmerischer Hingebung zu ergründen trachtet. cf. „Besuch in Urach.“

D hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
Doch ach! sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eig'nen Rätsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wasserfäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich teile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Graße zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küßest im Sturz nur diese schroffen Zinken,
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Dhn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren.

Ein ähnlicher Gedankengang zieht sich auch durch das herrliche Gedicht: „Mein Fluß“.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen

Ein seltsam Märchen mit dir um
Und mühst dich es zu sagen. — —
Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann sie nicht erschwingen!

Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Dies Versinken in den geheimnisvollen Reiz der Natur malen
in ähnlicher Weise die Gefänge, die er den Tageszeiten abgelauscht hat.

So begrüßt er den Wintermorgen mit dem unnachahmlich
schönen Gesang:

O fläumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!

Welch neue Welt bewegst du in mir?

Namentlich aber möchten wir die Schlußverse hervorheben:

Dort seh! am Horizont lüpfst sich der Vorhang schon!

Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;

Die Ppurlippe, die geschlossen lag,

Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:

Auf einmal blitzt das Aug', und wie ein Gott, der Tag

Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Und gleich stimmungsvoll weiß er den geheimnisvollen Zauber
der Nacht wiederzugeben, so daß eigentümlich süße Nachtschauer
durch unser feinstes Empfinden dahingleiten.

Hell schwamm auf Dufst und Nebelhülle

Des Mondes leiser Zaubertag.

Oder im „Nachtgesang“:

Wie süß der Nachtwind um die Wiese streift

Und klingend jekt den jungen Hain durchläuft.

Bernehm' ich doch die wunderbarsten Stimmen

Vom lauen Wind wollüstig hingeschleift —

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,

Durchsichtiger und heller aufzuwehen;

Dazwischen hört man weiche Töne gehen

Von sel'gen Feen, die im blauen Saal

Zum Sphärenklang

Und fleißig mit Gesang

Silberne Spindeln hin und wieder drehen.
O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und lustig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde missest,
Dich lieblich in dir selbst vergiffest —
Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit!

Oder „Um Mitternacht“:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand.

— — — — —

Das uralte alte Schlummerlied,
Sie achtets nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleich geschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlaf noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Als Gegensatz zu dem geheimnisvollen Nachtleben mögen einige Verse hier ihre Stelle finden, die den Mittagszauber malen in der „Schönen Buche“.

Welch' Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Aber ich stand und rührte mich nicht: dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn.
Gingeschlossen mit dir in diesen sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt ich und dachte nur dich!

Bei solch warmem, tiefem Naturgefühl, das oft wie losgelöst von den äußeren Sinnen im Zauberkelch der Natur unennbar süße Bonnen in sich saugt, ist es nicht anders denkbar, als daß der Reigen der Jahreszeiten mit den zartesten, feinsten Tönen seines Saitenspiels begleitet wird.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Band.

Wie leiser Harfenton klingt ihm die Frühlingsbotschaft in das Herz, das nun auch wieder jung wird.

Da liegt er dann auf dem Frühlingshügel,
Die Wolke wird ihm zum Flügel.

Da fragt er das wieder sich verjüngende Herz:

Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
Alte unnenmbare Tage!

Dann aber drängts ihn hinaus zur Frühlingswanderung durch
Wälder und Hügel auf und ab am frisch geschnittenen Wanderstab
und er empfindet

Gottbeherzte,
Nieverscherzte
Erfüllungs-Paradieseswonnen.

Aber nur zu rasch geht ihm des Jahres holdeste Zeit vorüber:

Rosenzzeit, wie schnell vorbei,

Schnell vorbei

Bist du doch gegangen.

Doch die Gaben des Lenzes und Sommers, die Blumen,
haben es dem Dichter ganz besonders angetan, ja er ist geneigt,
in entscheidungsvollen Augenblicken in ihnen, besonders der leuchten-
den Rose, mehr als nur ihr flüchtig Blumenlos erfüllende Wesen,
sondern prophetische Zeichen und Winke zu erkennen.

Man denke nur an die reizende Parallele zwischen dem über
Nacht zur Flammenkrone sich entfaltenden Blüte des Granatbaums
und der vollen Entfaltung der verschlossenen Knospe des Mädchen-
herzens zur Liebe.

Von der Rose singt er:

Schon prangt im Silbertau die junge Rose,
Den ihr der Morgen in den Busen rollte,
Sie blüht, als ob sie nie verblühen wollte,
Sie ahnet nichts vom letzten Blumenlose.

Zum glückverheißenden Zeichen wird sie ihm im „Götterwink“.

Nachts auf einsamer Bank saß ich im tauenden Garten,
Nah dem erleuchteten Saal, der mir die Liebste verbarg.
Rund umbliheten ihn die Akazien, Duft aushauchend,
Weiß wie der fallende Schnee deckten die Blüten den Weg.

Dem ungeduldig harrenden erscheint ein Zeichen:

Denn an dem Altan, hinter dem nächtlichen Fenster bewegt sich
Plötzlich, wie Fackelschein, eilig vorüber ein Licht,
Stark herstrahlend zu mir und hebt aus dem dunkeln Gebüsch,
Dicht mir zur Seite, die hochglühende Rose hervor.
Heil! o Blume, du willst mir verkünden, o götterberührte,
Welche Wonne noch heut mein, des Verwegenen, harrt.

Und fast noch höhere Bedeutung hat für ihn die Christblume gewonnen, die er auf einem Grab im Neuenstädter Kirchhof gefunden, nachdem er sie lange an anderen Standorten vergebens gesucht:

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne:

Dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne,

Dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft,

Himmliſcher Kälte balsamsüße Luft.

In deines Busens goldner Fülle gründet

Ein Wohlgeruch, der sich nur kaum verkündet.

Im Winterboden schläft, ein Blumenkeim,

Der Schmetterling, der einst um Busch und Hügel

In Frühlingsnächten wiegt den sammtnen Flügel;

Nie soll er kosten deinen Honigseim.

Wer aber weiß, ob nicht sein zarter Geist,

Wenn jede Zier des Sommers hingefunken,

Dereinst, von deinem leisen Dufte trunken,

Mir unsichtbar, dich blühende umkreist.

Doch wir stehen ja bei unserem Lustgang durch des Dichters reichblühenden, süß duftenden Garten noch bei den Rosen: noch ist die blühende Zeit, Zeit zu beglückenden Sommerwanderungen, die der Dichter so sehr geliebt hat, daß er in „Erbaulicher Betrachtung“ wünscht, man solle auf seinem Grabstein ein Paar Schuhe sehen, den Stab und den Reifehut darüber gelegt, als das beste Sinnbild eines ruhenden Wandersmanns.

Wie glücklich hat er auf solcher Wanderfahrt die Sommerabendstimmung erfaßt und festgehalten: Der Schauplatz ist Neuenstadt an der Linde:

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein,

In den Straßen liegt roter Abendschein.

Aus einem offenen Fenster eben,

Ueber den reichsten Blumenflor

Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben,

Und Eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,

Daß die Blüten beben,

Daß die Lüfte leben,

Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.

Ach hier, wie liegt die Welt so licht!

Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,

Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;

Wie rauscht der Erlentbach, wie rauscht im Grund die Mühle!

Ist der Sommer verglüht, da läßt der „Septembormorgen“ die Welt in anderer unnachahmlich schöner Beleuchtung erscheinen:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Der Dichter weiß das lösende Wort der vergehenden Sommerherrlichkeit im entfärbten Garten:

Im Fenster jenes alt verblichnen Gartensaals
Die Harfe, die vom leisen Windhauch angeregt,
Lang ausgezog'ne Töne traurig wechseln läßt
In ungepflegter Spätherbstblumeneinsamkeit,
Ist schön zu hören einen langen Nachmittag.

Ja sogar die alte Gattertüre in des Dichters Pfarrgarten, von üppigem Gesträuch überhangen, scheint etwas von der wehmütigsüßen Herbststimmung überkommen zu haben, wenn sie auf rostigen Angeln schwer sich drehend den melodischen Seufzer aus Mozarts Titus vernehmen läßt:

Ach nur einmal noch im Leben.

Und doch neue Freude, neue Lebenslust bringt der Herbst und begeistert den Dichter zu einem bacchischen Dithyrambus:

Auf! im traubenschwersten Tale
Stellt ein Fest des Bacchus an!
Becher her und Opferschale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Gesang verkünde
Gleich des Tages letzten Rest,
Mit dem Abendstern entzünde
Sich auch unser Freudenfest!

Von seinem tiefen Naturgefühl legen unvergeßliche Zeugnisse ab seine begeisterten Prachtgesänge über den Uracher Wasserfall und an den ungleich mächtigeren Genossen desselben in Schaffhausen:

Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen — wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen mit Eins und, wie du es denkst,
Ueber das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb!

Es sind übrigens weniger die Reize anerkannt großartiger

Naturschönheiten, die er verherrlicht, als vielmehr die einfachen Bilder, die der ländliche Gesichtskreis umschließt.

Aber auch das einfachste Bild umfaßt des Dichters Aug mit liebendem Sinn, verleiht ihm Empfindung und Sprache und webt darum mit feinsten Fäden ein magisches Gewebe.

Der Lieblingsbuche seines Gartens schneidet er den Namen seines Lieblingsdichters Höltz in die Rinde:

Es schmerzet nur wenig.

Und ein liebendes Mädchen, von deinem Dunkel umduftet,

Sehe den Namen, der, halb nur verborgen, ihr winkt.

Leise drückt sie, gedankenvoll, die Lippen auf diese

Lettern: es dringet ihr Kuß dir in das innerste Mark.

Ja ein Blättchen, verfrüht gewelkt und von der Birke zwischen dem Pfarrhaus und dem Kirchhof zu Cleverulzbach gesunken, wird ihm zum Träger zärtlichster Trostgedanken, mit denen er seine Schwester Klara über der Mutter Tod tröstet.

Das ganze Dorfbild der schwäbischen Heimat lebt vor unsern Augen auf, wenn er seinem Turmhahn die Abschiedsworte in den Schnabel legt:

Ade o Tal, du, Berg und Tal!

Rebhügel, Wälder allzumal!

Herzlieber Turm und Kirchendach,

Kirchhof, Steglein übern Bach!

Du Brunnen, dahin spat und früh

Dechlein springen, Schaf und Küh.

Für den Dichter hat alles, auch das Leblose, eigenes Empfinden:

Im Weinberg auf der Höhe

Ein Häuslein steht so windebang;

Hat weder Thür noch Fenster,

Die Weile wird ihm lang.

Im Weinberg droben, versunken in den freien Ueberblick über das ganze Tal, den ganzen Umkreis seines ländlichen Glücks, hat er auch seinen Lieblingsstz unter dem blühenden Kirschbaum. Da ruft er dem Falter mit seinen in Blau schillernden Flügeln zu:

Jetzt eile hinunter zum Garten,

Welchen das beste der Mädchen besucht am frühesten Morgen,

Gile zur Lilie du — alsbald wird die Knospe sich öffnen

Unter dir; dann küsse sie tief in den Busen: von Stund' an

Göttlich befruchtet, atmet sie Geist und himmlisches Leben.

Wenn die Gute nun kommt, vor den hohen Stengel getreten,

Steht sie befangen, entzückt von paradiesischer Nähe,

Ahnungsvoll in den Kelch die liebliche Seele versenkend.

Es müßte kein deutscher Dichter sein, wenn sich ihm nicht auch der Waldzauber, freilich auch die Waldplage, kund getan hätte.

Am ergößlichsten ist die „Waldbidyll“, wo er

Unter der Eiche gestreckt, im jung belaubten Gehölze
in Grimms Märchen vertieft fast selber ein Märchen erlebt, das er
sich ausspinnet, wie herrlich es wäre, wenn er an der Hand des
kräftigen Landmädchens dem rauhen Loos des Holzhauers ein hohes
gesundes Lebensglück, ja sogar noch musenerhellte Winternächte für
seinen Dichterberuf abgewänne.

Grünlicher Maienschein warf mir die geringelten Lichter

Auf das beschattete Buch, neckische Bilder zum Text.

Schläge der Holzart hört' ich von fern, ich hörte den Kuckuck

Und das Gelispel des Wachs wenige Schritte vor mir.

Märchenhaft fühlt' ich mich selbst, mit aufgeschlossenen Sinnen

Sah' ich, wie helle! den Wald, rief mir der Kuckuck wie fremd!

Es ist ein harmloser Scherz, wenn er auf Augenblicke sich
in ein solch ländliches Liebesglück für kurze Augenblicke hineinträumt.
Aber es spricht sich doch eine tiefe Sehnsucht nach dem höchsten
Glück der Menschenbrust darin aus, das ihm, dem alternden, doch
spät erst zu teil geworden ist, freilich auch wieder durch schmerzliche
Erfahrungen verkümmert.

Aus dem Leben des Dichters sind freilich, abgesehen von einer
Jugendliebe zu der Tochter des Pfarrers Rau, die für ihn zu bitterer
Enttäuschung führte, kaum ernstere tiefere Herzensneigungen bekannt
geworden.*)

Ein Herz, so von schwärmerischer Liebe zu seiner Schwester
Alara, von solch innigem Freundschaftsgefühl beseelt, wie es in dem
herrlichen Gedicht an Hartlaub, den damaligen Vermuthäuser Pfarrer,
hervortritt — ist natürlich auch dem Zauber der Frauenliebe offen
gewesen. Und wenn auch manche langsam wachsende oder rasch im
Sturm einfallende Leidenschaft vielleicht nur bis zu geheimnisvoller
Mitteilung an den Herzensfreund gedieh, vielleicht nie über den
Rand des vollen Herzens hinausgelangte, so müssen wir doch sagen,
wem die Muse solche Töne voll wahrer Empfindung innigsten Liebes-
glücks auf die Rippen gelegt hat, der hat sicherlich geliebt, geliebt
mit der ganzen Hingebung der Seele.

*) Ein mehreres darüber bieten die seither erschienenen Biographien
und die „Briefe“.

Aber ein eigener Bann lag über der schüchternen Seele, wie das auch sein Freund Notter an einer Stelle andeutet, ein herbes keusches Verschließen des innersten Empfindens im Leben.

Anders gestaltet sich das im Lied, da lösen sich ihm die gebundenen Schwingen, da ist die Seele frei vom Bann, da hat er gerade den zartesten, feinsten und reinsten Ausdruck für das ewig alte und ewig junge Liebesglück und Liebesleid des Menschenherzens gefunden. Die unschuldige Jugendliebe — wie harmlos und doch wie beglückend!

Genes war zum letztenmale,
Daß ich mit dir ging, o Märchen!
Ja, das war das letztemal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.
Als wir eines Tages eilig
Durch die breiten, sonnenhellen,
Regnerischen Straßen, unter
Einem Schirm geborgen liefen:
Beide heimlich eingeschlossen
Wie in einem Feenstübchen,
Endlich einmal Arm in Arme!

Dann die beiden, allbekannten Jägerlieder: „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee“ und „Drei Tage Regen fort und fort“ künden das hohe Lied der Liebe in sangbaren, volkstümlichen Weisen, während die „Begegnung“ vom verschwiegene Liebesglück Kunde gibt:

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er steht, von Anmut hingerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

Aber auch der Liebe Weh, Untreu auf der einen oder der andern Seite, spielt in Mörikes Liedern und namentlich im Maler Nolten eine große Rolle.

So im „Verlassenen Mägdelein“ spricht sich der Schmerz über den treulosen Knaben rührend aus:

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder.

Und auch in der „Rosenzeit“ erzittert die ergreifende Klage:

Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Und wieder ist's männliche Untreue, von der das Mädchen „ein Stündlein wohl vor Tag“ leidige Schwalbenpost empfängt:

O weh! nicht weiter sag!

O still! nichts hören mag!

Flieg ab, flieg ab von meinem Baum!

Ach Lieb und Treu ist wie ein Traum

Ein Stündlein wohl vor Tag.

Auch die Winde singen von der Liebe in ähnlichem Sinn:

Lieb' ist wie Wind,

Rasch und lebendig,

Ruhet nie,

Ewig ist sie,

Aber nicht immer beständig.

Aber auch an Stimmen beglückender und beglückter Liebe, die ohne Wank und Reu sich des Geliebten versichert weiß, fehlt es nicht.

Das einfache Kind jubelt es aus seliger Brust im Volkston hinaus:

Ach wenn nur der König auch wüßt',

Wie wacker mein Schätzelein ist,

Für den König, da ließ er sein Blut,

Für mich aber ebenso gut.

Den Vollbesitz des Glücks aber spricht die nimmerfatte Liebe aus, die mit Küßen nicht zu stillen ist, und wenn sich die Liebenden die Lippen wund beißen, so gilt noch:

Ihr Auge hat: nur immer zu!

Je weher, desto besser.

In altertümlicher Herbe hat Mörike das Thema von der Liebe in dem bekannten „Schön Rothtraut“ behandelt.

Strauß bekennet, er habe längere Zeit ein Vorurteil gegen dies Gedicht gehabt und spät erst durch Eingehen auf die Grundidee es recht würdigen lernen. „Schön Rothtraut ist ein Mädchen, das in einem Fall nicht die Strenge und Spröde macht, weil sie weiß, daß sie an sich streng und spröde ist: ein Herz, das es wagt, einmal mit sich selbst zu spielen, weil es weiß, daß es sich in der Hauptsache fest und sicher in der Gewalt hat. Und in dem Knaben hat sie sich nicht getäuscht, hat eine der ihrigen verwandte Natur gefunden.

Das Gedicht ist von einer strengen Keuschheit, einer herben Süßigkeit, einer gesunden, gefasteten Kraft, die eine eigene Form verlangte. Ohne Anflug an die Sitten in moderner Zeit muß es

auch seine Sprache aus der Vorzeit nehmen. Selbst im Versbau hat der Dichter eine gewisse Härte und Starrheit mit zartem Wohl-
laut zu mischen gewußt."

Die reife Frucht der Mörke'schen Dichtung erblicken wir nicht im sangbaren Lied, sondern in der Idylle, bald in modernes, bald in antikes Berggewand gekleidet.

Sind das doch kleine poetische Meisterwerke, nach innen und außen abgerundet und — scheinbar in anspruchlosester Hülle — ausgereiften geistigen Gehalt bergend, den Ertrag abgeklärter Lebensanschauung. In flüssiger, durchsichtig klarer Form ein Stück warmen Lebens, durchgeistigt von des Dichters durchdringendem Scharfblick und von seiner milden Weisheit und einem wohlwollenden Humor durchleuchtet.

Es sind Ausschnitte aus der Welt im Kleinen, die uns zeigen, wie ein Dichterauge in der einfachsten Naturumgebung Wunder schaut, wie ein Dichtergemüt an sich unbedeutenden Vorgängen aus dem bunten Menschenleben einen höheren Gehalt zu verleihen vermag.

Wie breitet die Idylle vom Turmhahn z. B. die stillen Reize des ländlichen Pfarrsitzes und des Pfarrlebens vor uns aus?

Wie wohl wird es uns in dem Pfarrhaus seines Freundes Hartlaub, wenn der Freund im Dämmerchein am Klavier sitzt und in meisterhaftem Spiel der Sterne selig Meer in ein goldig Nebelmeer hinabrieseln läßt, bis

Vom nahen Kirchturm schallt das Nachtgeläut,
Verklingend so des Tages Lieblichkeit.

Wie heimelt es uns in „Ländliche Kurzweil“ an, wenn nach dem Abendessen die Frauen Mohnsamen ausklopfen und den vom Dichter im Sommer in eine Samenkolbe gesteckten Kreuzer mit Grünspan überzogen zu Tage fördern, und seine Schwester ihm dann verfehlten Spekulationsgeist als Beweggrund unterschiebt.

Kleinbilder des Lebens von berückender Schönheit rollt vor uns auf die oben bereits gestreifte Walbidylle, sodann die „schöne Buche“, „Ach nur einmal noch im Leben“, das dem Pfarrherrn der guten alten Zeit ein Denkmal setzt. Ueberhaupt klingt es durch diese seelenvollen Bilder aus dem Kleinleben wie leise Wehmut hindurch, daß diese Vertreter einer alten gemüthlichen Zeit allmählich aussterben.

Seine Sommerwesten nennt der Dichter sie in seiner Epistel an seinen Vetter:

Denn sie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Wesen,
Es sind weltliche Beamte,
Rechnungsräte, Revisoren,
Oder Kameralverwalter,
Auch wohl manchmal Herrn vom Handel.

Aber auch da schließt die Betrachtung mit dem Seufzer:

Ach daß diese lieben, hellen Sommerwesten,
Die bequemen, angenehmen,
Endlich doch auch sterben müssen!

Daß dem Dichter aber nicht alles zerfließt und verschwimmt in einer See von Gemütlichkeit, daß er unter Umständen ein sehr scharfer Betrachter der Menschennatur sein kann, zeigt sein „An Longus.“

Scharf und je nach den verschiedenen Lebensgebieten verschieden gefärbt, hat er wohl mit Bewußtsein als Gegenfüßler gegen die Sommerwesten den Typus einer besonderen Sorte von Widerwarten plastisch dargestellt, für die er den Namen Schermann nicht erfunden, sondern von seinem Bruder übernommen hat.

Gesprenitztes Selbstbewußtsein bei spärlichem geistigem Gehalt ist das Wesen dieses Typus, dessen Aussterben voraussichtlich noch nicht in nahe Aussicht zu nehmen ist.

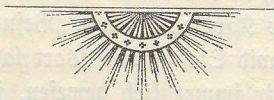
Doch nicht die affektierte Frage, nicht allein
Den Gecken zeichnet dieses einzige Wort, vielmehr,
Was sich mit Selbstgefälligkeit Bedeutung gibt,
Amtliches Air, vornehm ablehnende Manier,
Dies und noch manches andere begreift es.

Alle Vorzüge, die wir an den übrigen Kleinbildern zu rühmen wußten, vereinigen sich in den beiden einander ergänzenden Idyllen: „dem Herrn Prior der Karthause“ und „Besuch in der Karthause“, über die wir aber David Strauß das Wort lassen wollen. Er sagt: „Das Gedicht war mir immer lieb gewesen, jetzt aber empfand ich mehr als je, daß es eines der schönsten der Sammlung ist und dem unschätzbaren Turmhahn nicht nachsteht. Ich möchte es eine humoristische Elegie nennen, und eben dieser Gegensatz von Trauer und Scherz bringt eine zauberhafte, hoch poetische Wirkung hervor. Eine Welt ist untergegangen, die zwar höchst liebenswürdig, aber doch bereits durch inneren Widerspruch so zersetzt und dessen sie

sich so geständig war, daß ihr bleibender Bestand kaum gewünscht werden konnte.

Der Karthäuser Prior, der sich an Katull und leckerer Tafel behagt, der Klostererschaffner, dem es wohlter im Küras als in der Kutte wäre und der zuletzt die Uhr, die ihm vom letzten Stündlein spricht, sorgfältig bei Seite schafft — das sind so heitere praesagia Vorzeichen des Untergangs dieser ganzen, sonst so liebenswürdigen Lebensform, daß wir denselben, nachdem er gekommen, zwar schmerzlich, doch nicht ohne ein heiteres requiescat empfinden. Und das alles spiegelt sich — erst in der Ironie des erzählenden Arztes, dann in dem veröhnenden, verklärenden, alles ausgleichenden Humor des Dichters in einer Weise ab, die unser ganzes Gemüt füllt und befriedigt."

Damit scheiden wir aus dem reichen Dichtergarten der Mörike'schen Lyrik mit dem Bewußtsein, aus der beseligenden Nähe eines Dichtergeistes zu kommen, der es in rätselvoll bleibender Weise verstanden hat, „aus Licht und Aether“, wie Vischer, sein Landsmann, an seinem Grab gesagt hat, „magische Fäden zu spinnen und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenzuschlingen. Dank darum dem guten Genius des trefflichen Menschen und des fein besaiteten Dichters, daß er uns die Welt verklärt hat mit dem Flor aus zartem Goldgespinnst, den er um die fahle Deutlichkeit der Dinge wickelt."





Ernst Friedrich Kauffmann.

Ernst Friedrich Kauffmann.

R e d e

gehalten bei der Gedächtnisfeier des Historischen Vereins
am 27. November 1903
von Dekan Dr. Bacmeister.

Es sind heute hundert Jahre, daß Ernst Friedrich Kauffmann in unserer Stadt geboren ist. Wir haben vier Gedenktafeln von berühmten Männern, die hier das Licht der Welt erblickten: von Justinus Kerner, Friedrich Vischer, David Friedrich Strauß und Eduard Mörike. Wer das Leben und Wirken der beiden letzteren kennt, dem ist auch der Name Kauffmann bekannt. Hat ihm doch Strauß aus Anlaß seines frühen Todes im Jahre 1856 in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ einen Denkstein gesetzt, der, wie nicht anders von diesem Meister biographischer Darstellung zu erwarten, selber ein kleines Meisterstück ist. Und wiederum hat Kauffmann durch die Komposition einer Anzahl der schönsten Mörike-Lieder dem Dichter zum weiteren Bekanntwerden verholfen; denn erst das Lied, das gesungen wird, ist in den vollen Besitz des Volkes eingetreten; ich erinnere nur, um zwei oder drei kleine Beispiele anzuführen, an Uhlands „Lied vom guten Kameraden“, an Kerners „Preisend mit viel schönen Reden“, an Goethes „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n“. Und wenn in letzter Zeit Mörikes Dichtung besonders durch die Lieder von Hugo Wolf über unser Schwaben hinausgedrungen ist, so gebührt Kauffmann das Verdienst, auf diesem Wege Mörike Bahn gebrochen zu haben. — So hat man denn eine Zeit lang erwogen, auch diesem fünften Ludwigsburger eine Gedenktafel zu stiften und der prächtige Kopf, auf dessen Stirne etwas von Beethovens'chem Geist ruht, dessen Auge so scharf und eindringend blickt, dessen Mund eine seltene Entschlossenheit und Bestimmtheit verrät, wäre es wohl wert, von vielen immer wieder betrachtet zu

werden. Und es ist nur theils die Bescheidenheit der Familie, theils ein kleiner anderer Umstand gewesen, der dazu führte, diesen Gedanken wieder fallen zu lassen. Dieser Umstand ist, daß Kauffmann nicht auf dem Marktplatz, nicht in der Nähe der Stadtkirche, auch nicht im Hause eines ehrlichen Kaufmanns oder Bäckers, sondern im — Zuchthause geboren ist.

Sein Vater war nämlich Irrenmeister oder, wie man damals sagte, „Tollmeister“ an der Anstalt, welche in wunderlicher, uns heute fast unverständlicher Verbindung Geistesranke, Waisen und Sträflinge vereinigte. Doch war der Vater kein Württemberger, sondern aus Hessen eingewandert. Es war auch hier, wie bei so manchen berühmten Männern, daß sie ihr bestes der Mutter verdanken: Kauffmanns Mutter war eine phantasievolle Frau, von der der Sohn glücklicherweise nicht das Ohr — denn sie war taub —, aber die seltene Begabung und Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke erbt. Vom Vater hatte er, wie einst Goethe, „des Lebens ernstes Führen“. Und dieses ist ihm reichlich not gewesen, denn sein Lebensgang war ein schwerer. Verlor er doch schon mit acht Jahren den Vater und mußte froh sein, daß ihn ein kinderloser Oheim, Braun mit Namen, der Präzeptor am Waisenhause hier war, in sein Haus aufnahm. Sieben Jahre später wurde der Pflegevater vom Schlage gerührt, und nun mußte der 13jährige Jüngling sein Assistent werden und zwar in der Mathematik. Da galt es, fleißig zu arbeiten; in ungeheizter Stube, die Füße in ein Tuch geschlagen, lernte er tief in die Nacht hinein. Er sollte diese Energie reichlich gebrauchen in seinem ferneren Leben. Am liebsten hätte er sich ganz der Musik gewidmet, denn dazu zeigte er ein hervorragendes Talent. Er hatte das Klavierpiel ohne alle Anleitung gelernt, und zwar mit so gutem Erfolge, daß er schon von seinem 15. Jahre an darin Unterricht erteilen konnte. Allein es galt, ein sicheres Brotstudium zu erwählen, wozu die Musik sich doch nicht so ganz eignete und dies um so mehr, als in das junge Herz die Liebe Einklehr gehalten hatte. Es war die Schwester seines Freundes Rudolf Vohbauer, Marie, ein verständiges und tiefangelegtes Mädchen, zuerst seine Schülerin, dann der Gegenstand seiner Sehnsucht, sie selbst auch Waise, wie er, und ebenso mittellos. Es wurden damals gerade in Württemberg die Realschulen gegründet und so entschloß

sich der junge Mann, die Universität zu beziehen mit den bescheidenen Mitteln, die die Großmutter des Mädchens, Frau Oberamtmann Rümelin, darreichte. Es galt tüchtig zu arbeiten, um nach zwei Jahren schon ein gutes Examen zu bestehen. Die Frucht war die Anstellung in der Vaterstadt, wo ihm die Hauptlehrstelle an der neu-gegründeten Realschule übertragen wurde. Auf der Hochschule war er mit den Jugendfreunden Lohbauer, August und Eduard Mörike wieder zusammengetroffen, von denen besonders der letztere ihm wahlverwandt war. Neben dem Fachstudium versäumte er auch die Musik nicht, ja er komponierte damals eine Symphonie, die er wohl selbst in seiner Bescheidenheit verloren gehen ließ, denn er schreibt, als bei der Aufführung die Freunde darin großartigen Stil und die treffliche Instrumentation gar sehr rühmten, da habe ihn ein neckendes Teufelchen am Ohr gezupft und ein bißchen ausgelacht.

Und nun durfte er die Geliebte seines Herzens heimführen, im Jahre 1828 wurde der eigene Hausstand gegründet. Einer aus dem Freundeskreise schreibt später von dieser Frau: „sie gehört zu den gebildetsten und verständigsten Frauen, die ich kennen gelernt habe“. Aus einem Briefe an die Braut ist die unvergleichlich schöne Stelle bekannt geworden: „Frühe schon hat mir die Kunst mit lockender Stimme gerufen, aber ich verstand ihr Rufen unrecht und haßte nach wesenlosen, falschen Idealen. Nun ich Dich habe, bist Du meine Kraft. Gewiß, ich wäre als Künstler, als bloßer Künstler verloren gewesen“. So richtig wußte sich der Mann selbst einzuschätzen, so wenig zürnte er dem Geschick, das ihm den trockenen Beruf eines Lehrers der Mathematik anwies.

Es waren fünf schöne, glückliche Jahre, die dem jungen Paare geschenkt waren; „es führte, wie Wilhelm Lang sagt, ein musikalisches Leben voll Schwung und sprudelndem Uebermut, davon man noch lange redete.“ Auch die Geburt dreier Söhne brachte nicht etwa Sorge, sondern nur reine Freude. Aber schon stand das Gewitter am Himmel, das lange Zeit dieses Eheglück trüben, aber auch vertiefen sollte. Sein Schwager Rudolf Lohbauer war Herausgeber des radikalen Blattes „Der Hochwächter“, und durch ihn kam Rauffmann in Verbindung mit dem Oberleutnant Koseritz, der eine Militärverschwörung plante und die Aufrichtung der Republik beabsichtigte. Es war ein Nachzittern der Pariser Juli-Revolution,

ein tollkühnes Unternehmen. Die Verschwörung wurde entdeckt, Roseritz zum Tode verurteilt, aber noch auf dem Richtplatz begnadigt. Die anderen Beteiligten kamen in Untersuchung und ins Gefängnis. Darunter war auch Rauffmann, der freilich eine ziemlich harmlose Rolle gespielt hatte und dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er nicht hatte den Verräter machen wollen. Er wurde im Jahre 1833 verhaftet und vom Amte suspendiert. Er wurde wohl gegen Kaution wieder freigelassen, aber im Jahre 1835 noch einmal verhaftet und auf den Asperg geführt. Wieder kam er los, und erst im Jahre 1838 — so langsam arbeitete damals die Justiz — erfolgte der Urteilspruch: er lautete auf Amtsentzung und vier- einhalbjährige Festungshaft; auch 2 Sechzigstel der Kosten sollte er tragen. Er hatte den Gang nach dem Asperg mit den Worten angetreten: „Mut, Mut! Wer Gott und der eigenen Kraft vertraut, baut gut“. Und an seinem Geburtstag, eben diesem 27. November, schrieb er der Gattin: „Was kann ich dir geben, meine Liebe, an diesem Tag? Nichts als diese Blätter, aber sie sind mit meinem Herzblut geschrieben. Du hast gewiß, o teure Marie, an diesem Morgen für mein Wohl gebetet. Auch ich habe es getan und Gott mit Inbrunst um die Gnade gefleht, Euch mir zu erhalten. Gott wird uns erhören.“ Es waren neun schwere Jahre, die er ohne festes Gehalt, nur durch Privatunterricht und Schriftstellerei, die Seinigen erhalten mußte. Aber als er zum zweiten Mal nach dem Urteil den Asperg beziehen mußte, da atmete er schon wieder auf; er wußte jetzt doch, woran er war, und er schrieb: „An diesen Gang will ich noch in meinem letzten Atemzug denken und dann fröhlich sterben. Als wir durch den dunklen Torweg gingen, da fing's in mir zu singen und zu klingen an, und wie auf Taubenflügeln getragen senkte sich vom Gewölbe herab die rührende Weise aus der „Zauberflöte“: „Wir wandeln durch des Todes Macht froh durch des Todes düstere Nacht“ in mein Herz, und es wichen alle gewaltfamen, erkünstelten Gefühle der natürlichen Empfindung.“ So wurde ihm die Musik eine holbe Trösterin. König Wilhelm hatte eine humane Behandlung der Gefangenen befohlen; Rauffmann durfte sein Klavier im Gefängnis haben, und so entstanden einige seiner schönsten Lieder auf dem Asperg. Die Freunde, seine Frau und seine Kinder besuchten ihn, und Strauß zählte später die Nach-

mittage, die er mit Kauffmann auf dem Asperg zubrachte, zu seinen heitersten Erinnerungen. Das Jahr 1841 brachte das 25jährige Regierungsjubiläum König Wilhelms, und dieses bedeutete für die politischen Gefangenen eine allgemeine Amnestie, auch für Kauffmann, der nun bald eine Stellung als Reallehrer in Heilbronn erhielt.

Er lebte neu auf. Die Stadt am Neckarstrand wurde ihm zur zweiten Heimat. Neben der treu verwalteten Schularbeit pflegte er das musikalische Leben der Stadt. Einer seiner Freunde sagt, von seiner „ewig jungen“ Person sei eine Fülle von Anregungen ausgegangen; so wenig hatte der Kerker seine kraftvolle Natur gebrochen, hier war es auch, wo ihm Strauß seine zwölf musikalischen Sonette widmete, die zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was über die großen Tondichter, einen Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven gesagt und gesungen worden ist. Sie sind ein Beweis dafür, daß Strauß in dem schon angeführten Aufsatz „über die Liederkompositionen und Lieder von Kauffmann“ zu bescheiden von sich redet, wenn er dort beginnt: „wenn ich ein philosophischer Kaiser wäre und Selbstbekenntnisse schriebe, so würde ich den Göttern unter anderen Zutaten, die sie mir erwiesen, auch dafür danken, daß sie, da sie mich weder poetisch noch musikalisch haben ausstatten wollen, mir doch Dichter und Musiker zu Jugendfreunden gegeben haben.“

Es sollte jedoch das Glück Kauffmanns nicht mehr lange dauern. Schon im Jahre 1849 warf ihn eine schwere Krankheit darnieder; zwei Jahre darauf wiederholte sich das Uebel, das eine böse Herzkrankheit mit vielen Atembeschwerden zurückließ. So war schon der Umzug nach Stuttgart, wohin er 1852 auf eine Professur für Mathematik ans Gymnasium berufen wurde, eine große Anstrengung. Und am 11. Februar 1856 sank er bei der Rückkehr in sein Haus, vom Schlag getroffen, in die Arme seiner Gattin: er war tot. Auf dem Hoppelau-Friedhof haben sie ihn begraben. Der Liederkranz sang das von ihm komponierte Lied: „Ins stille Land, wer leitet uns hinüber?“, und unter den Klängen eines Chorals sank der Sarg in die Erde. Ein einfacher Denkstein mit einer Leyer bezeichnet die Stätte. Sein Freund Strauß schrieb: „Nicht als lebensmüder Greis, als Mann im Vollbesitz seiner Kraft und Munterkeit sollte er in unserem Andenken fortleben. Es trifft auf

ihn das Wort Suetons zu: „sortitus exitum facilem et qualem semper optaverat.“ Fünf Jahre später folgte ihm die geliebte treffliche Gattin nach.

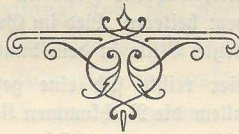
Und nun noch ein kurzes Wort über sein Lebenswerk. Dem Beruf nach war es die Mathematik, und er versäumte diese nicht. Hat er doch eine Reihe von mathematischen Büchern herausgegeben, die seiner Zeit sehr angesehen waren und mehrere Auflagen erlebten, wie auch sein Unterricht in Geometrie und Stereometrie ein fruchtbarer war. Aber das interessiert uns doch hier weniger, sondern was hat er als Musiker geleistet? Wir hörten schon, daß die einzige Symphonie, die er komponierte, nicht mehr vorhanden ist. Er begann auch eine Oper, aber er vollendete sie nicht. Seine Stärke war vielmehr das Lied, und hier zeigt sich sein feines Verständnis für die Dichter; Goethe voran, dann Platen, Lenau, Kerner, Geibel, Heine, und ganz besonders Mörike hatten ihm angetan, und was sie ihm ins Herz hineingesungen haben, hat er in Tönen wiedergegeben. Es ist im ganzen nicht gar viel, was er geschaffen hat, aber lauter Gediegenes. Im Jahre 1838 waren es 12 vierstimmige Männerchöre und dann kamen einzelne Lieder, im ganzen etliche 40. Ich bin zu wenig Mann vom Fach, als daß ich mir ein Urteil erlauben dürfte, und führe darum das Wort von Strauß an, der über ihn sagt: „Was zum Liede erforderlich ist, stund völlig in seiner Gewalt. Selbst Sänger (er hatte eine schöne Bassstimme) und lebenslang beliebter Leiter singender Kreise kannte er die Natur, den Charakter, den Umfang und die Ausdrucksfähigkeit der verschiedenen Stimmlagen aus dem Grund und als gründlicher Kontrapunktist, dabei geübter Klavierspieler, wußte er der Begleitung zugleich Bedeutung und Anmut zu geben. Nun aber kamen seine Eigenschaften als Mensch seinem musikalischen Talent und dem Fach, das er sich für dieses ausersehen, aufs trefflichste zu statten. Er war eine kernhafte, frische, naive Natur. Alles Matthe, Welke, wie andererseits alles Gemachte, Gespreizte war ihm von Haus aus fremd. Dabei war er eine einfache, innige, in sich gegründete Persönlichkeit. Und gerade so sind seine Lieder: In knapper Schale ein voller Kern, Naturlaute in streng künstlerische Form gefaßt. Ihr Eindruck ist nicht Zerstreung und Zerrissenheit, sondern Sammlung und Befriedigung.“ — Doch, was sollen wir über die Lieder reden?

Hören wir sie lieber, und wir werden uns aufs neue und immer wieder freuen, daß unser Schwabenland diesen trefflichen Mann sein eigen nennt, und daß unser Ludwigsburg diesen fünften zu den vier berühmten Söhnen hinzurechnen darf.

Unmittelbar an diese Ansprache schlossen sich gesungliche Vorträge an, für die sich Herr Rechtsanwalt Hugo F a i ß t (Bariton) und Fräulein Hedwig S c h w e i c k e r (Mezzo-Sopran) in selbstloser Weise zur Verfügung gestellt hatten. Beide Künstler entfalteten in dem reichen Strauße der dargebotenen Lieder Kauffmanns alle ihre Vorzüge. Den Reigen eröffnete Hugo F a i ß t mit dem „Abendlied“, dessen duftigen Zauber er zu feinem Ausdruck brachte, dann folgten das wehmütig-ernste „Ständchen“, das scharf charakterisierende „Des Hammerknechts Liebe“, in einer weiteren Serie „Sehnsucht“, das von liebenswürdigem Humor beseelte „Hätt' ich irgend noch Bedenken“, und schließlich das „Trinklied“, das der Künstler mit packendem Ausdruck und herzerquickender Frische sang. Sämtliche Darbietungen, so verschieden auch ihr Charakter war, bekundeten Faißts anerkannte Künstler-schaft aufs neue und so war der gereichte Lorbeer mit Widmung wohlverdient. Auch Hedwig S c h w e i c k e r bereitete mit ihren Vorträgen auf-richtige Freude. Das Junige, Gemütvolle ihres Vortrages macht sie so recht geeignet zum Vortrag Kauffmann'scher Lieder, deren einfache, edle Melodik keine Künstelei erträgt. An das „Schlummerlied“ reihten sich „Die badende Elfe“, deren zarte Stimmung der Künstlerin prächtig gelang, der neckische „Gärtner“, weiter „Es schläft die See“, „So hast Du ganz und gar vergessen“, und „Schön Rohtraut“, letzteres wurde besonders schön gesungen. Den Beschluß des Konzerts bildeten 6 Schubertlieder, in die sich Herr Faißt und Fräulein Schweicker teilten und die ebenfalls eine ausgezeichnete Wieder-gabe erfuhren, so insbesondere „Der Doppelgänger“, dessen düsteren Charakter Herr Faißt dramatisch malte, während Fräulein Schweicker mit dem reiz-vollen „Wiegenlied“ und dem heiteren „Lied im Grünen“ die Hörer erfreute; „Rastlose Liebe“ war die letzte Blüte in dem bunten Strauße.

An die offizielle Feier reihte sich eine gesellige Vereinigung. An dieser beteiligten sich vor allem die Nachkommen Kauffmanns, die aus allen Gauen des Landes herbeigeeilt waren und sich um das Haupt der Familie, den Universitätsmusikdirektor Professor Dr. Emil K a u f f m a n n von Tübingen, scharten. Es war ein blühender Kranz von Enkeln und Urenkeln des Gefeierten, dessen wohlgelungenes Bildnis mit dem charaktervollen, in seinen oberen Teilen an Beethoven erinnernden Kopfe die erste Seite des Festprogramms zierte. Gemeinderat Otto H o f f m e i s t e r entbot an Stelle des am Erscheinen verhinderten Stadtvorstandes den Gästen den herzlichen Willkomm der Stadt und gab insbesondere der Freude darüber Ausdruck, hier in so großer Anzahl die Nachkommen eines Ludwigsburgers vertreten zu sehen, auf den unsere Stadt stolz sein könne. Er freue sich des ihm gewordenen Auftrags umso mehr, als er von den gleichen Gefühlen durch-

drungen sei, welche die Gäste selbst herbeigeführt hätten. Dann sprach der Redner den Wunsch aus, es möge unseren weiteren Bestrebungen gelingen, das uns gesteckte Ziel der Errichtung eines Mörkedenkmal's, zu dessen Grundstock Musikdirektor Rauffmann die erste Gabe gespendet habe, bald zu erreichen. In einem Hoch auf die Familie Rauffmann klang die Ansprache aus. Musikdirektor Professor Dr. Rauffmann dankte mit warmen Worten für die der Familie zuteil gewordene Begrüßung und sprach seine hohe Freude über die Art und Weise aus, wie das Andenken seines guten Vaters hier begangen wurde. Er dankte ferner allen an der Feier beteiligten Faktoren und verlas einen, von allen Anwesenden mit aller Aufmerksamkeit verfolgten Brief seines Vaters aus dem Jahre 1844, der über die Denkweise Rauffmanns und seine Stellung zur „modernen Musik“ interessante Aufschlüsse gibt, andererseits durch seine drastische, ungeschminkte Ausdrucksweise den Hörern viel Vergnügen bereitete. Professor Otto Schanzenbach brachte den aus Calw an ihn gelangten Brief eines Schülers Rauffmanns, der von hoher Verehrung für den ehemaligen Lehrer zeugte, zur Verlesung und kleidete seine persönlichen Gefühle zur Gedenkfeier in die Form eines ansprechenden Gedichtes. Er schloß mit einem Hoch auf diejenigen, die uns den schönen Abend bereitet haben. Da eine Anzahl der Rauffmann'schen Familienglieder noch die späteren Abendzüge benützen wollte, so lichtete sich um 11 Uhr rasch der Kreis der Anwesenden. Der Historische Verein aber darf frohgemut auf die Feier zurückblicken, hat er doch einen der besten Söhne unserer Stadt in würdiger Weise geehrt.*)



*) Bericht der „Ludwigsburger Zeitung“ vom 28. November 1903.

Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg

von

L. Belschner.

Der Name Friedrich Schiller ist mit Ludwigsburg für immer aufs engste verbunden. Denn dreimal hat der Dichter unserer Stadt für längere Zeit angehört.

Zum erstenmal in dem kindlichen Alter von 3—4 Jahren (1762—63), als sein Vater, der 1761 Hauptmann geworden war, nach der ruhmlosen Rückkehr der Württemberger aus dem Siebenjährigen Krieg mit dem Regiment von Stein hieher versetzt wurde. Auch als Vater Schiller zwischenhinein für einige Zeit die Garnison Stuttgart zu beziehen hatte, scheint seine Familie ihre Wohnung hier beibehalten zu haben. Wo sich die letztere befand, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Sollte sie vielleicht in dem Hause Aspergerstraße 7 zu suchen sein, das die Ludwigsburger Ueberlieferung immer noch als eine Wohnung Schillers festhalten möchte?

Weit wichtiger als dieser erste ist jedoch der zweite Ludwigsburger Aufenthalt für den heranwachsenden Knaben geworden. Am 23. Dezember 1766 kehrte Friedrich Schiller mit seinen Eltern nach dreijährigem Aufenthalt in Lorch, wo sein Vater als Werbeoffizier tätig war, hieher zurück. Hatte dort in dem weltabgeschiedenen Dorfe eine reizvolle Natur, hatten daselbst die Zeugen einer großen Vergangenheit, das Kloster, der Hohenstaufen und vieles andere sowohl unmittelbar als auch durch des Vaters Mund von der Herrlichkeit der deutschen Vorzeit zu dem aufgeweckten Knaben gesprochen, so trat er jetzt aus dem Reiche der Natur in das der Kunst ein, aus dem ländlichen Kleinleben in das rauschende Treiben

einer der glänzendsten Hofstädte Europas, aus dem Traum von verschwundener Herrlichkeit in den berückenden Zauber einer märchenhaften Gegenwart.

Im Jahre 1764 hatte Herzog Karl im Aerger über Stuttgart seinen Hof nach Ludwigsburg verlegt. Jetzt wurde das Schloß, das im Innern noch nicht vollständig ausgebaut war, mit verschwenderischer Pracht vollendet, die Ordenskapelle zu einer bezaubernd schönen Hofkapelle umgewandelt und durch den Maler Guibal mit farbenprächtigen Gemälden geschmückt. Der herzoglichen Familiengalerie trat eine wertvolle Gemäldegalerie zur Seite, die von dem soeben genannten Künstler und seinen Schülern aus der Académie des arts mit schwungvoll entworfenen Deckengemälden verschönert wurde. Neben dem Schloßtheater erhob sich in unglaublich kurzer Zeit ein hölzernes Opernhaus mit vier Galerien, das alle anderen Opernhäuser Deutschlands an Größe und Glanz überstrahlte. Eine große Zahl von Kronleuchtern verbreitete darin eine Fülle von Licht; Spiegelwände schienen dem gewaltigen Raume eine Ausdehnung ins Unendliche zu verleihen. Die Bühne hatte einen so großen Umfang, daß ganze Regimenter zu Fuß und zu Pferd über sie hinziehen konnten. Löwen und Elefanten bewegten sich geschickt zwischen lebenden Pflanzen, und Götter und Elfen belebten mittels Flugwerk auch die höheren Regionen. Die Dekorationen und Gewänder, die bei den Aufführungen zur Verwendung kamen, galten geradezu als muster-gültig, so daß damals der König von Frankreich seine Bekleidungs- und Dekorationskünstler nach Ludwigsburg sandte, um hier das, was der hochentwickelte Geschmack und die Prunksucht des Hofes zu ersinnen wußte, für die Theater in Versailles und Paris abzeichnen zu lassen.

Eine zweite Sehenswürdigkeit von europäischem Range war nach dem Urtheil aller Reisenden die Orangerie des Herzogs. Sie befand sich auf der Südseite des Schlosses in einem Gebäude von 240 m Länge und 30 m Breite und war fast ganz aus Glas hergestellt. Unter einem künstlichen Sternenhimmel, der von viel tausend Lichtern erhellt war, wandelte man mitten im Winter durch Orangen- und Zitronenalleen, aus deren dunklem Laube die goldenen Früchte verlockend hervorleuchteten. Weingärten voller Trauben und reichbeladene Obstbäume boten abwechselungsweise ihre süßen

Früchte dar, während bunte Blumenbeete das Auge ergötzten und kleine Seen mit ihren springenden Strahlen den Zaubergarten belebten.

Um das Schloß her erweiterten und verlängerten sich die vielreihigen Baumgänge von Jahr zu Jahr; die Solitude wurde durch eine schnurgerade Allee mit der Stadt verbunden und in nächster Nähe von Ludwigsburg entstand an einem reizenden See das Seeschloß (Montrepos). Die Stadt aber wurde durch Erbauung der Karlsstadt um sich selbst vergrößert. Dort fand das neue großgedachte Arsenal samt einer Anzahl Kasernen seinen Platz. Auch eine öffentliche Landesbibliothek wurde in diesem Stadtteil gegründet, während der Hofbuchdrucker Chr. Fr. Cotta eine Buchdruckerei und der Glockengießer Neubert eine Stück- und Glockengießerei daselbst errichtete. Wenige Jahre vor Schillers Ankunft war ferner die von Privaten im östlichen Stadtteil angelegte Porzellanfabrik vom Herzog übernommen worden, der in ihr ein wichtiges und wirksames Mittel sah, den Glanz seines Hofes in den Augen der fremden Besucher zu vermehren.

Den Glänzen und Genießen galt ihm damals als das einzige Ziel, auf das sein ganzes Sinnen und Sorgen gerichtet war. Am Hofe eines solchen Fürsten wimmelte es natürlich von Hofmarschällen, Kammerherren, Stallmeistern, Jägermeistern, Pagen, Lakaien, Jägern, Kammerdienern, Bereitern, Kutschern, Läufern, Sängern und Tänzern beiderlei Geschlechts; auch Hofmohren und ein Hofzweig fehlten nicht. Gehörten doch im ganzen zu jener Zeit nicht weniger als 1800 Personen zum Hofstaat in Ludwigsburg. Eine reichbesetzte Oper, deren Mitglieder lauter namhafte Künstler, zum teil Sterne erster Größe waren, ein Ballet, das nicht mehr übertroffen werden konnte und ein vorzügliches französisches Theater dienten den Zwecken des Herzogs. Dazu kam noch eine zahlreiche Garnison, die zu Schillers Zeit bei einer Gesamteinwohnerschaft von 11464 Seelen im Jahre 1772 über 6000 Mann zählte. Da füllten sich die weiten Plätze, Alleen und Straßen mit Hofleuten in seidnen Fräcken samt Haarbeuteln und Degen, mit Offizieren und Soldaten in glänzenden Uniformen und überhaupt mit einer buntgemischten Gesellschaft, die den verschiedensten Berufsständen und Lebensstellungen angehörte.

Kein Wunder, wenn solch' ein Hof auf die große Schar adeliger

Müßiggänger, die zu jener Zeit von einem Hof zum andern zogen, eine große Anziehungskraft ausübte, wenn abenteuernde Herren und Damen aus aller Herren Länder nach Ludwigsburg strömten, um daselbst „ihr Glück zu machen“. Hier fehlte es niemals an Unterhaltung und Vergnügen. Galoppartig stürmte der Herzog und mit ihm die ganze Schar seiner Höflinge von einem Vergnügen zum andern. Opfern, Konzerte, Theater, Bälle, Maskeraden, Reisen im In- und Ausland wechselten ohne Ruhe und Rast mit einander ab. Je nach der Jahreszeit kamen noch Jagden, Schlittensfahrten, Illuminationen, Gondelfahrten auf dem Feuersee und in Monrepos und Feuerwerke im Favoritpark hinzu; und als der Herzog im Frühling des Jahres 1767 aus Venedig zurückkehrte, bei welcher Gelegenheit ihm die Stadt einen großartigen Empfang bereitete — es war das erste unter den glänzenden Festen, die Schiller hier erlebte — trat zu all' diesen Vergnügungen noch das huntbewegte Treiben der venezianischen Messen auf dem Marktplatz mit ihrer berückenden, sinnberauschenden Wirkung.

Das war der Boden, in den Schiller mit des Vaters Versetzung nach Ludwigsburg verpflanzt wurde. So mannigfaltig und großartig, so ungewöhnlich und spannend die Ereignisse waren, die sich an diesem Plage abspielten, so gewaltig müssen auch die Eindrücke gewesen sein, die sie in dem Knaben zurückließen, der dafür mit einem empfänglichen Gemüt, mit offenem Sinn und vor allem mit einer lebhaften, geschäftigen Einbildungskraft ausgestattet war. „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden“, schrieb ihm sein Vater, als sich Schiller später mit dem Plane trug, sie aufzuzeichnen. Es bleibt ewig zu bedauern, daß er diese seine Absicht nicht ausgeführt hat. Wir würden damit ein viel besseres Bild von dem Ludwigsburg Herzog Karls erhalten, als es Justinus Kerner geben konnte, dem in seinem „Bilderbuch“ aus der Knabenzeit der Spaßmacher unausgesetzt das Konzept verrückt, was zwar die Anziehungskraft seiner Darstellung erhöht, aber die geschichtliche Treue des von ihm gezeichneten Bildes notwendig beeinträchtigen muß. Wäre es z. B. nicht sehr wertvoll, zu wissen, ob Schiller nicht schon im Knabenalter ein Interesse am Glockenguß bekundete und ob er nicht oftmals die Neubert'sche Glockengießerei besucht hat, was kaum zweifelhaft sein dürfte, zumal, da sie in der Nähe seiner Wohnung lag?

Dann würde sich zeigen, was auch ohne bestimmten Anhaltspunkt aus inneren Gründen angenommen werden muß, daß so manches, was er in seiner Jugend erlebte, bald „unter die Schwelle des Bewußtseins“ versank und dort verborgen lag, bis eine neue Anregung ähnlicher Art den längst vergessenen Eindruck wieder zu neuem Leben erweckte. Bezüglich des Glockengusses geschah dies in Rudolstadt. Ähnlich ist es Schiller, wie jedem Menschen, sicherlich noch mit vielen anderen Jugendeindrücken ergangen, umsomehr, als ihm diese in einer so reichen Fülle zuströmten, daß er sie unmöglich alle im Kindesalter verarbeiten konnte.

Wie die Dinge nun liegen, sind wir auf das Wenige angewiesen, was wir aus gelegentlichen Aufzeichnungen seiner Angehörigen und Freunde erfahren, und können einzelnes andere nur aus einer vergleichenden Zusammenstellung der Schillerschen Werke und Aussprüche mit den Vorgängen in Ludwigsburg, die während des hiesigen Aufenthalts in seinen Gesichtskreis traten, erschließen.

Den Offizieren stand samt ihren Familien der Zutritt zum Theater unentgeltlich offen. Diese Erlaubnis benützte Hauptmann Schiller nicht nur für sich selbst; bisweilen durften ihn auch seine beiden ältesten Kinder, Friedrich und die um zwei Jahre ältere Schwester Christophine, dorthin begleiten. Da sah denn der zukünftige erste Dramatiker des deutschen Volkes die prunkvollsten Ausstattungstücke seiner Zeit, er hörte die einschmeichelnde italienische Musik, und mochte ihm auch vieles von dem französischen und italienischen Theaterzauber unverständlich bleiben, so war er doch ganz Auge und Ohr und glaubte sich in eine Feenwelt versetzt. Und was er gesehen hatte, das versuchte er bald selbst nachzuahmen. Er stellte sich aus Büchern eine Bühne zusammen und spielte nun mit Papierpuppen, die Schwester Christophine gezeichnet und übermalt hatte, fleißig Komödie, und schließlich suchte er mit seinen Kameraden und Geschwistern — der Kreis der letzteren war 1766 durch Schwester Luise erweitert worden — selbst Schauspiele darzustellen. Stühle, im Halbkreis aneinander gereiht, bildeten die Zuschauer, und Geschwister und Kameraden übernahmen als Schauspieler die Rollen, die ihnen der junge Dichter zuteilte. Er selbst war freilich kein vortrefflicher Schauspieler, weil seine Lebendigkeit alles übertrieb.

Von einer anderen Seite noch nahte ihm in dieser Zeit die

Dichtung durch den Dichter Schubart, der im Jahre 1769 als Organist nach Ludwigsburg kam und hier sofort als ein Apostel Klopstocks auftrat. Nicht nur in seinen ästhetischen Vorlesungen, die er vor den Offizieren der Garnison hielt und die der lernbegierige Hauptmann Schiller fogut wie seine Kameraden besucht haben wird, auch sonst suchte Schubart unter der Einwohnerschaft Klopstocks Dichtungen bekannt zu machen. Er tat es mit einem Erfolge, daß es noch lange, nachdem der haltlose Dichter seinen hiesigen Wirkungskreis hatte verlassen müssen, in Ludwigsburg manche einfache Handwerker gab, die Klopstocks Messias als ein tägliches Erbauungsbuch benützten. Unter Klopstocks Einfluß fing der Knabe Schiller selbst zu dichten an. Eine Ode „An die Sonne“, ein Trauerspiel „Die Christen“ und ein biblisch-dramatischer Versuch „Absalom“ sind zwar für uns verloren, bewiesen aber mit ihren reimlosen, antiken Strophen, mit welch' tiefen Wurzeln die Dichtungen Klopstocks in Schillers Gemüt eingedrungen waren. Sind doch seine ersten gedruckten Gedichte, „Der Abend“ und „Der Eroberer“ aus den Jahren 1776 und 77 unverkennbar von Klopstock beeinflusst worden.

Mit diesen Anregungen war jedoch das, was Schiller in Ludwigsburg fand, noch lange nicht erschöpft. Wer ein großer dramatischer Dichter werden soll, der braucht schon in der Jugend eine vielseitige Anschauung; er muß die Höhen und Tiefen des Lebens frühzeitig kennen lernen und Gelegenheit haben, den verschiedenen Ständen, nach denen die Verhältnisse die Menschen gliedern, näher zu treten. Wo konnte Schiller das alles besser finden, als gerade in Ludwigsburg, wo er Menschen aller denkbaren Gesellschaftsstufen, Leute, die den aller verschiedensten Stellungen und Nationen angehörten, im Weichbild der Stadt vereinigt sah?

Da war der Herzog, der dem Knaben um so mehr als ein gewaltiger Erdengott erscheinen mußte, weil sein Fürstenstab nicht nur hervorzauberte, was weit und breit kein anderer Mensch vermochte, sondern weil er auch täglich Vorgänge erlebte und von Herrschertaten hörte, die ihm die Ueberzeugung aufdrängten, daß das ganze Land mit allen seinen Einwohnern nur diesem Einen gehöre. Sah er doch den eigenen Vater ganz von diesem gewaltigen Landesherrn abhängig, dessen Laune selbst die nichtsnutzigsten Schurken zu den höchsten Stellen erheben und die ehrenwertesten Männer hinter

schaurig-schmutzigen Kerkermauern verschwinden lassen konnte. In demselben Jahre, in dem die Familie Schiller in Ludwigsburg aufzog, war Wittleder, jener ehemalige Gerbergeselle und Unteroffizier, dem der Herzog die Stelle eines Kirchenratsdirektors übertragen hatte, endlich seines Amtes entlassen worden. Durch den schamlosen Aemterhandel, den dieser gewissenlose, rohe Mensch in Ludwigsburg betrieben hatte, stand seine Person noch lange bei den Einwohnern in einem fluchbeladenen Andenken. Andererseits waren nur wenige Jahre vergangen, seit der unerschrockene Johann Jakob Moser aus dem hiesigen Schlosse weg auf den Hohentwiel geführt wurde, wo er fünf Jahre im Gefängnisse schmachten mußte, obwohl man ihm nichts weiter zur Last legen konnte, als daß er pflichtgemäß die Beschlüsse abgefaßt hatte, in denen der ständische Ausschuß die Forderung neuer ungesetzlicher Steuern zurückwies. „Gehorchen! Herrschen! — Sein und Nichtsein!“ in diese Worte, die Schiller seinem „stolz und herrlich“ daherschreitenden Fiesko in den Mund legt, läßt sich das Verhältnis zwischen dem Herzog und seinen Untertanen zusammenfassen und es ist kein Zweifel, daß dem Dichter, wie Runo Fischer zuerst bemerkt hat, der Herzog bei dieser Stelle als Urbild vor Augen schwebte. „Zu stehen auf jener schrecklich erhabenen Höhe, den ersten Mund am Becher der Freude, tief unten den geharnischten Riesen Geseß am Gängelbände zu lenken — wenn der schöpferische Fürstenstab auch die Träume des fürstlichen Fiebers ins Leben schwingt“, — konnte man bezeichnendere Worte finden für die allmächtige Stellung, in der Herzog Karl namentlich während seiner Ludwigsburger Zeit einem urteilsfähigen Beobachter erscheinen mußte? Und dann lese man, worauf Runo Fischer ebenfalls schon aufmerksam gemacht hat, die Beschreibung des großartigen Maskenfestes, mit dem der Fiesko beginnt. Hat man nicht an vielen Stellen den Eindruck, als ob man sich mitten im Treiben eines der Maskenfeste Herzog Karls befände, wo „die Weine herrlich glitschen, die Tänzerinnen à merveille springen“ und die Verführung ihre höllischen Triumphe feiert? Glaubt man nicht den Herzog selbst zu hören, wenn Fiesko ruft: „Diese Nacht sei eine Festnacht der Götter, die Freude soll ihr Meisterstück machen. Holla! Holla! (Eine Menge Bedienter erscheint.) Der Boden meiner Zimmer lecke cyprischen Nektar, Musik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernem

Schlummer auf, tausend brennende Lampen spotten die Morgensonne hinweg! Allgemein sei die Luft, der bacchantische Tanz stampfe das Totenreich in polternde Trümmer!“ Und an einer anderen Stelle: „Hurtig Sakaien! Man soll den Ball erneuern und die großen Pokale füllen. Ich wollte nicht, daß jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerk ergözen? Wollen Sie die Künste eines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinen Frauenzimmern Zerstreuung? Oder wollen wir uns zum Pharaon setzen?“

Und ist nicht das volkstümliche Urteil über Herzog Karl völlig treffend in „Kabale und Liebe“ wiedergegeben, wenn es dort vom Fürsten heißt: „Es ist der schönste Mann, der feurigste Liebhaber, der witzigste Kopf in seinem Land“?

Ähnlich verhält es sich mit den Zügen, die Schiller im „Don Karlos“ dem Könige Philipp geliehen hat. „Die unnahbare Erhabenheit und Würde, die auch herablassend und gütig sein können, sagt Runo Fischer, erscheinen in der Szene mit den Granden in bewunderungswürdiger Ausprägung. Die Szene selbst gehört zu den vollkommensten, die Schiller gedichtet hat. Woher gewann er, der Sohn des Dorfbarbiers, der es in seinem abenteuerlichen Lebensgange vom Feldscher zum Hauptmann gebracht hatte, eine solche sichere und eingelebte Anschauung, ich möchte sagen Fühlung fürstlichen Wesens, wenn nicht Herzog Karl, ein Meister in der fürstlichen Kunst des Repräsentierens, ihm zum Modell gedient hätte? Und fügen wir gleich hinzu, daß unser Dichter die Kunst, Fürsten darzustellen, überhaupt in einer unvergleichlichen Weise besaß und in allen seinen großen dramatischen Werken, mit Ausnahme der Räuber und des Tell, in so vielen Variationen ausübte. Es wäre nicht zum erstenmal, daß die unwillkürlichen und die unbewußten Eindrücke die tiefsten und wirksamsten sind.“ Dies muß aber vor allem von den ersten Eindrücken gesagt werden, und diese hat Schiller in Ludwigsburg in sich aufgenommen.

Aber nicht nur das Leben und Treiben des regierenden Herzogs hat Schillers Einbildungskraft während seines Ludwigsburger Aufenthalts mit lebhaften Bildern bereichert. Mehr als sonst irgendwo lebten in der zweiten Residenz die Gestalten der vorangegangenen Herrscher noch unverblaßt in der Erinnerung der Einwohner. Noch

gab es viele, die von Eberhard Ludwig, dem Gründer der Stadt, (gest. 1733) und besonders von Karl Alexander, dem Vater Karl Eugens (gest. 1737), aus eigener Anschauung zu erzählen wußten. Mußte das Interesse für sie nicht schon durch die Fürstengruft unter der Schloßkapelle wachgerufen werden, die ihre sterblichen Reste aufgenommen hatte, und in deren geheimnisvolles Dunkel Schiller, wie heute noch jeder Knabe, der in Ludwigsburg wohnt, öfters durch das kleine Fenster auf der Nordseite hinabgeschaut haben wird? Und sollten einander die Kinder nicht schon damals, wie in unsern Tagen, mit geheimnisvollem Flüstern die zu jener Zeit hin und wieder sichtbare Oeffnung in der Uhrtafel des Schlosses gezeigt haben, die der Teufel der Sage nach benützt haben soll, um die schwarze Seele Karl Alexanders in sein höllisches Reich hinabzuholen? Die Geschichte dieses Fürsten wirkte bei Schiller offensichtlich nach, als er seinen „Geisterseher“ verfaßte. Mit ebensoviel Recht aber wird man auch behaupten dürfen, daß die ersten Eindrücke, aus denen das Gedicht „Die schlimmen Monarchen“ entstanden ist, in Schillers Jugendzeit zurückweisen. Ist es nicht, als schauten wir mit dem Dichter in das leblose Dunkel der Fürstengruft hinab, wenn er sagt:

Hier das Ufer? Hier in diesen Grotten
Stranden eurer Wünsche stolze Flotten?

Und erinnert nicht eine der besten Stellen in dem genannten Gedicht ganz unzweideutig an das „Singspiel Phaëton“, das Herzog Karl öfters im hiesigen Opernhaus aufführen ließ? Vergleicht doch der Dichter die Lebensfahrt der schlimmen Monarchen geradezu mit der Phaëtons im Sonnenwagen:

Und ihr raffelt, Gottes Riesenpuppen,
Hoch daher in kindisch stolzen Gruppen,
Gleich dem Gaultler in dem Opernhaus?

Noch deutlicher sind die Finanzkunststücke Karl Alexanders und seines schlimmen Ratgebers, des Juden Süß, gezeichnet mit den Worten:

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falschen Schalle!
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold.
Eure Juden schachern mit der Münze —
Doch wie anders klingt sie über jener Grenze,
Wo die Woge rollt.

Wer erkennt nicht alsbald den gleichen Juden, wenn er in

den „Räubern“ den Ausspruch Karl Moors liest: „Diesen Demant zog ich einem Finanzrat ab, der Ehrenstellen und Aemter an den Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von der Thür stieß?“ Monmartin und Kieger aber müssen jedem in den Sinn kommen, der an der gleichen Stelle die Worte beachtet: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt. Der Fall seines Nachbarn war seiner Hoheit Schemel.“ Den ersteren sah Schiller hier oftmals; der zweite aber war sein Pate.

Zu diesen Ludwigsburger Vorbildern gesellt sich dann noch der große Kreis der Hofgesellschaft: Hofmarschälle und Höflinge aller Art, Hofdamen und Zosen, Lakaien und Mohren. Sie alle hat der Dichter während seiner Kindheit hier täglich vor Augen gehabt und in ihrer Eigentümlichkeit in seinen Vorstellungskreis aufgenommen; er wäre sonst gar nicht im Stande gewesen, sie mit der Vollkommenheit zu zeichnen, mit der ihm diese Figuren überall gelungen sind. Dies gilt in ganz besonderem Sinne für den Mohren im Fiesko, der, weit davon entfernt, eine geschichtliche Person zu sein, vielmehr längst als eine eigene freie Erfindung des Dichters erkannt ist. Wenn Schiller mit der Zeichnung dieses schwarzen Gaumergenies ein wahres Meisterstück geschaffen hat, so bewundern wir darin mit Recht seine dramatische Kunst; es wäre ihm aber gewiß nicht in den Sinn gekommen, eine solche Figur in sein Stück einzuführen, wenn er nicht in seiner Jugend leibhaftige Mohren, die zu den vertrautesten Dienern des Herzogs gehörten, in Ludwigsburg zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte.

In ähnlicher Weise läßt sich nachweisen, daß Schiller namentlich in „Wallensteins Lager“, dem besten Lustspiel, das die deutsche Literatur kennt, die Eindrücke verwertete, womit das Soldatenwesen in Ludwigsburg seine Einbildungskraft bewegt und bevölkert hat. Auf jeden echten Knaben übt ja das Soldatenwesen eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; auf den Soldatensohn wirkt es mit verdoppelter Kraft, zumal, wenn noch, wie bei Schiller die Erzählungen des Vaters, der aus seinen Feldzügen allerlei anziehende und fesselnde Erlebnisse zu berichten mußte, dazu kommen. Ludwigsburg war seit den letzten Jahren Eberhard Ludwigs der

Hauptwaffenplatz Württemberg's. Herzog Karl vermehrte die Garnison, die schon die Soldatenliebe seines Vaters namhaft vergrößert hatte, noch um ein Beträchtliches. Gehörte doch während Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg über die Hälfte der Bevölkerung dem Militärstande an (vergl. S. 81). Alle Waffengattungen waren am hiesigen Orte vereinigt. Die Regimenter bestanden zu damaliger Zeit aus angeworbenen Söldnern, die wie Wallensteins Truppen, von denen Schiller sagt,

Daß sie aus Süden und Norden

Zusammen geschneit und geblasen worden,

die verschiedensten Länder Europas ihre Heimat nannten. Auch von ihnen war mancher, wie der Erste Kürassier, schon „weit in der Welt herumgekommen“ und zuvor in aller möglichen Fürsten und Republiken Diensten gestanden. Gar mancher war „unter der Muskete ergraut“, und groß war die Zahl derer, die im Ehestand lebten und „den Vatersegen genossen“. Sollte Schiller den derben Soldatenwitz, nach welchem

Die Armee sich immer muß neu gebären,

nicht während seiner Kinderjahre oftmals in Ludwigsburg gehört haben? Riecht er doch ganz unverfälscht nach der Kaserne. Und wie die Herkunft und die Lebensschicksale der einzelnen Soldaten verschieden waren, so waren es auch die Triebfedern, die sie der Armee in die Arme getrieben hatten. Der eine suchte, wie der Wachtmeister, Macht und Ruhm und Ehre; ein anderer fühlte sich, wie der Erste Kürassier, nur im Soldatenstande als solchem wohl und konnte von sich sagen:

Hab' den Kaufmann geseh'n und den Ritter

Und den Handwerksmann und den Jesuiter,

Und kein Aock hat mir unter allen,

Wie mein eisernes Wams gefallen.

Frei will ich leben und also sterben,

Niemand berauben und niemand beerben,

Und auf das Gehudel unter mir

Reicht wegschauen von meinem Tier.

Ein dritter hatte, wie der Erste Jäger, den Wunsch:

Frei will ich leben und müßig gehn,

Alle Tage 'was Neues sehn!

Allen gemeinsam aber war das gehobene Selbstgefühl,

das sich in einen bewußten Gegensatz stellte zum bürgerlichen Dasein. Schiller spricht es mit den Worten aus:

Es treibt sich der Bürgermann trüg und dumm
Wie des Färbers Gaul nur im Ring herum;
Aus dem Soldaten kann alles werden;

darum „spreizt er sich“ auch und „wirft sich in die Brust“; hat er doch seiner Meinung nach mit „Helm und Wehrgehäng“ einen „neuen Menschen angezogen“ und ist damit ein Glied einer „würdigen Menge“ geworden. Wer aber auch in der Uniform noch bürgerlichen Ansichten huldigt, der „denkt wie ein Seifensieder“ und gehört unter die „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“.

Ein derartiges hochgespanntes Selbstgefühl steigert sich leicht bis zum Uebermut und zur Anmaßung, die den Bürger und Bauer als einen „Halunken“ oder „Sund“ ansieht und behandelt. Schillers eigener Vater, den wir doch als einen braven und rechtlich denkenden Mann kennen, war nicht ganz frei von dieser Anschauungsweise, wie folgender Vorfall beweist, den wir den oberamtlichen Akten aus damaliger Zeit entnehmen.*)

Im Dezember 1774 ließ die Ludwigsburger Bauverwaltung Eis aus dem See in Monrepos herausbrechen, um damit die herzogliche Eisgrube beim hiesigen Residenzschloß mit dem nötigen Vorrat zu versehen. Diese Arbeit hatten einige ständige Tagelöhner der Bauverwaltung in Gemeinschaft mit 14 Bürgern von Asperg, die zur Fronleistung befohlen waren, unter Leitung eines „Bauknechts“ zu verrichten. Als man an die Arbeit ging, zeigte sich's, daß das Eis ohne Karren kaum über das Ufer herauszubringen war. Da in der Nähe des Seeschlosses eine Anzahl herrschaftlicher Karren stand, die zur Zeit von niemand benützt wurden, so bedienten sich die Arbeiter dieser Hilfsgeräte. Der Aufseher wußte zwar, daß die Karren einem militärischen „Arbeitskommando“, das unter dem Befehl des Hauptmanns Schiller stand, zugehörten, hielt sich aber, da das Kommando nicht sichtbar wurde, für berechtigt, die Karren zu benützen, zumal, da er selbst mit seinen Leuten im Dienste der „Herrschaft“ tätig war. Zwei Tage hatte man so gearbeitet; da erschien am dritten Morgen Hauptmann Schiller mit seinem

*) Eine Abschrift davon verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Ingenieurs Fr. Kübler hier.

„Arbeitskommando“, das sich aus einigen Unteroffizieren und einer größeren Anzahl von Soldaten zusammensetzte, ebenfalls beim „Seehäuslein“ (so nannte man damals noch das heutige Monrepos).

Schiller ging an den Arbeitern, die ihn grüßten, vorüber, sah die Karren, sagte aber nichts, sondern begab sich in geringer Entfernung von den Eisbrechern mit seinem Kommando ruhig an die Arbeit. Nach einiger Zeit schickte er jedoch einen Unteroffizier an den Aufseher und ließ in barschem Tone fragen: „Wer heißt euch die Karren nehmen?“ Letzterer verfügte sich sofort zu dem Hauptmann und ersuchte ihn, wie es scheint, in durchaus anständiger Form um die Erlaubnis, die Karren bis zur Vollendung der Arbeit, die nur noch kurze Zeit in Anspruch nehme, benützen zu dürfen. Da fuhr ihn Schiller an, „er solle nicht rasonieren,“ und obwohl der Baufnecht auch jetzt kein unziemliches Wort erwiderte,*) nahm Schiller dem zunächst stehenden Unteroffizier den Stock aus der Hand — die Unteroffiziere „führten“ also auch damals noch „des Kaisers Stock“ — und schlug nach dem Aufseher, der sich jedoch einer solchen Behandlung so schnell als möglich durch die Flucht entzog. Jetzt befahl der Hauptmann den Unteroffizieren „vom Leder zu ziehen“ und den Flüchtigen zu verfolgen. Diese setzten ihm alsbald nach; Schiller selbst folgte und rief ihnen zu, „sie sollen den Kerl nur recht 'rum prügeln“. Der Aufseher gewann jedoch bald einen bedeutenden Vorsprung. Aus Aerger darüber wandte sich nunmehr ein Unteroffizier gegen die ruhig dastehenden Asperger Fröner und schlug einen von ihnen mit dem bloßen Seitengewehr, was diesen zu der Aeußerung veranlaßte: „Was es denn Schlagens brauche, er weigere sich ja nicht, den Karren herauszuführen.“ Darauf ließ der Korporal von ihm ab, um einen andern zu treffen. Dem Geschlagenen eilte sein Schwager, der sich wie jener unter den Frönern befand, zu Hilfe, um den Angreifer abzuwehren, worauf sich der letztere auch sogleich den Helfer zum Ziel seiner Mißhandlungen nahm. Nun erhob der zuletzt Angegriffene seine Art, um die Schläge des Korporals zu parieren. Als dies die andern Unteroffiziere sahen, waren sie, wie es scheint, der Meinung, der Asperger wolle von

*) Die Untersuchung wurde von Oberamtmann Kerner, dem Vater des Dichters vorgenommen, der die Zeugen darauf hinwies, daß sie ihre Ausfagen unter Umständen zu beschwören haben würden.

seiner Art Gebrauch machen und schlugen zu dreien heldenmütig mit ihren Stöcken auf den Mann los, während Schiller kommandierte: „Schlagt zu! Schlagt den Kerl, schlägt den Hund tot!“ Einer solchen Uebermacht gegenüber hielt es nun auch dieser für geraten, die Flucht zu ergreifen. Als er entkommen war, drangen außer den Unteroffizieren auch die Soldaten auf die übrigen Bauern ein und schlugen, ohne daß man ihnen Gelegenheit zur Verantwortung gegeben hätte, „wie wenn sie nur Hunde gewesen wären, unter lauter Fluchen, Schwören und Schelten auf sie ein“. Hauptmann Schiller aber hielt seine Leute nicht nur nicht von diesen Gewalttaten ab, sondern wiederholte auch jetzt seinen oben mitgetheilten Kommandoruf wörtlich mehrfach wieder, bis schließlich alle Arbeiter ihr Heil in der Flucht suchten. Als sich dann später die Fröner wieder sammelten, um sich gemeinsam in Ludwigsburg bei dem Bauverwalter über die ihnen widerfahrene Mißhandlung zu beschweren, faßte Hauptmann Schiller denjenigen, der die Art zur Abwehr benützt hatte, als er an ihm vorüber kam, bei den Haaren, zog ihm den Kopf auf die Seite und fragte ihn: „Kerl wie heißt Du?“ Nachdem der Mann seinen Namen angegeben hatte, „habe das Kommando zu den Arbeitern gesagt (so schließt das oberamtliche Aktenstück): „Bleibet da, schaffet fort, wir wollen Euch die Schubkarren geben“ — ein Beweis, daß das Kommando die Schubkarren wohl entbehren konnte.“

Wem fällt nicht, wenn er diesen Bericht liest, die Bauernszene in Wallensteins Lager ein? Ist es nicht, als ob wir die „Stimmen aus dem Zelte“ vernehmen würden:

Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!
und dazwischen des Bauern klägliche Stimme:

Hilfe! Barmherzigkeit!

dann wieder den Ersten Jäger:

Hol mich der Teufel! Da sehts Hiebe!

hierauf den Zweiten Jäger:

Da muß ich dabei sein!?

Wenn schon ein Mann von so redlicher Denkart und von so gesundem Sinn, wie Schillers Vater, sich zu einer solchen Uebereilung hinreißen ließ, wie müssen da erst die schlimmen Elemente im Heere aufgetreten sein! Es kann deshalb kein Zweifel sein, daß Schiller

als Knabe hier öfter als ihm wünschenswert war, ähnliche peinigende Vorgänge mitangesehen und miterlebt hat.

Die Einwirkungen seiner Jugenderlebnisse in Ludwigsburg lassen sich bei Schiller in dieser Richtung noch weiter verfolgen. Den gleichen Soldatenübermut finden wir wieder in der Szene mit dem Rekruten, wo sich dieser von dem ihn begleitenden Bürger verabschiedet. Hier hat der Dichter zugleich den eigenartigen Soldatenhumor in seiner ganzen großartig-kecken Verbtheit zum Worte kommen lassen.

- Rekrut:** Grüß den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.
- Erster Jäger:** Sieh, da bringen sie einen Neuen!
- Bürger:** O, gib acht, Franz, es wird dich reuen!
- Rekrut (singt):** Trommeln und Pfeifen zc.
- Zweiter Jäger:** Seht mir, das ist ein wackerer Kumpan!
- Bürger:** O, laßt ihn! er ist guter Leute Kind.
- Erster Jäger:** Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind.
- Bürger:** Ich sag' euch, er hat Vermögen und Mittel;
Fühlt her, das feine Lüchlein am Kittel!
- Trompeter:** Des Kaisers Rock ist der höchste Titel.
- Bürger:** Er erbt eine kleine Mützenfabrik.
- Zweiter Jäger:** Des Menschen Wille, das ist sein Glück.
- Bürger:** Von der Großmutter einen Kram und Laden.
- Erster Jäger:** Pfui, wer handelt mit Schwefelfaden!
- Bürger:** Einen Weinschant dazu von seiner Paten,
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein.
- Trompeter:** Den teilt er mit seinen Kameraden.
- Zweiter Jäger:** Hör Du! Wir müssen Zeltbrüder sein.
- Bürger:** Eine Braut läßt er sitzen in Tränen und Schmerz.
- Erster Jäger:** Recht so, da zeigt er ein eisernes Herz.
- Bürger:** Die Großmutter wird vor Kummer sterben.
- Zweiter Jäger:** Desto besser, so kann er sie gleich beerben. —

Zeigt uns die Bauernszene die soldatische Roheit in nackter Gestalt, so kleidet sich diese Eigenschaft hier in der Bürgerszene in das Gewand des Wizes. Letztere wirkt daher zunächst weniger abstoßend; ja es ist geradezu ergötzlich, zu sehen, wie der Bürger, der die Gründe, mit denen er den Rekruten vom Eintritt in das Heer abhalten will, mit jedem Satz zu steigern sucht, von den Soldaten in gleichem Maße mit immer stärkeren Scherzreden übertrumpft wird, bis uns schließlich bei einer Aeußerung von verblüffender Gefühlzroheit, die sich die beiden Jäger in Bezug auf den Kummer

der Braut und der Großmutter leisten, jedes Lachen auf den Lippen erstirbt. Aber die ganze Szene ist so zutreffend dem Gebaren des Berufssoldaten abgelauscht und bringt den Geist, der „in einem solchen Korps tut leben“, so lebendig und unbefangen zum Ausdruck, daß wir auch hier wiederum zu dem Schluß kommen müssen: nur ein Dichter, der sich durch unmittelbare, langjährige Beobachtung ein sicheres Gefühl für die soldatische Denkart angeeignet hat, kann eine solche Szene schreiben. In dieses sichere Gefühl für den eigenartigen Soldatengeist kann sich aber Schiller nur während seiner Knabenjahre in Ludwigsburg eingelebt haben: in der Karlschule fehlte ihm die Gelegenheit zur Beobachtung des Treibens der gemeinen Soldaten, und als er in der Eigenschaft eines Feldschers selbst dem Heere angehörte, trat er den Soldaten als Vorgesetzter gegenüber, vor dem sie immerhin eine gewisse Zurückhaltung beobachten mußten, sich also nicht gehen lassen durften, wie sie taten, wenn sie ganz unter sich waren.

In Schillers Einbildungskraft lebte, wie wir dies später bei Justinus Kerner in ähnlicher Weise wieder finden, eine Reihe von ausgeprägten, ergötzlichen Gestalten aus der hiesigen Garnison. Sollten darunter nicht auch Vertreter der Art gewesen sein, die niemals ganz aussterben kann, Menschen, die ihre Vorgesetzten in allen Kleinigkeiten und gerade in diesen am erfolgreichsten nachzuzahlen verstehen, Leute, von denen das Wort galt:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,

Das habt ihr ihm trefflich abgeguckt?

Und die Soldatenmoral:

Was nicht verboten ist, ist erlaubt,

deren Anhänger sich auch heute noch zahlreich im Heere finden, hat er gewiß oft genug mit denselben Worten hier aussprechen hören.

Nicht selten ist auch der Ruf: „Zum Profos! Zum Profos,“ und der andere: „Der muß baumeln!“ an sein Ohr gedrungen. Der Profos hatte zu Schillers Zeit noch wie im Dreißigjährigen Kriege das Amt des Strafvollzugs, und Strafen mußten damals noch weit häufiger als heutzutage im Heere verhängt werden. Galt doch die Armee gerade unter Herzog Karl als eine Zuchtanstalt für Aushauser, mißratene Söhne, Taugenichtse, Faulenzer und Sträflinge. Gehörten in einer solchen Gesellschaft Verbrechen zu

den alltäglichen Vorkommnissen, so waren andererseits auch die Strafen, womit sie geahndet wurden, viel strenger als in unsern Tagen. Verschärft wurde sie außerdem noch dadurch, daß ihr Vollzug nicht selten in voller Deffentlichkeit stattfand. Christian Heinrich Zeller, der zwei Jahrzehnte nach Schiller seine Schuljahre hier verlebte, hat nach seinen eigenen Aufzeichnungen auf dem kleinen Exerzierplatz, dem heutigen Karlsplatz, die Strafe des Spießrutenlaufens oftmals mitangesehen und später in ihrem ganzen abschreckenden Verlauf geschildert.*) Auf dem gleichen Platze, sowie inmitten der Stadt auf dem Marktplatze wurden auch die Hinrichtungen, zu denen die Verbrecher im Heere verurteilt waren, vollstreckt. — Eine alte Chronik aus der Zeit Herzog Karls berichtet uns zweimal von Straffällen aus Schillers Zeit, die auf den genannten Plätzen am Galgen ihre Sühne fanden.

Es war ein Glück, daß solch' schreckhafte Eindrücke in der raschlebigen Hofstadt bald wieder durch Ereignisse freundlicherer Art verwischt wurden. Dazu gehörten auf militärischer Seite die *Revue*n, die meist im Beisein hoher fürstlicher Gäste vom Herzoge vorgenommen und gewöhnlich eine halbe oder auch eine ganze Woche in Anspruch nahmen, und die berühmten *Lustlager*e. Bei solchen Gelegenheiten erhielt Schiller einen vollen Eindruck vom Gang der Soldatenmaschine, von der er seinen Wachtmeister sagen läßt:

Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,

Recht wie zusammengeleimt und gegossen?

Greifen wir nicht, wie ein Mühlwert stink

In einander auf Wort und Wink?

Die *Lustlager*e insbesondere haben ihm eine lebendige Anschauung des Lagerlebens gegeben, wie er sie eben nur in Ludwigsburg gewinnen konnte. Sie fanden gewöhnlich auf dem Felde zwischen hier und Dshweil oder Pflugfelden statt und währten mindestens einen Monat lang. Der Lagerplatz war mit „Redouten, Schanz- und Fortifikationsgräben“ besetzt und nahm durchschnittlich einen Raum von 15 ha ein. Aus der Mitte des Lagers ragte das Hauptquartier des Herzogs hervor, an Umfang so groß wie ein ganzes Dorf. Dazu gehörten Wohn-, Schlaf-, Ankleide-, Garderobe-, Audienz-, Tafel- und Kaffeezelte; auch ein Ballzelt fehlte nicht. In

*) Vergl. Belschner, Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. S. 140, 141.

nächster Nähe der herzoglichen Räume befanden sich die Zelte für die Marschall- und Kavaliertafel, für Kanzleien, Diener, Pagen und Adjutanten. Ringsherum aber lagerte eine „große Menge Kriegsvolk samt Pferden und Bagage.“ Mehrere Ziehbrunnen, die eigens im Lager gegraben wurden, spendeten dem Heere das nötige Wasser, und Marktender sorgten für Befriedigung der Ansprüche, die noch über die gewöhnliche Verpflegung hinaus von den Truppen gemacht wurden. Die kriegerischen Uebungen verlangten keine übermäßige Anstrengung. Um so lustiger und ungezwungener gestaltete sich unter diesen Umständen das Lagerleben.

Daß sich dabei die lange Liste der „bösen Zahler“ nicht verminderte, dürfen wir stillschweigend voraussetzen. Der böseste Zahler freilich war der Herzog selbst, und die Erinnerung an eigene, bittere Jugenderlebnisse hat bei dem Dichter sichtlich mitgewirkt, wenn er den Trompeter auf des Ersten Arkebusiers Behauptung:

Wer uns bezahlt, das ist der Kaiser —
erwidern läßt:

Das leugn' ich Ihm, sieht Er, ins Angesicht.

Wer uns nicht zahlt, das ist der Kaiser!

Hat man uns nicht seit vierzig Wochen

Die Löhnung immer umsonst versprochen?

Waren doch Schillers Vater, solange er die Stelle eines Werb-offiziers in Lorch bekleidete, zwei volle Jahre hindurch Sold und Taggelder vorenthalten worden. Und doch hatte er nicht nur die eigene Familie zu ernähren, sondern auch noch den Unterhalt zweier ihm beigegebener Unteroffiziere zu bestreiten. Schließlich war sein Guthaben auf 3500 fl angewachsen. Da er trotz dringender Bitten keinen Heller hatte erhalten können und sich genötigt gesehen hatte, sein letztes Besitztum in Marbach, einen Weinberg, mit Schaden zu verkaufen, so faßte er endlich den Mut, in einer unmittelbaren Eingabe an den Herzog um seine Zurückberufung und um Ausbezahlung seines Gehalts zu bitten. Die erste Bitte wurde ihm damals gewährt, die zweite hatte wenigstens eine Anweisung auf die Kriegskasse zur Folge. Doch stand es noch neun Jahre an, bis Hauptmann Schiller sein Guthaben völlig ausbezahlt erhielt, und die Familie hatte infolgedessen fast während des ganzen Ludwigsburger Aufenthalts noch unter diesen mißlichen Verhältnissen

zu leiden. Aehnliche Fälle ereigneten sich damals duzendfach, und daß in Schillers Familie davon gesprochen wurde, ist so natürlich als die Mißstimmung, die sich der von solcher Vernachlässigung Betroffenen bemächtigte. — Wenige Wochen vor Schillers Ankunft in Ludwigsburg war es geschehen, daß sich sämtliche Offiziere des Regiments Gablenz, dem Hauptmann Schiller früher zugeteilt gewesen war, weigerten, die Wache zu beziehen, weil man ihnen den Sold schon allzulange schuldig geblieben war. Der Herzog wollte sie anfänglich alle verabschieden, besann sich jedoch nach vier Tagen eines bessern und versprach ihnen, daß sie ins künftige richtig bezahlt werden sollten. Den gemeinen Soldaten ging es natürlich noch viel schlimmer als den Offizieren. Während sie darbtten, mußten sie täglich mitansehen, wie der Herzog die welschen Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Musikanten nebst einer Menge unwürdiger Schmarotzer mit Gold und Geschenken überhäufte. Verteilte er doch an einem einzigen Festabend in der Drangerie in weniger als 5 Minuten für 50000 Taler Geschenke an die anwesenden Damen. Der Tänzer Vestris bezog einen Monatgehalt von 2000—2500 fl, hatte eine herzogliche Equipage zu seiner ausschließlichen Benützung und erhielt noch obendrein täglich 6 Gerichte von der Hoftafel. Wenn der Herzog offene Tafel hielt, durfte jeder anständig gekleidete Einwohner der Stadt als Zuschauer erscheinen. Wollten die Angehörigen des Heeres von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, so konnten sie Zeugen sein, wie unter Umständen bei besonderen Festlichkeiten der erlauchten Tischgesellschaft 64 verschiedene Speisen und 28 Schalen nebst feinem Backwerk angeboten wurden, während man ihnen nicht oder kaum so viel gewährte, daß sie sich ordentlich satt essen durften. Nur Entfugung und das Bewußtsein des eigenen Wertes konnte die bittern Gefühle bezwingen, die sich bei solcher Lage der Dinge der Offiziere und Soldaten bemächtigen mußten. Die Erinnerung an diese Verhältnisse muß Schiller bewußt oder unbewußt vorgeschwebt haben, als er seinem Ersten Kürassier die Worte in den Mund legte:

Mögen sich die sein Foch aufladen,
 Die miteßen von seinen Gnaden,
 Die mit ihm tafeln im goldenen Zimmer;
 Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
 Nichts als die Müh' und als die Schmerzen,
 Und wofür wir uns halten in unsern Herzen.

Es ließen sich außer den angeführten Beispielen aus anderen Dichtungen Schillers gewiß noch manche Blüten pflücken, die in den Jugenderinnerungen seiner Ludwigsburger Zeit ihre Wurzeln haben. Es konnte nicht anders sein: einzelne Gestalten und Erlebnisse seiner Kinderjahre verbanden sich, bewußt und unbewußt, mit den Erlebnissen und Gestalten seiner dichterischen Einbildungskraft. Darin, wie der Dichter Erlebtes und Erdichtetes zu einem großen Bilde zu verweben verstand, offenbart sich eben der große Künstler. Denn die Umwelt liefert dem Dichter nur den rohen Stoff; die Innenwelt seines Geistes ist es, die, in ihrer Tätigkeit dem Wirken eines genialen Baumeisters vergleichbar, das Neue, das vielgestaltige Kunstwerk als ein in sich abgeschlossenes Ganzes schafft; jeder Baustein, der sich zur Verwendung eignet, kann darin seinen Platz finden. Das ganze Werk aber bleibt ebendeshalb als ein Ausfluß schöpferischen Geistes das Eigentum des Meisters.

Nimmermehr hätte jedoch Schiller der große Dichter werden können, als den wir ihn hochschätzen und bewundern, wenn nicht seinen geistigen Fähigkeiten während seiner Jugendzeit jene Ausbildung zu teil geworden wäre, ohne die auch der größten Begabung kein Meisterwerk gelingen wird. Hierzu legte er in der Ludwigsburger Lateinschule den Grund. In diese trat er mit seiner Uebersiedlung nach Ludwigsburg, also nach Neujahr 1767, ein. Die Lateinschule bestand damals aus drei Klassen, deren jede zwei bis drei Abteilungen oder Jahrgänge umfaßte. Da Friedrich Schiller schon die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache innehatte, wurde er der älteren Abteilung der untersten oder ersten Klasse zugewiesen. Der Lehrer dieser Klasse war der Präzeptor Abraham Elsäßer, ein ehemaliger Kandidat des Volksschuldienstes, der seine Befähigung für das von ihm versehene Schulamt durch Ablegung einer Kollaboraturprüfung nachgewiesen hatte. Seine hiesige Stelle erhielt er, nachdem er sie verschiedene Jahre hindurch als Amtsverweser versehen hatte, durch Einheirat d. h. dadurch, daß er die Tochter seines franken Vorgängers zur Frau nahm, der sich dann „in favorem seines Tochtermanns“ in den Ruhestand versetzen ließ. Elsäßer war ein tüchtiger Lehrer, ernst und streng, aber nicht ohne Freundlichkeit; dabei scheint er es verstanden zu haben, die Schüler durch Anerkennung ihrer Fortschritte zu weiterem Eifer

anzuspornen. Der amtliche Visitationsbericht vom Jahre 1768 sagt von ihm u. a: „Bei diesem Schulmeister findet man alles, was man an Fleiß, Geschicklichkeit, moderater Zucht und gutem Wandel fordern kann.“ Wie wir von Schillers Schwester Christophine wissen, war Elsäßer mit den Kenntnissen, die Friedrich von Lorch mitbrachte, wohl zufrieden. An Talent fehlte es dem Knaben nicht, und an Eifer ließ er es nicht fehlen; er stand morgens frühe auf, um seine Aufgaben zu wiederholen und ging, wenn die Stunde drängte, oftmals nüchtern zur Schule. Schon im Herbst desselben Jahres konnte er in die nächste Klasse versetzt werden.

Hier traf er es weniger günstig. Der Präzeptor M. Phil. Christian Honold war Theologe, wie damals alle Gymnasiallehrer der mittleren und oberen Abteilung. Bei den Frommen genoß er einen vorzüglichen Ruf. Liest man doch in der Lebensbeschreibung des kaiserlichen Raths Williardts von Zeller (Gütersloh und Leipzig 1879), daß Williardts, der Schwiegersohn Bengels, in der Absicht, den zwölfjährigen Sohn einer befreundeten Familie bei einem „guten Erzieher“ unterzubringen, diesen dem Präzeptor Honold in Ludwigsburg übergeben habe. Seine geistlichen Vorgesetzten sind ebenfalls seines Lobes voll; sie rühmen an ihm, Fleiß, Wandel und Schulzucht und heben namentlich hervor, daß Honold wegen seiner (freiwillig abgehaltenen) „erbaulichen Predigten“ sehr beliebt sei; auf Grund dessen empfehlen sie ihn seinem Wunsche entsprechend für ein Pfarramt. Anders lautet das Urtheil seiner Schüler über ihn. Dr. v. Hoven läßt zwar in seiner „Biographie“ Honolds Tüchtigkeit ebenfalls gelten, führt aber daneben aus, wie dieser Präzeptor in erster Linie darüber wachte, daß seine Schüler fleißig in die Predigt gingen, nie die Kinderlehre versäumten und sich in- und außerhalb der Schule eines christlichen Wandels besleißigten. In den deutschen Stunden ließ er gewöhnlich christliche Bücher lesen und hielt nicht selten, wie in der Kirche, förmliche Katechisationen. Wer es bei solchen Gelegenheiten an Fleiß und Aufmerksamkeit fehlen ließ, mußte dies zwar nicht sofort, aber beim lateinischen Unterricht in verdoppeltem Maße büßen. Denn Honold verstand „den Stock weidlich zu führen“ und vergaß dann offenbar der Pflicht christlicher Barmherzigkeit vollständig. Daher nennt ihn der spätere Physikus Jm. Gottlieb Elwert, ebenfalls wie v. Hoven ein Mitschüler und Schulfreund Schillers,

neben einem „frommen“ geradezu einen „maliziösen und dummen Mann.“ In seiner Nähe schwebten die Schüler beständig in Furcht und Aengsten.

Davon zeugt auch ein gemeinsames Erlebnis Schillers und Elwerts, das beiden zeitlebens unvergesslich blieb. Die Knaben hatten, wie dies in manchen Landgemeinden jetzt noch üblich ist, in der Kirche den Katechismus öffentlich vorzutragen. Der Präzeptor hatte ihnen gedroht, sie „durchein zu bleuen, wenn sie ein Wort fehlten.“ „Mit zitternder Angst also fingen wir an, erzählt Elwert; zum Glück aber brachten wir es ohne Anstoß hinaus.“ Zur Belohnung erhielt jeder der Knaben aus der Armenkassenpflege zwei Kreuzer. Schillers Vorschlag gemäß kamen sie überein, sich mit dieser ungewöhnlichen „Barschaft“ auf dem Hartenecker Schloßchen den Genuß einer „kalten Milch“ zu verschaffen. Dort angekommen erlebten sie eine große Enttäuschung. Das Gewünschte war nicht zu haben, und als sie sich in Ermangelung dessen für Käse entschlossen, reichte die „Summe“ nicht soweit, daß sie auch noch das nötige Brot hätten bezahlen können. Mit hungrigem Magen mußten sie Harteneck verlassen, um in Neckarweihingen ihre Wünsche zu befriedigen. Hier fragten sie in drei bis vier Wirtshäusern an, bis sie endlich im letzten Brot und Milch in reinlicher zinnener Schüssel erhielten; sogar silberne Löffel wurden ihnen gereicht. Dieses köstliche Mahl kostete nur drei Kreuzer, so daß sie in der Ludwigsburger Allee noch einen halben Kreuzerwecken und für einen halben Kreuzer Johannisträubchen kaufen konnten, wovon sie sich brüderlich teilten. „Bei dieser Gelegenheit — so fügt Elwert fröhlich scherzend hinzu — zeigte sich Schillers poetischer Geist schon in seiner völligen Blüte.“ Als sie nämlich Neckarweihingen verließen, stieg er auf einen Hügel, wo beide Orte übersehen werden konnten und erteilte Harteneck und den übrigen Neckarweihinger Wirtshäusern seinen Fluch, dem aber, in dem sie gespeist worden waren, seinen warm empfundenen Segen. — In Wirklichkeit hat man in Schillers Tun nicht viel mehr als eine Anwendung des wenige Stunden zuvor vorgetragenen Katechismus' auf das eigene Erlebnis zu erblicken. Denn während seiner Schulzeit ahnten weder Lehrer noch Mitschüler etwas von seinen seltenen Anlagen, die sich in der Folge so glänzend entwickeln sollten.

Im Herbst des Jahres 1769 trat Schiller in die dritte Klasse

über, die damals in Oberpräzeptor M. Joh. Fr. Jahn (geb. 1728 in Dürrenzimmern) einen ganz hervorragenden Lehrer hatte. Zwar urteilt Schillers Freund Petersen sehr abfällig über ihn; aber Petersens Urteil beruht nicht auf eigenen Erfahrungen in der Ludwigsburger Lateinschule und stimmt weder mit den Zeugnissen der Vorgesetzten Jahns noch mit den Urteilen der ehemaligen Schüler dieses Lehrers überein. Erstere rühmen ihm vortreffliche Schulgaben und Kenntnisse, einen unverdrossenen Fleiß im Amt, eine ordentliche Schulzucht und einen unsträflichen Wandel nach. Seine ehemaligen Ludwigsburger Schüler aber sprechen alle übereinstimmend mit Anerkennung und Verehrung von ihm. Elwert sagt, indem er das Urteil Petersens ausdrücklich zurückweist, Jahn sei ein würdiger Mann gewesen, der sehr viel Geschmaç und die Gabe gehabt habe, mit der Sprache reelle Kenntnisse beizubringen. Hoven aber erklärt ihn geradezu für einen der vorzüglichsten Männer in seinem Fach und stellt ihn über alle seine Lehrer, die er je gehabt. „Meister sowohl im Griechischen und Hebräischen wie im Lateinischen hatte er bei seinem Unterricht eine Methode, welche ganz dazu geeignet war, seine Schüler weiter zu bringen, ohne daß sie gewahr wurden, wie es eigentlich damit zunging.“ Dann hebt er die hohe Würde des Lehrers hervor, die niemals ihren Eindruck verfehlte, lobt den ruhigen Ernst, mit dem er seinen Unterricht erteilte und die Konsequenz, mit der er dabei verfuhr. Jeden seiner Schüler kannte er genau und wußte ihn nach Maßgabe seiner Vorkenntnisse zu fördern. Bei der Erklärung der lateinischen und griechischen Schriftsteller brachte er seinen Schülern zugleich geschichtliche und geographische Kenntnisse bei. Und Thiersch sagt im Leben seines Schwiegervaters Christian Heinr. Zeller: „In der oberen Klasse wurde Zeller ein Lehrer geschenkt, der Licht in sein düsteres Schulleben brachte, der den Jüngling zu schätzen und geistig zu heben wußte und ihm mit väterlicher Liebe zugetan war. Das war der alte Professor Jahn.“ Solchen Zeugnissen gegenüber kann die bloße Behauptung Petersens keine Geltung beanspruchen.

Als Jahn im Juni 1771 (vergl. Rudolf Krauß im Marbacher Schillerbuch, 1905, S. 193) an die herzogliche Pflanzschule auf der Solitude versetzt wurde, trat M. Phil. Heinr. Winter an seine Stelle. Bei seiner Ankunft wurde Schiller als einer der besten Schüler der Klasse dazu ausersehen, den neuen Lehrer mit einem

lateinischen Gedicht zu begrüßen. Darin prangte der Pentameter: *Ver nobis Winter polliciturque bonum*, Und der Winter verheißt uns einen angenehmen Frühling. Ueber diesen witzigen Gedanken empfand Schillers Vater eine so große Freude, daß er äußerte, einen schicklicheren Namen hätte der neue Lehrer nicht haben können, und wenn er Engel geheißen hätte. Bald genug kam indessen die Frühlingsnacht und mit ihr der Reif, der die freudigen Hoffnungen vernichtete. Der neue Lehrer triumphierte darüber, daß ihm einer der ersten Schüler einen solchen Sprachschneider vorgesetzt hatte, den statt *pollicitur* müsse es ja *pollicetur* heißen. Auch sonst erlebten die Schüler durch den neuen Lehrer manche Enttäuschung. Während Jahn ganz nur seinem Amte gelebt hatte und den Lehrerberuf mit innerer Freude ausübte, schielte sein Nachfolger mit dem einen Auge stets nach dem Pfarramte. Er wird daher in den Visitationsberichten sehr gelobt, offenbar weil er wie Honold die Unterweisung im „Christentum“ als seine Hauptaufgabe ansah. Dabei war er nicht weniger schlagfertig als dieser. Ein Mißverständnis veranlaßte ihn einst, Schiller aufs härteste zu züchtigen. Als er seinen Irrtum eingesehen hatte, entschuldigte er sich bei Schillers Vater. Dieser wußte jedoch von dem Vorfall kein Wort. Darüber vernommen, gab Friedrich zur Antwort, er habe gedacht, sein Lehrer meine es doch gut. Da auch der Unterricht dieses kleinlich denkenden Lehrers nichts weniger als anziehend war — bestand doch die Lektüre der Schriftsteller hauptsächlich in „Phrasenjagd“ —, so begreifen wir, wie Schiller später bei der Erinnerung an seine Schulzeit über eine „geist- und herzlose Erziehung“ klagen konnte. Friedrich wurde schüchtern und, wie dies bei Kindern, deren allzu rasches Wachstum den Jahren vorausseilt, nicht selten der Fall zu sein pflegt, linksch. Die rauhe Strenge des Vaters, dem selbst der eifrigste Fleiß des Sohnes niemals ganz genügen wollte, mag an diesen Fehlern auch nicht völlig schuldlos gewesen sein. Jedenfalls waren Prüffe und Ohrfeigen nicht das von der Weisheit verordnete Heilmittel für solche Mängel. So kommt es, daß wir Schiller in dieser Zeit während der Freistunden trüben Sinnes mit seinem Freund Elwert in den weiten Alleen umherschlendern sehen. Klagen über ihr Schicksal und „kindisch schimärische Pläne für ihr zukünftiges Leben“ bildeten auf solchen Gängen den Gegenstand ihrer

Unterhaltung. Zwar fügt Elwert, dem wir diese Mitteilungen verdanken, noch bei, daß sie zu jenen Klagen keine Veranlassung gehabt hätten, und für ihn selbst mag dieses späte Urteil immerhin zutreffen; weniger aber für seinen Freund, der, wenn er mit Elwert zusammen war, gewöhnlich den Ton der Unterhaltung bestimmte, ganz abgesehen davon, daß der zwölf- bis dreizehnjährige Elwert, der später die ersten dichterischen Versuche Schillers durchaus nicht zu würdigen mußte, kaum ein Verständnis für das haben konnte, was in den verschlossenen Tiefen des Schiller'schen Gemütes vorging.

Während Schiller die hiesige Lateinschule besuchte, erlebte sie eine wichtige Erweiterung. Die Stadtverwaltung richtete im Jahre 1767, vom gemeinschaftlichen Oberamt unterstützt, eine Eingabe an die Regierung, in der sie um den Ausbau der Anstalt zu einem Gymnasium nachsuchte,*) damit die für das Universitätsstudium bestimmte Jugend in der hiesigen Residenzstadt gleichwie in Stuttgart ihre Vorbereitung finden könnte. Der Herzog stand diesem Wunsche freundlich gegenüber. Allein Kirchenrat und Konsistorium schrakten vor den Ausgaben, die eine derartige Erweiterung der Schule an das Kirchengut gestellt hätte, zurück, und so einigten sich schließlich alle beteiligten Behörden auf einen Vorschlag des Konsistoriums, das der hiesigen Lateinschule die gleiche Einrichtung geben wollte, wie der Schola anatolica zu Tübingen. Nach ihrem Vorbild erhielt sie jetzt eine „höhere Klasse“, die wir nach heutigen Bezeichnungen als Obergymnasialklasse benennen würden. Zum Professor dieser Klasse wurde der Pfarrer M. Joh. Ur. Schwindrazheim in Thumlingen (Oberamts Freudenstadt) ernannt, der seine Befähigung für die Stelle durch eine gewandte lateinische Dichtung (*Tristia Thumlingensia*) bewiesen hatte. Seine amtliche Stellung und sein Gehalt wurde genau nach den Dienst- und Gehaltsverhältnissen der Professoren des oberen Gymnasiums zu Stuttgart geregelt; laut Dekrets vom 13. Mai 1768 betragen seine Bezüge im ganzen 390 fl 55 Kr. Er stand nicht, wie die übrigen Lehrer der Lateinschule, unter Aufsicht der hiesigen Geistlichkeit, weshalb auch seine Klasse niemals von dieser, sondern stets von dem Rektor des Stuttgarter Gymnasiums geprüft wurde (so z. B. am 17. Juli 1772).

Es fragt sich nun, ob Schiller diese „höhere Klasse“, von der

*) Nach Akten des Kgl. Finanzarchivs zu Ludwigsburg.

aus man, wie wir dies aus Christ. Heinr. Zellers Leben von G. W. J. Thierch (Basel 1876) wissen, unmittelbar die Universität beziehen konnte, ebenfalls besucht hat. Die Ueberlieferung der Familie Schwindrazheim behauptet es, und die verdienstvolle Biographie Schillers von Weltrich trägt kein Bedenken, ihr zu folgen. Ich bin zu einer andern Ansicht gelangt. Sie stützt sich vor allem auf eine Eingabe*) der hiesigen Behörden vom Jahr 1800, in der ausdrücklich auf die Bestimmungen vom Jahr 1768 Bezug genommen ist. Nach diesen konnte in die „höhere Klasse“ kein Schüler vor dem vierzehnten Jahr aufgenommen werden; für einen Landexaminanden, wie Schiller einer war, wäre das auch schon darum unmöglich gewesen, weil nur in der zweiten und dritten, nicht aber in der „höheren Klasse“ für die Aufnahme in die „niedereren Seminarien“ vorbereitet wurde. Es kann also davon keine Rede sein, daß Schiller Schwindrazheims Klasse besucht hat.**) Gegen die Ueberlieferung der Familie Schwindrazheim könnte ohnedem die Ludwigsburger Ueberlieferung geltend gemacht werden, mit der sich die Ergebnisse der aktenmäßigen Forschung in voller Uebereinstimmung befinden. Gleichwohl wird die Behauptung, daß Schwindrazheim Schillers Lehrer gewesen sei, nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Denn es ist sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß er vorübergehend, solange Schiller die dritte Klasse besuchte, einigemal in Vertretung eines erkrankten Amtsgenossen oder etwa bei dem Lehrerwechsel im Jahre 1771 Schillers Lehrer gewesen sein kann. Ein Vikar stand nämlich der Schule damals für solche Fälle nicht zur Verfügung; wollte man den Schülern der verwaisten Klasse nicht einfach freigeben, und hiezu entschloß man sich nur im äußersten Notfall, so blieb nichts anderes übrig, als daß sich die Amtsgenossen in die Stellvertretung teilten.

Aber wenn auch Schiller den Unterricht der Oberklasse nicht

*) Sie befindet sich im hiesigen Rgl. Finanzarchiv.

**) Zu diesem Schluß ist auch Rudolf Krauß auf Grund der Kirchenvisitationsakten gelangt (vergl. Marbacher Schillerbuch 1905). Für mich stand dieses Ergebnis nach Einsicht in ein umfangreiches Aktenmaterial längst fest. Im Sommer 1904 habe ich die Ergebnisse meiner Nachforschungen dem Schillerbiographen Karl Berger (Schiller, sein Leben und seine Werke, München 1905) auf dessen Wunsch mitgeteilt; siehe dessen Werk, Band I, S. 618.

genossen hat, so hat er sich dafür den Lehrstoff der drei unteren Klassen um so sicherer und gründlicher angeeignet. Man pflegt heutzutage unter dem Einfluß einer ganz anderen Zeitströmung, die das Heil der Menschheit in den Naturwissenschaften und in der Mathematik finden zu können glaubt, etwas geringschätzig über die damaligen Lateinschulen zu urteilen. Und es muß zugegeben werden, daß sie, auch wenn man sie rein aus den Verhältnissen ihrer Zeit betrachtet, an verschiedenen schweren Mängeln litten. Das Schulregiment im kleinen war nicht weniger despotisch als die Regierungsweise damaliger Fürsten im großen. Nichts ist für den Schuldespotismus jener Zeit bezeichnender, als daß Herzog Karl, nachdem ihm die schranken- und zügellose Gewaltherrschaft seiner ersten Regierungsperiode teils entleidet, teils durch den Erbvergleich unmöglich gemacht worden war, zum Jugenderzieher, oder wie Schubart höhnte, zum „Schulmeisterlein“ wurde. Bei dieser Tätigkeit brauchte er nach damaligen Begriffen seiner Herrschernatur, deren brutaler Despotismus sich mit den Jahren allerdings zum „aufgeklärten“ milderte, keinen Zwang aufzulegen. Wie er selbst, so ließ auch die Schulverwaltung jener Zeit der Willkür und lieblosen Härte einen weiten Spielraum. Dem Stocck war fast überall unter den „Lehrmitteln“ die erste Stelle eingeräumt. Entsetzen ergreift uns heute, wenn wir lesen, daß einzelne Fehler gegen die lateinische Grammatik mit zwölf, ja vier- undzwanzig Tagen geahndet werden durften. Der Unterrichtsbetrieb aber krankte an einem öden und geistlosen Drill, der einseitig fast nur die Kraft des Gedächtnisses in Anspruch nahm; Verstand und Gemüt kamen erst in zweiter und dritter Linie. Nicht das Verständnis der Schriftsteller und der alten Kultur wurde als Hauptsache angesehen, sondern das fehlerfreie „Argument“, d. h. die grammatisch richtige und stilistisch gute Uebertragung eines deutschen Textes in die lateinische Sprache. Der Religionsunterricht wandte sich ebenfalls in erster Linie an das Gedächtnis; dabei blieb der Sinn tot und das Herz ging fast leer aus.

Bereits hatte sich ein reiches Leben auf allen Gebieten entfaltet; in der Nationalliteratur, in den Naturwissenschaften, in Philologie, Philosophie und Pädagogik waren anderwärts bedeutsame Fortschritte erreicht worden; ein völliger Umschwung in der Denk- und Anschauungsweise des Zeitalters war eingetreten, der sich

überall bemerklich machte. Auf die Lateinschulen jener Zeit allein hatte dieses reiche Leben keinen Einfluß gewinnen können; sie blieben damals und noch mehrere Jahrzehnte lang vom Leben der Gegenwart völlig unberührt und der Vergangenheit zugekehrt.

Dem über den Lateinschulen waltete eine Macht, die dem Zeitgeist gegenüber in schroffer Ablehnung verharrte. Diese Macht war das *Landexamen*, eine Prüfung, die wir, was die damalige Zeit betrifft, als die bewegende Kraft aller Lateinschulen anzusehen haben; sie bestimmte die Lehrfächer und das Lehrziel. In Latein, Griechisch, Hebräisch, in lateinischer Versifikation, in Logik, Rhetorik, Arithmetik und zeitweise auch in Geschichte mußten bei jener Prüfung die geforderten Kenntnisse nachgewiesen werden. Erd- und Naturkunde fehlten daher im Unterrichtsplan noch ganz, und der Arithmetik war nur eine Wochenstunde eingeräumt; von vierzehnjährigen Schülern wurde im *Landexamen* auch nicht mehr verlangt, als Uebung in den Grundrechnungsarten mit benannten Zahlen und Bruchrechnung. Ein Tag, der Freitag, war für den Unterricht der Muttersprache bestimmt. Außerdem legte man aus kirchlichen Gründen noch besonderen Wert auf Musik und Gesang. Doch wurde den Lehrern nahe gelegt, für die lateinischen Kompositionsübungen ihre Stoffe sowohl aus der Sitten- und Religionslehre als auch aus „der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, aus der Naturlehre und Naturgeschichte“ zu wählen. Die Verordnung, in der diese Weisungen enthalten sind, stammt zwar erst aus dem Jahre 1793; aber, was wir über Jahn aus dem Munde seiner Schüler wissen, beweist uns, daß gerade er längst das übte, auf was andere erst aufmerksam gemacht werden mußten. Dafür gehörte dann freilich sein Nachfolger Winter um so mehr zu den Anhängern des alten Schlendrians.

Aber trotz aller Mängel, die den Lateinschulen jener Zeit anhafteten, darf man die Bildung, mit der sie ihre Schüler ausrüsteten, nicht gering achten. Wahr ist es, daß der Kost, mit der sie den Geist ihrer Schüler nährten, die Abwechslung fehlte, an eine feinere und schmackhafte Zubereitung ward kaum gedacht; aber gesund und kräftig war sie doch, und der Hauptzweck, geistiges Wachstum und Gedeihen zu erzielen, wurde erreicht. Der Religionsunterricht machte die Schüler mit bedeutenden Menschen-
schicksalen bekannt, prägte ihnen die sittlichen Grundbegriffe unver-

liebar ein und gab ihnen in Sprüchen und Kirchenliedern einen reichen Schatz von religiösem Gehalt; zugleich erwarben sie sich damit auch einen unschätzbaren Reichtum an deutschem Sprachgut.

Was aber den Lateinunterricht anbelangt, so wird sich der Deutsche an keiner in unseren Schulen gelehrtten Sprache auch nur annähernd in demselben Maße seiner eigenen Muttersprache bewußt, wie durch das Lateinische, das ihn zu einem ununterbrochenen Vergleichen beider Sprachen nötigt. Jede Lateinstunde ist zugleich eine deutsche Unterrichtsstunde, und namentlich die Uebersetzung aus dem Lateinischen, wobei der Begriffswert jedes einzelnen Wortes scharf ins Auge gefaßt werden muß, bildet zugleich die beste Uebung im deutschen Ausdruck. Im Lateinunterricht legte man zu Schillers Zeit freilich den Hauptnachdruck auf den formalen Zweck; man suchte die Schriftstellerlektüre möglichst ausgiebig für die Kenntniss der Grammatik und für die Stilistik auszunützen. Davon ist man heutzutage mit Recht abgekommen. Aber fruchtlos ist auch dieser Unterricht nicht gewesen. Denn der Unterricht in lateinischer Grammatik vermittelte eine gründliche logische Schulung, indem er wie kein anderer Unterricht zum folgerichtigen Denken anleitet. Die Stilistik aber nötigt zum scharfen Erfassen aller Begriffe und weckt den Sinn für eine richtige, schöne und edle Ausdrucksweise. Das alles ist für Schiller von großem Nutzen gewesen. Dazu kam noch die Uebung in der Anfertigung lateinischer Verse. Einen Beweis, wie weit es Schiller in dieser Beziehung in der Schule gebracht hat, liefert unter anderem das feierliche Karmen, mit dem er (1771) dem Spezial Zilling als Vertreter der Gesamtheit seiner Mitschüler den Dank abstattete für die Erlaubnis, in die Herbstferien gehen zu dürfen. Auch diese frühzeitige Uebung in der Verskunst hat bei Schiller reiche Früchte getragen. Ebenso verdankt er seine staunenswerte Kenntniss der Mythologie der Schule, die ihn mit Dvid bekannt gemacht hat und deren Unterricht in dieser Hinsicht eine wesentliche Unterstützung und Ergänzung durch den Besuch des Opernhauses erhielt, wo damals fast ausschließlich mythologische Stücke die Bühne beherrschten. Und sollte der künftige Dichter nicht bei der Lektüre der römischen Dichter, die er in der Schule las, an Dvid, Vergil und Horaz das Mustergültige empfunden und den eigentümlichen, echt poetischen Gehalt ihrer Werke in sich aufgenommen haben? Welch' bessere

Geistesnahrung gibt es überhaupt für einen Knaben, den die Vor-
sehung zum Dichter bestimmt hat, als die klassischen Dichterwerke
des Altertums? Man hat die Dichtung schon eine Reinigung der
Wirklichkeit durch die Idee genannt und zum Beweis für diese Be-
hauptung auf Vergil und Horaz hingewiesen. Beide haben in ihrem
Wesen die Wichtigkeit und das Verwerfliche ihrer Zeit überwunden.
Und wenn wir diese sieghafte Erhebung über „den Widerstand der
stumpfen Welt“ bei Schiller in noch viel höherem Grade finden, wenn
sein Freund Göthe von ihm sagen durfte:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Sag, was uns alle bändigt, das Gemeine;

— — — — —
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend; —

sollte da die Behauptung zu kühn erscheinen, daß Schiller seine
innere Verwandtschaft mit diesen Schriftstellern schon in der Schule
unwillkürlich herausgeföhlt, daß er die kräftigende Wirkung, die
immer wieder von ihnen ausgeht, an sich selbst erfahren, daß er
sich an ihnen emporgerant hat? Mit Vergil hat er sich ja be-
kanntlich auch später noch liebevoll beschäftigt und einen größeren
Teil seiner *Aenëis* ins Deutsche übertragen.

Doch auch dem griechischen Unterricht, den Schiller in seiner
Lateinschule genoß, hatte er manches zu verdanken. Man hat früher
behauptet, der Dichter habe kein Griechisch verstanden; er selbst hat
später wiederholt beklagt, daß er zu wenig Griechisch gelernt habe,
um die Literatur der Hellenen in der Ursprache genießen zu können,
und mehrmals einen Anlauf genommen, das Versäumte nachzuholen.
Die Vorwürfe jedoch, die man daraus auf die Schule gehäuft hat,
sind kaum und jedenfalls nicht in dem Umfange begründet, in dem
man sie erhoben hat. Daß Schiller einen gründlichen Anfang im
Griechischen gemacht hat, erhellt schon daraus, daß er dreimal beim
Landeramen in allen Sprachen, also auch in der griechischen,
das beste Zeugnis erhielt und gleich im ersten Jahre seines Auf-
enthalts in der Karlschule seinen ersten Preis gerade im Griechi-
schen errang. In den württembergischen Lateinschulen wurde diese
Sprache damals immer noch nach der für ihre Zeit verdienstvollen
Grammatik von Crusius gelehrt. Die Landeraminanden mußten
beim Eintritt in das „Kloster“ oder „niedere Seminar“ diese Gram-

matif innehaben, sie mußten die sonntäglichen Evangelien und Episteln aus dem griechischen Neuen Testament ins Deutsche übertragen können und in „der Komposition einen Anfang gemacht haben“. Die Einführung in die griechische Literatur war, wie auch jetzt noch, dem niederen Seminar d. h. überhaupt den Obergymnasialklassen vorbehalten. In der Karlschule hatte die griechische Sprache ebenfalls eine Stelle im Lehrplan. Der Unterricht war jedoch in diesem Fach dort gerade zu Schillers Zeit unzureichend, und so fällt der Vorwurf, den man gegen die Lateinschule erhoben hat, ganz allein der Karlschule zur Last. Ja, es darf wohl behauptet werden, daß Schiller in der ersteren verhältnismäßig mehr Griechisch gelernt hat, als in der letzteren. Und ganz ohne Nutzen ist dieser Unterricht auch nicht geblieben. Eine fremde Sprache kann nämlich sowenig ohne sachlichen Inhalt gelehrt werden, als etwa das Denken als eine bloß formale Tätigkeit getrennt von jedem Inhalt betrachtet werden könnte. In dieser Beziehung besteht aber, was oft übersehen wird, ein wesentlicher Unterschied zwischen den sogenannten „toten“ und den „lebenden“ Sprachen. Bei diesen werden die Musterbeispiele für Grammatik und Übungsstoff meist aus der Umgangssprache des täglichen Lebens entnommen; viel inhaltlich Gleichgültiges und Wertloses läuft naturgemäß dabei mit unter. Bei jenen ist man fast ausschließlich an die klassischen Schriftsteller gebunden. Die Verfasser von Lehr- und Übungsbüchern für die lateinische und griechische Sprache sind zu aller Zeit bemüht gewesen, nur Sätze mit vollwichtigem Inhalt auszuwählen und die sprachlichen Erscheinungen an ihnen zu lehren und einzuüben. Wenn jemand den Versuch machen wollte, alle diese Übungssätze ihrem Inhalt nach in ein System zu bringen, so würde er schon aus den Lehrbüchern der Unterstufe nicht nur einen reichen Schatz von Sprüchen voll goldener Lebensweisheit, sondern auch ein fast lückenloses Lehrbuch der Ethik zusammenstellen können. Mit der formalen Übung aber, denen diese Sätze in erster Linie dienen, geht, wie jeder erfahrene Lehrer weiß, auch ihr Inhalt fast unvermerkt und spielend in das Bewußtsein der Schüler über. Die Erfahrung lehrt ferner, daß gar manches dieser Samenkörner auf fruchtbaren Boden fällt und in die Zukunft wirkt. Sollte es bei Schiller nicht auch der Fall gewesen sein, der wie jede Seite seiner Werke beweisen kann,

selbst in außerordentlichem Maße die Gabe besaß, erhabenen Gedanken ein mustergültiges Gepräge zu leihen? Die Elemente, aus denen sich die geistige Bildung eines Menschen aufbaut, sind zahlreich und mannigfaltig, und nicht immer sind diejenigen die kräftigsten und wirksamsten, die man im allgemeinen dafür anzusehen gewohnt ist. Oft hat ein einziges Wort die Kraft, die ganze geistige Entwicklung eines Menschen erfolgreich zu fördern und ihrer gottgewollten Bestimmung entgegen zu führen.

Das Wirken der Schule wurde bei Friedrich Schiller in schönster Weise ergänzt durch die häusliche Erziehung. Die Mutter war eine einfache, aber treffliche Frau. Was wir von ihr wissen, deutet nicht auf große, geniale Züge; aber sie tritt uns entgegen als eine echte Frau von tiefempfundener, warmer Herzensfrömmigkeit und als eine sorgsame Mutter. Sie lenkt den Sinn ihrer Kinder auf die Wunder der Schöpfung und auf die große Allmacht und Güte ihres Urhebers; öfters liest sie ihnen auch aus dem Neuen Testament vor. Am Ostermontag sehen wir sie einmal während ihres ersten Aufenthalts in Ludwigsburg mit den beiden ältesten Kindern auf dem Wege nach der alten Heimat Marbach. Unterwegs erzählt sie ihnen die Geschichte der Jünger von Emmaus, und so lebendig werden ihnen die Gestalten und so gerührt sind die Herzen der Kinder von ihrer Erzählung, daß sie mit der Mutter niederknien und beten. „Dieser Berg, so erzählt Schillers Schwester Christophine, wurde uns zum Tabor.“*) Wir verstehen es daher wohl, wenn der Knabe die Vorwürfe der Mutter, die ihn am Tage vor der Konfirmation**) scheinbar gleichgültig auf der Straße umherschlendern sieht, mit einem Gedicht in der Muttersprache beantwortet, in dem sich der Strom seiner Empfindungen in so reicher Fülle ergießt, daß der Vater betroffen ausruft: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“ Seine Einwirkung auf den Sohn war anderer Art, natürlich ohne daß sie sich in einen Gegensatz zu der der Mutter stellte. Er hielt strenge, oft allzustrenge Zucht und war, wie wir gesehen haben, nicht frei von Heftigkeit,

*) Der „Berg“ ist ohne Zweifel die Anhöhe, auf der jetzt der „Neue Friedhof“ liegt.

**) Konfirmiert wurde Schiller durch den Garnisonprediger M. Dlnhausen am 26. April 1772; von ihm hat er zweifellos auch den vorbereitenden Unterricht erhalten.

weshalb die Kinder, wenn sie einen väterlichen Zornesausbruch befürchteten, bei der Mutter Zuflucht suchten, die dann mit verständigem Sinne vermittelte. Selbst rastlos tätig, von starkem Bildungstrieb befeelt, und stets seinen Wissenskreis zu erweitern bestrebt, spornte er den Fleiß des Knaben in ganz außergewöhnlicher Weise an, und ob auch die Lehrer mit ihm zufrieden waren, dem Vater konnte er nie genug tun, so daß sich sein Lehrer einmal veranlaßt sah, „den übergroßen Fleiß des Unermüdlichen zu zügeln, damit er nicht an Körper und Geist Schaden“ nehme. Sowenig wie diese unmittelbare Einwirkung des Vaters konnte auch dessen Beispiel ohne vorbildlichen Einfluß auf den Sohn bleiben. Sein Drang nach nützlicher Betätigung hatte den Hauptmann schon in Lorch veranlaßt, „ökonomische Beiträge zur Verbesserung des bürgerlichen Wohlstandes“ zu schreiben. Er setzte diese schriftstellerische Tätigkeit in Ludwigsburg fort, und bald führte ihn sein reger Geist auf ein neues Feld gemeinnützigen Wirkens. In dem zu seiner Wohnung*) in der Stuttgarter Straße Nr. 26 gehörigen Garten legte er eine Baumschule an; den Vorurteilen des „vornehmen Böbels, der glaubte, daß dadurch sein Offizierscharakter beleidigt werde“, setzte er die gebührende Verachtung entgegen, und als er seine Versuche hinreichend von Erfolg gekrönt sah, ließ er ein Werk über „die Baumzucht im Großen aus zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen“ erscheinen, und erlebte schließlich die Genugtuung, daß ihn der Herzog im Jahre 1775 zum Intendanten seiner umfangreichen Hofgärtnerei auf die Solitude berief, wo er, wie bisher auf den kleineren Kreis seiner Ludwigsburger Mitbürger, nun auf das ganze Land anregend und fördernd zu wirken Gelegenheit fand.

Ganz ähnlich wie der Vater hat sich später der Sohn, allen Hindernissen zum Trotz, seinen Beruf selbst geschaffen, und wie der Vater niemals müde wurde in dem Streben, den bürgerlichen Wohlstand zu fördern, so hat sich der Sohn die Pflege der heiligsten Güter der Menschheit zur Lebensaufgabe gewählt und ist ihr treu geblieben, bis der Tod — allzufrüh — die Feder seiner niemals rastenden Hand entwand.

*) Die Familie wohnte anfangs (1766–1768) nach ihrer Rückkehr von Lorch im Hause des ihr befreundeten Leibchirurgen Reichenbach, Hintere Schloßstraße Nr. 26, und von 1768–1775 in dem Geschäftsgebäude des Hof- und Kanzleibuchdruckers Chr. Fr. Cotta, Stuttgarter Straße Nr. 26.

Während Schiller noch in Präzeptor Honolds Klasse saß, war er (1769) zum erstenmale zum Landexamen nach Stuttgart einberufen worden. Denn die Neigung des Knaben und die Wünsche seiner Eltern hatten sich übereinstimmend in der Berufswahl des geistlichen Standes getroffen. Nach den damals zu recht bestehenden Vorschriften mußte die genannte Prüfung viermal abgelegt werden, das erstemal im elften Lebensjahre (vergl. Hirzel, Sammlung württemberg. Schulgesetze, General-Rescript vom 3. Mai 1749). Wie jedoch aus einem General-Rescript vom 26. Juni 1792 hervorgeht, hatte sich zu Schillers Zeit allmählich der Mißbrauch eingeschlichen, die Knaben fünf- oder sechsmal und somit schon im zehnten Lebensjahre an jener Prüfung teilnehmen zu lassen. Auch unsern Schiller traf dieses Loos. So kam es, daß er, ehe er dreizehn Jahre alt geworden war, auf ein vierfaches Landexamen zurückblicken konnte. Dreimal war er als puer bonae spei, als hoffnungsvoller Knabe, bezeichnet worden und hatte in allen drei Sprachen das beste Zeugnis erreicht; nur im Herbst 1772 war er, wohl infolge seines schnellen Wachstums, das seinen Gesundheitszustand ungünstig beeinflusste, weniger glücklich gewesen. Noch eine fünfte Prüfung stand ihm bevor, der er sich übrigens aus Gründen des Alters und der Organisation auch dann hätte unterziehen müssen, wenn das letzte Prüfungsergebnis ebenso glänzend gelautet hätte, wie die früheren.

Da griff die Hand des Herzogs willkürlich und rücksichtslos in sein Lebensschicksal ein und zwang ihn, seiner Neigung zu entsagen. Wie seine beiden Freunde, die Söhne des Hauptmanns v. Hoven, und viele andere, so hatte die „Gnade“ des Herzogs, der eben damals eifrig bemüht war, sich zur Befriedigung einer neuen Herrscherlaune ein williges und bildungsfähiges Material unter der Jugend des Landes auszusuchen, auch ihn für die neugegründete militärische Pflanzschule als Zögling ausersehen. Statt dem Studium der Theologie, wozu die Karlschule keine Gelegenheit bot, ging er nun dem der Rechtswissenschaft entgegen, an deren Stelle er später die Medizin zum „Lebensberuf“ erwählte. Am 16. Januar 1773 sehen wir den dreizehnjährigen Knaben „mit zerrissenem Gemüte“ in Begleitung seines Vaters auf dem Wege zur Solitude, dem Sitze der „militärischen Pflanzschule“. Fünfzehn lateinische Bücher, dreiundvierzig Kreuzer und einige Kleidungsstücke,

— das war der ganze Reichtum, über den er bei seinem Eintritt verfügte. Professor Jahn, der mittlerweile an die neue Schule berufen worden war, hatte den Kenntnisstand des einstigen Schülers durch eine Prüfung festzustellen. „Johann Christoph Friedrich Schiller, konfirmiert, übersetzt die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in lateinischer Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig“ — so lautete das Prüfungszeugnis des neuen „Eleven“. — —

Zwanzig Jahre sind vorübergegangen. Schiller hat die Karlschule mit Auszeichnung durchlaufen, ist Regimentsmedikus geworden; seine „Räuber“ haben ihn zum berühmten Dichter gemacht, aber sie haben auch sein Verhältnis zu seinem fürstlichen Erzieher aufs schwerste getrübt. Die Notwendigkeit, sein besseres Selbst aus unwürdigem Zwange zu retten, hat ihn zur Flucht aus der Heimat getrieben; aber wie die Saat im Wetterschein gedeiht, so ist auch seine Persönlichkeit trotz „Sturm und Drang“ rasch zu hoher geistiger und künstlerischer Reife emporgewachsen; unsterbliche Werke, die von ihm ausgegangen sind, haben ihren Siegeszug durch die Länder deutscher Zunge angetreten; in Thüringen hat der Heimatlose endlich festen Fuß fassen können. Aber schon hat auch seine Gesundheit unter dem Druck der Not jene schwere Erschütterung erlitten, die seine Kräfte zwar langsam aber unerbittlich aufzehren sollte. Wohl ist sein trefflicher Freund Körner in Dresden, der Vater des nachmaligen Freiheitsdichters und Helden, bemüht, jede niedere Sorge von ihm ferne zu halten. Dennoch zeigt ihm das graue Gespenst des Mangels nicht selten von ferne sein unheimliches Antlitz. Da sind es zwei bisher dem Dichter ganz unbekanntere Verehrer, der Prinz Christian Friedrich von Augustenburg, der Urgroßvater unserer jetzigen Kaiserin, und Graf Schimmelman, die ihm mit feinsüßlichem Zartfönn die Mittel zur Verfügung stellen, durch die er in den Stand gesetzt wird, einige Zeit ohne Sorgen nur seiner Gesundheit leben zu können.

Jetzt entschließt er sich, seine treue Gattin Charlotte von Lengefeld an der Seite, die alte Heimat wieder aufzusuchen. Zur wiedererwachten Heimatliebe gesellt sich vor allem die Sehnsucht, den betagten Eltern nahe zu sein und die Hoffnung, daß ihm die Lüfte des vaterländischen Himmels Labung und Genesung für seine franke

Brust bringen werden. Am 8. August 1793 trifft er in der Reichsstadt Heilbronn ein, um zunächst dort Wohnung zu nehmen. Denn noch weiß er nicht, wie sich der Herzog, dessen Groll gegen den für undankbar gehaltenen Zögling immer noch nicht völlig geschwunden schien, ihm gegenüber verhalten werde. Seine Bitte um Aufenthaltserlaubnis in des Herzogs Landen bleibt ohne Antwort; dem Vater aber gewährt der Fürst ohne Zögern mehrmals Urlaub, um den Sohn besuchen zu können, und bald erfährt Schiller noch weiter, Herzog Karl habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden.

Mehr begehrt der Dichter auch gar nicht, und so verlegt er nach einmonatlichem Verweilen in der freien Neckarstadt am 8. September seinen Aufenthalt nach Ludwigsburg. Was ihn zu diesem Entschluß veranlaßte, das war hauptsächlich der Rat seines Vaters, der ihm, als er erfuhr, daß sein Sohn von Heilbronn nicht in jeder Hinsicht befriedigt sei, die Stätte seiner Jugendjahre zum Wohnsitz vorschlug, indem er gleichzeitig darauf hinwies, daß in Ludwigsburg „alles billiger sei“ und namentlich hervorhob, daß dort Dr. v. Hoven wohne.

Dr. Fr. Wilh. v. Hoven war ein hervorragender Arzt, der in gleichem Alter mit Schiller stand, und während seiner Schulzeit dessen vertrautester Jugendfreund gewesen. Eine Reihe von Umständen hatte dazu beigetragen, diesen Freundschaftsbund festzuknüpfen. Die Väter gehörten dem gleichen Stande an; beide hatten sich vom Fourier zum Hauptmann emporgeschwungen; beide befeelte der Wunsch, ihre Söhne dereinst als würdige Glieder des geistlichen Standes zu sehen; demgemäß leiteten sie die Erziehung ihrer Kinder in ernstem Sinne. Nicht als ob Schiller nicht auch unter seinen Kameraden ein richtiger Knabe gewesen wäre. Hoven berichtet vielmehr aus jener Zeit von ihm: „In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bössartige

Gefinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gerne verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte". — Schiller hatte jedoch damals, sowenig wie v. Hoven, viel Gelegenheit, mit den übrigen Schulkameraden zusammen zu kommen, weil sie beide von ihren Vätern streng zum Lernen angehalten wurden. Um so enger schlossen sie sich aneinander an, zumal, da ihre Familien in demselben Hause bei Cotta wohnten und die Spielgenossen einander in Ernst und Scherz wohl verstanden. Damals geschah es, daß Schiller den Sektorn der Cottaischen Druckerei zum erstenmal zu tun gab, indem er ihnen gemeinsam mit dem Freunde, nach mutwilliger Knaben Art, den „Saß" verwirrte. Die Ludwigsburger Jugendfreundschaft hatte später ihre Fortsetzung gefunden in der „Militärischen Pflanzschule", in der sich beide nach des Herzogs Willen wieder finden sollten. Mit Schillers Flucht aus der Heimat war jedoch der Verkehr zwischen den Freunden völlig unterbrochen worden.

Im Herbst 1792 hatte indes Schiller den Faden wieder angeknüpft. Durch seine Mutter hatte er Hoven ein überaus herzliches Schreiben übersandt, in dem er ihm zu der „im Stillen gereiften Frucht seines so reichen, so schön gebildeten Geistes", einer Schrift über das Wechselfieber, Glück wünschte und ihm dafür die Geschichte seines dreißigjährigen Kriegs zugehen ließ. Hochbeglückt hatte ihm Hoven geantwortet und ihn zur Ausführung seines Vorhabens, der alten Heimat einen Besuch abzustatten, ermuntert. „Vielleicht mag der vaterländische Himmel mehr als die Arzneikunst, und deine Freunde mehr als deine Aerzte. . . . Wenn ich im stande wäre, dich Deutschland wieder zu geben, welsch' schriftstellerischer Name käme dem meinigen gleich!" — so hatte sich der alte treue Freund vernehmen lassen.

Sobald ihm Schiller seinen Entschluß, nach Ludwigsburg überzusiedeln, mitgeteilt hatte, war er eifrig bemüht, eine geeignete Wohnung für ihn auszuwählen. Gerne hätte er den geliebten und bewunderten Freund in sein eigenes Haus aufgenommen. Da aber Schiller außer seiner Frau auch deren Schwester Karoline v. Beulwitz, nachmalige Frau v. Wolzogen, und eine Schwägerin der lek-

teren bei sich hatte, mußte auf größere Räumlichkeiten Bedacht genommen werden. Hoven fand sie in dem jetzigen Fischerschen Weinhause, Wilhelmstraße Nr. 17. Dort bezog Schiller die freundlich gelegene und schön ausgestattete Wohnung im ersten Stock. Hoven und seine ebenso hübsche als liebenswürdige Frau Heinrike, Tochter des Hofapothekers Bischoff hier, taten alles, was in ihren Kräften stand, um Schiller und den Seinigen den Aufenthalt in Ludwigsburg angenehm zu machen.*) Die beiden Familien kamen täglich zusammen, speisten mittags und abends öfters gemeinsam, und jede Stunde, die Hoven seinen Berufsgeschäften abgewinnen konnte, war dem Jugendfreunde gewidmet. Namentlich begleitete er den Dichter fast täglich bei seinen Spaziergängen in den schönen Alleen unserer Stadt und ihrer Umgebung. Hoven hatte ihn seit elf Jahren nicht mehr gesehen. Um so mehr war er erstaunt über die ausgereifte Persönlichkeit, die ihm jetzt in dem Freunde entgegentrat. „Er war ein ganz anderer Mann geworden, schreibt Hoven in seiner Selbstbiographie; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blaßes kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

So beredt sich Hoven über den Eindruck äußert, den er von der Persönlichkeit Schillers empfing, so schweigsam ist er über die Natur seines Leidens. Was er gelegentlich schildert, das sind nur einzelne äußere Erscheinungen der Krankheit, und es scheint, daß er über deren tiefere Ursache ebensowenig zur Klarheit kam, als die übrigen Aerzte Schillers. Denn Schillers Leiden war schon damals sehr ernst; nach dem was wir heute wissen — bei seinem Tode

*) Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen. Stuttgart 1851.

war die linke Lunge vollständig zerstört*) und schon begann auch die rechte anzuwachsen — hatte sich infolge von Ueberanstrengung und mangelhafter Pflege während der unstätten Jahre der Heimatlosigkeit die Lungenschwindsucht bei dem Dichter eingenistet. Wenn das Leiden immerhin einen verhältnismäßig langsamen Verlauf nahm, und wenn Schiller trotz seines leidenden Zustandes noch eine Reihe großer, unvergänglicher Werke geschaffen hat, so ist es allein die allstündlich in ihrer Herrschaft bewährte geistige und sittliche Kraft seines Wesens, seine volle Hingabe an „die Idee eines höheren Menschentums“, die einzigartig in der Geschichte der Menschheit dastehend, sogar dem am Lebensmark zehrenden Siechtum des Körpers gegenüber noch jahrelang stand hielt. Ein Erlebnis, das uns Hoven aufgezeichnet hat, läßt deutlich das drückende Gewicht des Leidens erkennen, das schon damals auf dem Dichter lastete. Die Freunde unternahmen eines Tags einen Spaziergang nach Heutingsheim, um den mit Hoven befreundeten Konsulenten Mader zu besuchen, aus dessen Bibliothek Schiller einige Schriften geschichtlichen Inhalts zu erhalten wünschte. Der Dichter fand reichlich alles, was er gesucht hatte; aber er verweilte zu lange bei der Durchsicht der Büchersammlung. Die Sonne nahte ihrem Untergang und es fing schon an, kühl zu werden, als sie sich auf den Rückweg begaben. Im Favoritepark angekommen, wurde Schiller von einem heftigen Brustkrampf befallen, so daß selbst dem Arzte, der dort niemand zu Hilfe rufen konnte, angst und bange ward. Schiller mochte vor Beklemmung kaum zu gehen. Doch die Not gab seinem Begleiter Kraft; mehr tragend als führend brachte er den leidenden Freund endlich nach Hause, wo sich dessen Zustand unter geeigneter Pflege allmählich wieder besserte.

Glücklicherweise stellten sich bei Schiller auch wieder Stunden des Wohlbefindens ein. Dann freute er sich des Schauplazes seiner Jugendjahre, den er seinem Freunde Körner als „schön und lachend“ rühmte. Dann lebten in seiner Erinnerung alle die stillen Vergnügungen und die ausgelassene Lust versunkener Tage wieder auf. In wechselseitigem Erzählen von den „goldenen Tagen der Maienzeit“ und im Austausch späterer Erlebnisse brachte er mit Hoven manche gute Stunde hin. Und wie sie einst zusammen gedichtet, Me-

*) G. Müller, Intimes aus Schillers Leben. 1905.

dizin und Philosophie getrieben hatten, so sprachen sie jetzt in täglichem Verkehr bald über die neueren Erscheinungen der Literatur und ihre Vertreter, bald über Zeit- und Weltereignisse, bald über medizinische Fragen. Wer in den Zauberkreis dieses wunderbaren Mannes trat, der wurde von ihm geistig gehoben und seiner eigenen besseren Kräfte bewußt. Hatte Schiller schon früher auf die Beschäftigungen und Neigungen Hovens einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, so ermunterte er ihn jetzt, sich höhere Ziele zu stecken und seine Berufung an eine Universität anzustreben. Und in der That ist diese Anregung für Hoven ein Sporn zu weiterem Streben geworden, das ihn zwar nicht, wie Schiller eifrig wünschte, nach Jena, aber dafür an die Universität Würzburg führte, wo er, wie auch später als Obermedizinalrat in Nürnberg, eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet hat. — v. Hoven hat hinwiederum dem bewunderten Freunde, abgesehen von seiner täglichen weitgehenden Fürsorge für sein und seiner Familie Wohlbefinden, einen wichtigen Dienst geleistet, indem er ihn mit Cotta bekannt machte, der eben damals mit den namhaftesten Schriftstellern Fühlung suchte. Cotta wurde von da an nicht nur sein Verleger, sondern bald auch sein treuer Freund, der sich noch nach des Dichters Tod gegen dessen Hinterbliebene als solcher bewährt hat. Schon damals kamen zwischen beiden Männern mehrere literarische Pläne zur Besprechung.

Schillers sonstiger Umgang beschränkte sich seines leidenden Zustandes wegen auf einen kleineren Kreis von Freunden und Bekannten. Aber er vernachlässigte keinen, der ihm teuer geworden war oder dem er sich zu Dank verpflichtet fühlte. Er suchte seinen alten Lehrer Jahn, der 1775 an die obere Klasse der hiesigen Lateinschule versetzt worden war, wieder auf und übernahm sogar einige Lehrstunden für ihn. Den Schülern blieben diese Stunden lebenslang eine teure Erinnerung. Einer derselben erzählte noch in hohem Alter mit großer Rührung, wie der von ihnen angestaunte Dichter auf einer Schranne vor den Schultischen sitzend ihnen nach Schröckhs „Allgemeiner Weltgeschichte“ Unterricht in der Geschichte erteilt habe.

Zu den Freunden, die Schiller seinem Elternhaus verdankte, gehörte die früher erwähnte Familie Reichenbach. Die früh verstorbenen Eltern hatten neben zwei Söhnen auch eine Tochter Ludovike hinter-

lassen, die in Schillers Alter stand. Diese besaß — wie Christophine und wie Amalie in den „Räubern“ — Talent und Neigung zum Malen. *) Bei Guibal und bei Vestier in Paris hatte sie sich jahrelang im Porträtieren ausgebildet. Wenige Monate vor Schillers Ankunft in Ludwigsburg hatte sie den Leutnant v. Simanowits, einen Studiengenossen ihres Bruders und Schillers, geheiratet, der bald nach seiner Rückkunft aus Indien, wohin er mit dem Kapregiment gezogen war, krankheitsshalber seinen Abschied hatte nehmen müssen. Eine tapfere Seele, erwarb sie sich durch Bildnismalen und Zeichenunterricht so viel, daß sie ihrem Gemahl eine aufopfernde Pflege widmen und sogar noch ein kleines Vermögen erwerben konnte. Noch vor ihrer Verheiratung hatte sie Schillers Mutter gemalt, und der Vater beschenkte seinen Sohn zum Geburtstag mit seinem eigenen von ihr gemalten Bilde. Schiller und Lotte, welche die Künstlerin schon auf der Solitude begrüßt hatten, luden sie samt ihrem Gatten dankbar nach Ludwigsburg zum Geburtstag ein und bei dieser Gelegenheit ward beschlossen, daß die Freundin auch die jüngere Generation malen sollte. Noch in Ludwigsburg wurde Schillers Bild gemalt und Lottens Porträt begonnen. Ersteres war schon im Januar vollendet. Es ist jetzt einer der wertvollsten Schätze des Schillermuseums in Marbach. Die nächsten Verwandten des Dichters, besonders Lotte und sein Schwager Reinwald, waren von Ludovikens Bild in hohem Grade befriedigt und stellten es fast noch über das Graffsche. Und es ist kein Zweifel: Das Bild erfreut auch heute noch alle, welche die „durchdachte Auffassung und die sichere Maltechnik“ der Künstlerin zu würdigen wissen. Die vorgebeugte Haltung des Kopfes, der sich von dem umgelegten, hohen weißen Kragen samt gleichfarbiger Krause wirkungsvoll abhebt, das seelenvolle Auge und der sanfte, durchgeistigte Ausdruck des Gesichts, dem ein Zug des Leidens unverkennbar aufgeprägt ist, verleihen diesem Bilde etwas ungemein Ausprechendes und Rührendes. Friedrich Vischer hat das Bild einmal in seinen Vorlesungen geistreich den „Frauen-Schiller“ genannt und hinzugefügt, man erhalte von ihm den Eindruck, als wolle es sagen:

„Ein frommer Knecht war Fridolin“.

In der That: so und nicht anders mußte sich zu jener Zeit das

*) Keller, Festschrift der badischen Gymnasien.

Charakterbild des Dichters im Geiste einer edlen Frau widerspiegeln, deren künstlerischer Scharfblick mit liebevollem Verständnis in den Tiefen der Seele des einstigen Jugendfreundes gelesen hatte. —

Neben diesen alten Freunden war es besonders der Dichter Conz, damals Helfer in Baihingen, später (1797) in gleicher Eigenschaft nach Ludwigsburg befördert und 1804 als Professor der klassischen Literatur nach Tübingen berufen, mit dem Schiller gerne verkehrte. Der Dichter hatte ihn schon vor seiner Flucht kennen und schätzen gelernt; später war ihm Conz, als diesen seine wissenschaftliche Reise nach Jena führte, wieder in vertrautem Umgang nahe getreten. Schiller berührte sich mit ihm besonders in der begeisterten Verehrung der griechischen und lateinischen Dichter. Jetzt kam Conz, vom Dichter mehrfach aufs herzlichste eingeladen, häufig nach Ludwigsburg, und der Umgang des zwar weniger durch seine dichterischen Erzeugnisse hervorragenden, aber desto mehr durch seine Herzensgüte und durch seinen reinen, kindlichen Sinn ausgezeichneten Mannes war ihm eine Erfrischung und Erholung. Conz selbst war von diesen Zusammenkünften aufs innigste beglückt, wie alle, denen Schiller in geselligem Kreise sein Inneres erschloß. Noch im Jahre 1801 schreibt v. Hoven an Frau v. Schiller: „Herr Stoll (ein Kandidat der Theologie, der längere Jahre hindurch eine Hofmeisterstelle hier bekleidete) erinnert sich noch mit Vergnügen der angenehmen Abende, die er in Ihrem Hause zugebracht und sagt, so etwas komme nicht wieder, wo Geist und Herz gleichviel Befriedigung gefunden.“ Und Haug, von dem sogleich die Rede sein soll, fühlte sich versucht, auf seinen Umgang mit Schiller die Worte Klopstocks anzuwenden:

... Auch in dem irdischen Leben

Sind bisweilen Stunden des Himmels.

Wie Conz, so sah Schiller nämlich auch viele andere seiner auswärts wohnenden Jugendfreunde öfters bei sich; namentlich Haug und Petersen stellten sich fleißig in Ludwigsburg ein. Joh. Christoph Haug, damals Sekretär in der Kanzlei des Geheimen Rats, besaß eine hervorragende Gabe für das Sinngedicht. Er war Schiller mit großer Anhänglichkeit und Verehrung zugetan und versah ihn während seines Ludwigsburger Aufenthalts öfters mit Büchern. Wilhelm Petersen, der das Amt eines Bibliothekars an der Landesbibliothek bekleidete und gleichzeitig als Professor an der Karlschule

wirkte, war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, aber auch ein gewaltiger Trinker, der des Grundsatzes lebte, „daß die Pflanze der Freundschaft feucht zu halten sei“. Haug hatte ihn als den Mann bezeichnet,

„Dem die Heraldik so gefällt,
Daß er besucht, wer Schilde hält.“

Schiller widmete sich diesen Stuttgarter Jugendfreunden mit voller Hingebung und erwiderte ihre Besuche in Begleitung Hovens oft und gerne. Sie stiegen in Stuttgart gewöhnlich in der geistlichen Herberge ab, wo sie dann die Stunden gemeinsam in heiterer und anregender Geselligkeit zu verbringen pflegten. Es scheint, daß die Erinnerungen an die Tage, da die „Räuber“ entstanden, bei solchen Zusammenkünften mitunter stark in die Gegenwart hereinwirkten. Hoven erzählt, daß Schiller einmal auf den Einfall geraten sei, den trinkfesten Petersen betrunken zu machen. Alle tranken ihm daher fleißig zu. Aber die Wirkung war eine ganz unerwartete. Wer nämlich betrunken wurde, das war nicht Petersen, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise von seinen Brustkrämpfen verschont blieb, aber ganz ausgelassen lustig wurde. Als ihn Hoven am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, antwortete er lachend, er wisse es wohl; der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können und es sei gut, daß dergleichen nicht oft vorkomme.

Glücklicher verlief ein anderer Ausflug, den Schiller von Ludwigsburg aus mit Hoven nach Tübingen unternahm, wo er seinen ehemaligen Lehrer in der Philosophie, den trefflichen Professor Abel, zu besuchen wünschte. In Waldenbuch hielten sie Rast, um das Mittagmahl einzunehmen. Von letzterem waren sie hinlänglich befriedigt; aber der Wirt hatte offenbar eine etwas sonderbare Vorstellung von den Pflichten eines Gastgebers. Mit der Serviette über dem Arm stellte er sich stumm neben seine Gäste und wick keinen Augenblick von ihrer Seite. Schiller und Hoven waren innerlich sehr ungehalten über diese lästige Aufmerksamkeit, wußten aber, weil sie nicht unhöflich sein wollten, kein Mittel, den ungebetenen Zeugen ihrer Unterhaltung zu entfernen. Endlich tat dieser doch den Mund auf und sagte in ganz gleichgültigem Tone, heute früh sei seine alte Mutter begraben worden. Diese Aeußerung führte endlich zur Erlösung; Schiller wußte sie geschickt zu benutzen, um den

beschwerlichen Gesellschafter abzuschütteln. „Und das sagen Sie so kalt, Herr Wirt,“ entgegnete er, „genieren Sie sich doch ja nicht vor uns; wir nehmen teil an Ihrem Verlust und fühlen, wie nahe er Ihnen geht. Darum begeben Sie sich sogleich in Ihr Kämmerlein und weinen Sie sich aus; wir werden mit dem Essen schon selber zurecht kommen.“ Der Wirt befolgte den teilnehmenden Rat und entfernte sich mit seiner Serviette über dem Arm, ohne sich wieder zu zeigen (Hoven, Biographie S. 129). — In Tübingen holte Abel die Freunde, als er von ihrer Ankunft Kenntnis erhielt, aus dem Gasthof, wo sie sich eben einzurichten im Begriffe standen, in sein Haus. Dort speisten sie gemeinsam mit ihm und seiner Familie mitten unter vielen Studenten in der Bursa, einem Stipendiatenhaus, das unter Abels Leitung und Aufsicht stand. Ihr Aufenthalt währte drei Tage; sie verbrachten sie fast ausschließlich in der angenehmen Gesellschaft des alten Philosophen, und so rasch verflossen ihnen die Stunden, daß sich ihre Wechselrede gewöhnlich bis in die späte Nacht hinein fortsetzte.

Solche Begegnungen übten eine wohlthuende und erhebende Wirkung auf den Dichter aus, obwohl er, in diesem Stück seinem „Mädchen aus der Fremde“ ähnlich, in erster Linie selbst der Gebende war. Am meisten und am günstigsten beeinflusste jedoch seine Stimmung und sein Befinden eine große Freude, die ihm während seines Ludwigsburger Aufenthalts zuteil wurde. Am 14. September, also nur sechs Tage nach seiner Ankunft in hiesiger Stadt, wurde ihm sein erster Sohn geboren. Der treue Hoven und seine treffliche Frau bewährten sich auch während dieser Zeit. Als Frau v. Hoven dem Dichter das neugeborene Kind, das ihm die Vaterwürde verlieh, vor sein Bett brachte, schlief er noch; aber das Geräusch erweckte ihn. Er schlug die Augen auf und sein erster Blick traf den Sohn, der ihm geboren war. Seine Freude war unaussprechlich, und es überkam ihn ein Gefühl, „als wenn er die auslöschende Fackel seines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe“. Neun Tage nach der Geburt, etwas spät für den kirchlichen Sinn des Großvaters, fand im Hause die Taufe statt. Die Ehre, seinen und seiner Gattin Namen samt dem der Großmutter v. Vengeseid im Verzeichnis der Paten in einer Reihe mit dem der regierenden Herzogin von Weimar genannt zu sehen, mag

den alten Herrn mit der gegen die damalige Sitte verstoßenden Verzögerung wieder ausgesöhnt haben. Lotte gedachte selbst nach Jahren immer noch gerne der würdigen Feier und erinnerte sich der Teilnahme der beiden Großeltern mit Rührung, auch als diese nicht mehr auf Erden weilten: „Der gute Vater und die liebe Mutter sahen so ehrwürdig an jenem Tage aus, wie sie ihrem ersten Enkel ihren Segen gaben, daß mir ihr Bild stets im Herzen bleiben wird.“ Den Namen Karl erhielt der Täufling nach dem Roadjutor Freiherrn Karl v. Dalberg, der mit Hauptmann v. Hoven und seinem Sohne, dem Hofmedikus, den Kreis der Taufpaten vervollständigte.

Dieses Ereignis brachte den Verkehr des Dichters mit seinen Familienangehörigen in regen Fluß. Die Eltern kamen von ihrer Höhe herab nicht selten nach Ludwigsburg zu Besuch und der Sohn war auf der Solitude ein ebenso häufiger als hochwillkommener Gast. Die beiden Schwestern aber, die häusliche Luise und die lieblich erblühende Nanette, teilten sich mit der Schwägerin in die Pflege des kleinen Neffen, des „Goldsohns“, wie er bald allgemein in der Familie genannt wurde.

„Diese Tage wolkenlosen Glücks machten den Dichter selbst wieder zum Kinde.“ Am Weihnachtsabend traf ihn Hoven ganz allein vor einem mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgezupften Weihnachtsbaum sitzend, den Baum mit heiterlächelnder Miene anschauend und von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert fragte ihn Hoven, was er da mache. „Ich erinnere mich meiner Kindheit,“ erwiderte der Dichter, „und freue mich, die Freude meines Sohnes im voraus zu genießen. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes Wesen fortgeerbt hat.“

In dieser Zeit war ihm auch, so erzählt Conz, der römische Schriftsteller Quintilian in die Hände gefallen.*) Wie ihn alles Neue aufs lebhafteste ergriff, so geschah es auch in diesem Falle. Schiller studierte die Schriften des trefflichen Römers aufmerksam und beschäftigte sich namentlich eingehend mit dessen Grundsätzen über die Erziehung. Er sprach wiederholt darüber und versicherte Conz, er werde seinen Sohn nach den Grundsätzen Quintilians erziehen.

*) Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Stuttgart 1904.

Schiller gab sich überhaupt damals einem ebenso eifrigen als ernstern Studium hin. Vor allem waren es die Werke des Philosophen Kant, die seinen Geist auf das lebhafteste beschäftigten. Selbst wenn ihn sein Befinden das Bett zu hüten nötigte und er sich „von Arzneigläsern umlagert“ sah, lag Kants Kritik der Urteilkraft immer in der Nähe dieses „Belagerungsgeschützes“, und lächelnd erzählte er einmal seinem Freunde Hoven bei einem Morgenbesuche, sein Diener, der die Nacht über bei ihm zu wachen hatte, habe, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze „Kritik der Urteilkraft“ in einem Zuge durchgelesen.

Die Beschäftigung mit dem großen Philosophen setzte eine Fülle von Gedanken bei dem Dichter in Bewegung. Ihr verdanken wir hauptsächlich die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, die ursprünglich an seinen Wohltäter, den Prinzen von Augustenburg, gerichtet waren, nachmals aber unter Fichtes Einflüssen umgearbeitet in den „Horen“ erstmals im Druck erschienen. In den neun ersten Briefen, die in Ludwigsburg entstanden sind, zeigt sich Schillers Philosophie in ihrer selbständigen Eigenart am besten. Er geht darin um ein gutes Stück über Kant und dessen unvermittelten Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit hinaus und sucht im Schönen und im Schönheitsfönn eine lebendige Vermittlung zwischen beiden und damit eine bedeutsame Vorstufe und eine wichtige Hilfe der sittlichen Bildung des Menschen nachzuweisen, ein Gedanke, den er später auch in dem Gedicht an die Künstler zum Ausdruck gebracht hat. „Gib der Welt die Richtung zum Guten,“ sagt er, „so wird der ruhige Rythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Ihre Grundsätze wirst du umsonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen; aber an ihrem Müßiggang kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Roheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edlen, großen, geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Natur die Kunst überwindet!“ Schiller fühlte sich von dieser Tätigkeit sehr beglückt. Am 8. Nov. 1793 schrieb er an seine Eltern: „Es ist mir immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.“

Doch fehlte es auch nicht an Stunden, in denen den Dichter das Gefühl beschlich, als ob er damit seiner eigentlichen Bestimmung untreu geworden sei, und er erklärte seinen Freunden mehrfach unumwunden, er glaube wahrzunehmen, daß die zu lange fortgesetzte Beschäftigung mit der abstrakten Philosophie seinem Genius Abbruch getan habe. Dann gab er sich um so eifriger wieder geschichtlichen Studien hin. Seine Quellenstudien zum dreißigjährigen Krieg hatten ihn für den Plan eines Dramas begeistert, in dessen Mittelpunkt Wallenstein stehen sollte,

Der Schöpfer kühner Heere,
Des Vagers Abgott und der Völker Geißel,
Die Stütze und der Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlicher Sohn,
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Zu diesem Plane kehrten, wie uns Conz und Hoven übereinstimmend berichten, die Gedanken des Dichters während seines hiesigen Aufenthaltes immer wieder zurück. Dem letzteren teilte er verschiedene eben fertig gewordene Szenen mit. Sie waren anfangs in Prosa geschrieben; diese Form fand Hovens Beifall nicht, und er riet dem Freunde, die Dichtung lieber, wie den Don Carlos, in Jamben abzufassen, ein Rat, den später Körner ebenfalls und zuletzt auch Göthe dem Dichter gegeben hat.

Im übrigen berichten die Quellen von keinem weiteren Werk aus dieser Zeit; nur eine Besprechung der Gedichte Matthiassons, mit dem Schiller um diese Zeit hier bekannt wurde, wird noch erwähnt.

Während sich Schiller langsam wieder erholte und sich im stillen zu einer neuen Periode geistigen Schaffens rüstete, ging ein anderes Leben mit raschen Schritten seinem Ziel entgegen. Herzog Karl, der im Leben Schillers keine viel bessere Rolle spielt „als Pontius Pilatus im Glaubensbekenntnis“, starb am 24. Oktober 1793 in seiner Lieblingschöpfung zu Hohenheim. Der amtliche Hofbericht, der in der „Schwäbischen Chronik“ veröffentlicht wurde, gibt uns eine bis ins einzelne genaue Beschreibung der Beisetzungsfeierlichkeiten, die sich in ihrem wesentlichsten Teile in Ludwigsburg abspielten.

„Der Leichnam wurde in der Nacht des dritten Tages auf

einem mit allen Zubehörden umhängten feierlichen Trauermagen unter einer verstärkten Begleitung von mehreren Maitres und Cavaliers von Hof, auch Offiziers und Eskortierung der herzoglichen Stallmeister, der Bereiter und der übrigen Stalldienerschaft zu Pferd, mit Fackeln in der Stille hieher (nach Stuttgart) gebracht und in den untern Saal des linken Flügels im herzoglichen neuen Residenzschloß gelegt. Nach geschehener Einbalsamierung des hohen Leichnams wurde solcher in ein Zimmer des rechten Flügels auf ein kostbar ausgezieres Paradebett gebracht und drei Tage lang öffentlich ausgestellt. Sowohl das Hauptzimmer als die daran stoßenden Appartements waren schwarz behängt und mit Kerzen beleuchtet. Das Paradebett stand drei Stufen hoch unter einem Baldachin;*) der Sarg war innen mit Goldstoff ausgeschlagen und außen mit schwarzem Sammet und goldenen Borten besetzt. Bei dem Haupt erblickte man den mit Brillanten besetzten Herzogshut, und um die Seiten des Sargs den brillantreichen Kommandostab und Degen, den Orden des goldenen Vlieses, den ebenfalls mit Brillanten garnierten Orden des herzoglichen Hauses und den militärischen St. Karlsorden auf schwarzsamtenen Polstern mit silbernen Franzen."

Von der Beisetzung in der Gruft zu Ludwigsburg, die am 31. Oktober folgte, gibt der Hofbericht folgende Schilderung.

„Diesen Morgen zwischen ein und zwei Uhr wurde der Leichnam von unserm verewigten Herzog Karl in der Stille beigelegt. Als der Leichenzug von Stuttgart aus zu Ludwigsburg angekommen, wurde der Sarg in dem schwarz behängten und besonders dazu ausgezierten Vestibüle des alten herzoglichen Schlosses aufgestellt, neben welchem sich die Leibwache von Trabanten und Garde du Corps rangierte, der von Stuttgart aber angekommene Leichenkondukt in den daran stoßenden schwarz tapezierten Zimmern sich versammelte. Sämtliche Schloßhöfe waren stark beleuchtet und der Weg, welchen die Leiche vom Schloß aus bis in die katholische Schloßkapelle zu nehmen hatte,

*) Die Stellen, die Schiller seiner Darstellung (s. u.) zugrunde gelegt hat, sind durch Sperredruck hervorgehoben.



Karl Eugen.

auf beiden Seiten durch in Trauer gekleidete Dienerschaft, die Kreuzfackeln hielt, besetzt, hinter welcher ein Militärkommando en haye sich gestellt hatte.

Der Sarg wurde von herzoglichen Rittmeistern und Kapitäns getragen, zu beiden Seiten gingen die Leibwache und Edelknaben mit Fackeln, solchen begleiteten unter Vorgehung der Marschälle mehrere der ersten vom Hof, andere Kavaliere und herzogliche Diener.

Als der Leichenkondukt in der Kirche ankam, nahm die Trauermusik den Anfang, der Sarg wurde darauf unter das aufgeführte Castrum doloris, welches mit Wachskerzen beleuchtet war, aufgestellt, wo sodann solcher während des Gottesdienstes durch eine angebrachte Maschine unvermerkt in die unter der Kapelle befindliche Gruft eingesenkt wurde.“ —

Dieses Erlebnis hat bei Schiller einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Als er später daran ging, in der „Braut von Messina“ die Beisetzung des Fürsten zu schildern, gab ihm der soeben mitgeteilte Hofbericht ein willkommenes Hilfsmittel für seine Darstellung*) an die Hand, aus der an vielen Stellen das Vorbild, nach dem er seine herrliche Schilderung entworfen hat, mit voller Deutlichkeit zu erkennen ist.

„Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Totensarg erhaben ruhte
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch sahe man den Stab
Der Herrschaft liegen und die Fürstenkrone
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenenem Gehäng.
— Und alles lag in stiller Andacht knieend,
Als ungesehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfang sich zu regen,
Und hundertstimmig der Gesang begann. —
Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit samt dem Boden, der ihn trug, allmählich
Versinkend in die Unterwelt hinab,

*) Keller, Festschrift der badischen Gymnasien.

Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niedersahenden nicht folgend. —
Doch auf den Seraphsflügeln des Gesangs
Schwang die befreite Seele sich nach oben,
Den Himmel suchend und den Schoß der Gnade.“ —

Genauer und treffender hätte niemand die Beisetzung des Herzogs beschreiben können, als Schiller es in diesen feierlichen Worten getan hat. Die Genauigkeit seiner Schilderung, die sich deshalb leicht nachprüfen läßt, weil die fürstlichen Beisetzungen in der hiesigen Schloßkapelle auch heute noch ganz denselben Verlauf nehmen, ist so groß, der Vorgang bei der Versenkung des Sarges, die Bedeckung der Versenkungsstelle, der „verborgenen Mündung,“ so zutreffend und treu abgezeichnet, daß Schiller mehrere seiner Angaben, die der Hofbericht bloß andeutungsweise erwähnt, nur aus mündlichen Berichten von Augenzeugen geschöpft haben kann. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß ihm Haug oder Hoven, die zweifellos beide der Beisetzung anwohnten, den Verlauf der Feier erzählt haben wird, zumal da der Dichter bei dem Hinscheiden seines fürstlichen Erziehers nach dem Zeugnis Hovens „die wärmste Teilnahme“ bewies.

In seinen Unterhaltungen mit dem eben genannten Freunde kehrte in diesen Tagen das Gespräch immer wieder zu dem verstorbenen Herzog zurück. All' das Gute, das er dem Gründer der Hohen Karlschule zu verdanken hatte, trat jetzt in seiner Erinnerung in den Vordergrund, verdrängte für einen Augenblick die düsteren Erlebnisse, die sich für ihn mit dem Andenken an den Herzog verknüpften, fast vollständig, und es zeigte sich auch in diesem Falle, daß in gewissem Sinne jeder Tod ein Versöhnungstod ist.

Einst führte sie ein Spaziergang in die Nähe der fürstlichen Gruft. „Da ruht er also, dieser rastlos tätige Mann,“ so wandte sich Schiller an den ihn begleitenden Freund; „er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden; darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.“ (Hoven, Biographie S. 126)

Diese Aeußerung steht freilich in einem unvermittelten Gegensatz zu einer Stelle, die sich in einem zwei Monate jüngeren Briefe an Körner findet. „Der Tod des alten Herodes, heißt es dort, hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts.“ Man hat daher die Richtigkeit der Aeußerung, die Goven Schiller in den Mund legt, mehrfach in Zweifel gezogen. Und es soll auch keineswegs geleugnet werden, daß Goven, der seine Erinnerungen erst kurz vor dem achtzigsten Lebensjahre niederschrieb, bei manchen seiner Angaben von seinem Gedächtnis getäuscht worden ist. Im vorliegenden Fall gibt er jedoch der von ihm berichteten Aeußerung den Stempel der Richtigkeit mit auf den Weg, indem er sie ausdrücklich als Schillers „eigene Worte“ bezeichnet, die er, wie man wohl annehmen muß, kurz nachdem sie ausgesprochen waren, aufgezeichnet haben mag. Unter solchen Umständen hat man, meiner Ansicht nach, kein Recht, die Angaben eines Schriftstellers umzustossen, dessen ganzes Werk, trotz mehrerer Irrtümer des Gedächtnisses, als ein überzeugender Beweis für seine Wahrheitsliebe angesehen werden muß. Und ist es denn gar so verwunderlich, wenn der leidende Dichter, dessen Stimmungen in jener Zeit einem häufigen Wechsel unterworfen waren, unter dem ersten Eindruck vom Tode des Herzogs, der sich zuletzt doch wenigstens nicht unverföhnlich gezeigt hatte, ein Gefühlsurteil ausgesprochen hat? Aus dem Briefe an Körner sehen wir ja eben, daß der Historiker Schiller sehr rasch zu einem richtigen Werturteil über den Herzog gelangt ist, wenn er dieses auch in eine vielleicht allzusharfe Form gefaßt hat.

Diese scharfe Aeußerung über Herzog Karl ist übrigens in dem genannten schwermütigen und mit Bitterkeit geschriebenen Briefe an Körner weder die einzige noch die schärfste. Schiller beklagt sich darin auch über viele seiner alten Bekannten, mit denen er nicht die geistreiche Unterhaltung führen könne, die ihm jetzt Bedürfnis sei; er spricht von Verbaurung, von Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten der Menschen seines Umgangs, von bloßen Resten der Ideen, die er in ihnen niedergelegt habe. Und es ist ja nicht zu leugnen, daß die meisten seiner früheren Freunde, seit er sie ver-

lassen hatte, geistig wenig mehr fortgeschritten waren. Hoven wird er jedoch in seinen Aeußerungen sicher nicht ganz gerecht, wenn er seine eigenen ärztlichen Reminiszzenzen als fast einzige Berührungspunkte mit ihm bezeichnet. Denn auch Hoven war ein Denker, der, wie Keller schön von ihm sagt, gleich Schiller „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ gesucht hat. Hartmann*) vermutet, daß Schillers Gattin an jenem herben Urtheil nicht ganz unbetheiligt gewesen sein könnte. Jedenfalls klagt auch sie in einem Briefe über unkultivierte, materielle und wenig feine Männer und über rohe und geschwätige Frauen in Ludwigsburg.

So faßte der Gedanke an eine Uebersiedlung nach Stuttgart bei dem Dichter immer tiefere Wurzeln, und als vollends verlautete, daß im Frühjahr ein kaiserliches Feldlazarett, in dem auch „ansteckende Kranke“ seien, nach Ludwigsburg kommen sollte, verlegte Schiller seinen Aufenthalt um die Mitte des Monats März 1794 rasch in die erste Hauptstadt, wo er in einem größeren Kreis von Künstlern, Kunstfreunden und Schriftstellern den Umgang fand, den er sich wünschte.

Bis zum 6. Mai verweilte der Dichter noch in Schwaben. Dann verließ er die alte Heimat, um sie nie wieder zu sehen.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, hatte sich jene trübe Stimmung längst in freundlichere Gefühle verwandelt, und es bewahrheitete sich vollkommen, was Karoline v. Wolzogen von ihrem Schwager sagt: „Von Freunden konnte Schiller oft zu viel erwarten, aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück.“ Kaum war Schiller mit seiner Familie wieder in Jena eingetroffen, so schrieb er an Hoven unter dem 24. Mai 1794:

„Unsere Reise haben wir in 9 Tagen glücklich und bei ziemlich guter Gesundheit vollendet, und ich ergreife den ersten freien Augenblick, den ein Zusammenfluß von Zerstreungen und Geschäften mir übrig läßt, Dir, mein teurer Freund, und Deiner liebenswürdigen Henriette unser Andenken zu erneuern. Ich sollte Euch beiden für die herzliche Liebe danken, die Ihr uns während unseres Aufenthalts erwiesen habt, aber wie kann ich dieses? Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet und alles, was ich vermag, ist dieses Geständnis, daß ich es

*) Schillers Jugendfreunde.

lebhaft fühl' und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Freundschaft Euch dafür gewidmet ist. Laß mir die frohe Hoffnung, daß diese schöne Erneuerung unserer Jugendfreundschaft für unser ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben und daß ein gutes Geschick uns endlich und auf längere Zeit wieder zusammen führen wird. Unterdessen laßt unser Andenken unter Euch leben, wie das Ewige unter uns unvergänglich ist. Deiner und Deiner Frauen Familie empfehl uns aufs beste, und unseren beiden Freunden Haug und Stoll sage recht viel Freundschaftliches von mir.

An den Herrn Hofmedikus
von Hoven

Ewig der Deinige

Ludwigsburg.

Fr. Schiller."

Auch bei Lotte gewannen die freundlichen Eindrücke wieder die Oberhand. Als die schwergeprüfte Witwe Schillers im Jahre 1810 Schwaben wieder besuchte und mit ihrem Reisewagen vor dem Postgebäude, der heutigen „Postkaserne“ Arsenalplatz Nr. 1, hielt, tauchten alle die alten Erinnerungen wieder in ihr auf. „Der Schmerz, den ich auf der Heimreise fühlte, schrieb sie an ihre Schwägerin Christophine, als wir in Ludwigsburg neben dem Hause die Pferde wechselten, wo wir wohnten, wo Karl geboren wurde, wo die guten, lieben Eltern, wo Nanette mit uns war! Ach, Liebe, es war der schrecklichste Moment meines Lebens, alles das als vorübergegangen ansehen zu müssen! Die Berge nach der Solitude hin habe ich schmerzlich begrüßt. Ach da ist alles hin, was für uns lebte! Ich kam mir selbst wie ein Schatten vor.“ — —

Seit dem Jahre 1882 schaut Schillers Marmorbild, eines Ludwigsburgers, des begeisterten, edlen Hofers Werk und Geschenk, vom hohen Sockel herab auf die Einwohner unserer Stadt, und die Jahrhundertfeier seines Todestags hat den Anstoß dazu gegeben, daß nun auch die beiden Häuser, die der Dichter hier einst bewohnt hat, mit Erinnerungstafeln geschmückt worden sind. Sie werden jedermann verkünden, wie reich und innig die Beziehungen sind, durch die des großen Dichters Name für immer mit Ludwigsburg verknüpft bleibt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

Die Familiengalerie des württembergischen Fürstenhauses im kgl. Residenzschloß zu Ludwigsburg.

Von Friedrich Kübler.

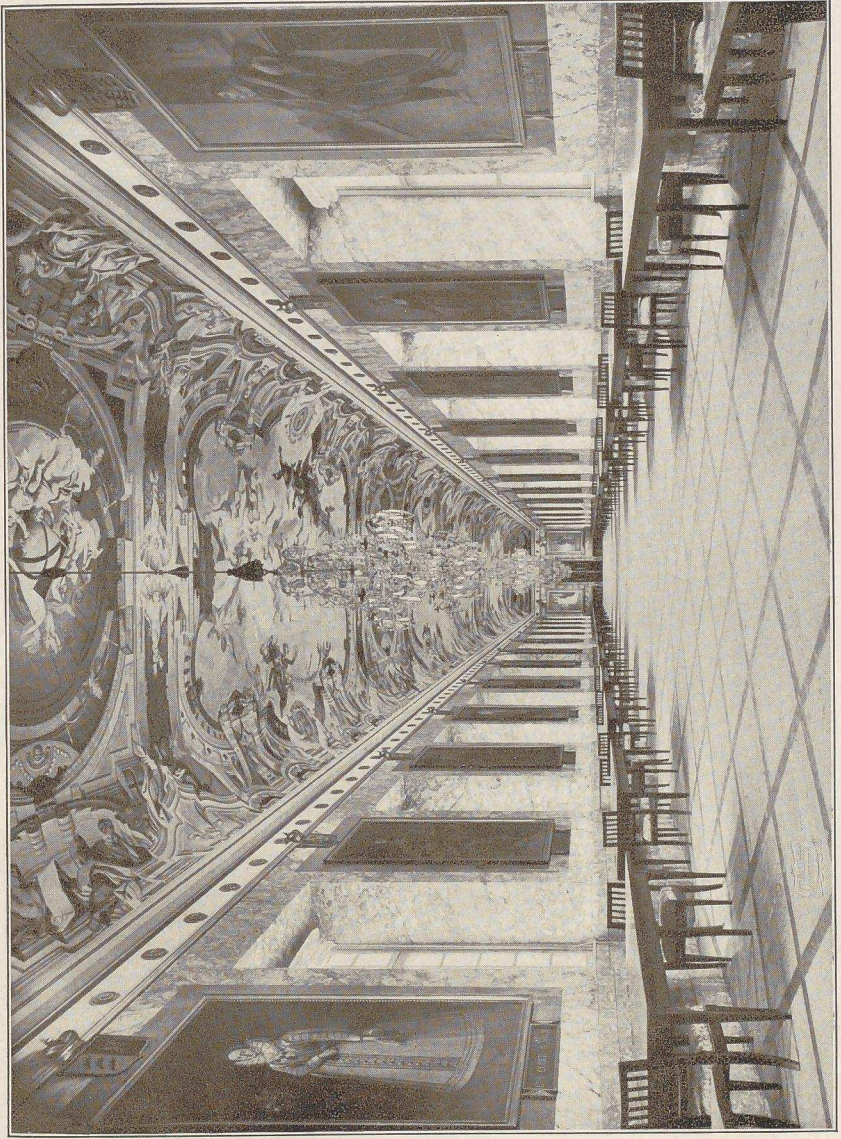
Einleitung.

Zu den hervorragendsten und interessantesten Sehenswürdigkeiten, an denen das Innere des Ludwigsburger Schlosses so überaus reich ist, zählt unstreitig die Familiengalerie des württembergischen Fürstenhauses, und die Stadt Ludwigsburg hat alle Ursache, stolz darauf zu sein, diese geschichtlich wie künstlerisch gleich wertvolle Galerie in ihren Mauern geborgen zu wissen.

Diese anziehende Gemäldeansammlung enthält, in die Pfeiler eingelassen, die lebensgroßen, in Del ausgeführten Bilder von sämtlichen Fürsten — teilweise auch von deren Gemahlinnen — welche in den letzten fünfthalb Jahrhunderten die Geschichte Württembergs gelenkt haben.

Die Reihe der männlichen Regentenbilder eröffnet der ausgezeichnete und tatenreiche, in der Kirche des hl. Grabes zu Jerusalem zum Ritter geschlagene **Eberhard I im Bart**, Württembergs erster Herzog (Linie Urach), dem das Land so viele Wohlfahrts-einrichtungen verdankt und dessen Name durch sein segensreichstes Werk, die im Jahre 1477 gegründete Universität zu Tübingen, in der ganzen zivilisierten Welt bekannt geworden ist.

Ihm zur Rechten folgt sein Neffe, der unglückliche und unzurechnungsfähige Prinz **Heinrich**, Graf von Mömpelgard (Linie Stuttgart), der Vater Herzog Ulrichs und Ahnherr der Linien Mömpelgard (ältere und jüngere Linie), Weilingen, Dels-Bernstadt-Juliusburg, Neuenstadt und Winnenthal.



Familienzelle des Zitiert Fürstenhauses im K. Schloß zu Ludwigsburg

Neben ihm sehen wir seinen auf Hohen-Urach geborenen Sohn, entsprossen aus zweiter Ehe mit der aufopfernden Gräfin Eva von Ober-Salm, den Prinzen **Georg**, Grafen und Statthalter von Mömpelgard (Stiefbruder Herzog Ulrichs), den sein um die Zukunft Württembergs besorgter Oheim, Herzog Christoph bewog, noch in seinem 57sten Jahr eine Heirat einzugehen. Er wurde als Vater Herzog Friedrichs I der Stammhalter des Württembergischen Fürstenhauses nach dem Erlöschen der ursprünglichen Linie, wodurch verhindert wurde, daß Württemberg nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Ludwig als eröffnetes Lehen an Oesterreich heimfiel.

Sodann kommt der Nachfolger Eberhards I im Bart und Prinz Heinrichs einziger Bruder, der leichtsinnige und verschwenderische Herzog **Eberhard II**, welcher schon nach zwei Jahren die Regierung niederlegen, sein Land auf immer verlassen mußte und auf Schloß Lindensfels im Odenwald sein ausschweifendes Leben endete.

Ihm gegenüber ist sein Neffe, der vielgeprüfte, unstete, durch die Sage von Hauffs „Lichtenstein“ zu einer der volkstümlichsten Gestalten der württembergischen Geschichte gewordene Herzog **Ulrich**, der durch den Schwäbischen Bund vertrieben wurde, sein Land aber nach fünfzehnjähriger Verbannung mit Hilfe seines tatkräftigen Verwandten und Freundes, des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen durch die Schlacht bei Lauffen (1534) wieder zurückeroberte, um sodann mit der Einführung der Reformation den Anfang zu machen.

Hierauf folgt Ulrichs vortrefflicher und hochverdienter Sohn **Christoph**, der Erbauer des Alten Schlosses in Stuttgart und zahlreicher anderer Schlösser, dem das Land neben seinem Hauptwerk — der Durchführung der Reformation — viele Segnungen verdankt, wie die große Kirchenordnung und das allgemeine Landrecht.

Nach ihm kommt sein kinderloser Sohn, der fromme, gutmütige, aber schwache **Ludwig**, der Stifter des Collegium illustre in Tübingen (des heutigen katholischen Konvikts) und Erbauer des einst so berühmt gewesenen Lusthauses (des im Januar 1902 abgebrannten Hoftheaters).

Jetzt folgt der Sohn des eingangs erwähnten Prinzen Georg und Grafen von Mömpelgard, der talentvolle, aber eitle, herrschsüchtige

und prachtliebende, zur Alchimie hinneigende Herzog **Friedrich I**, der Erbauer von Freudenstadt und Begründer der Leinweberei und Bleichanstalt in Urach.

An ihn reiht sich sein Sohn, der milde aber schwache **Johann Friedrich**, dessen Regierungszeit in den Anfang des 30jährigen Kriegs fiel und unter dem das Land bereits unter der Einquartierung von Wallensteins Scharen empfindlich zu leiden begann.

Alsdann folgt dessen Sohn **Eberhard III**, der Stifter des Hofkammerguts, welcher nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) nach Strassburg i. E. flüchtete und dadurch das herrenlose Land bis zum Westfälischen Frieden allen Plünderungen der rohen Kriegshorden schutzlos preisgab, in welcher Zeit tiefsten Elends und größter Schmach insbesondere zwei Männer, Konrad Wiederhold, der tapfere Kriegsheld und unerschrockene Verteidiger von Hohentwiel, und der treue Geheime Rat Joh. Konrad Barmbüler, der Verfasser des Friedensedikts, für die Ehre und Erhaltung Württembergs eintraten.

Hierauf kommt sein Sohn, der leutfelige und wahrheitsliebende **Wilhelm Ludwig**, während dessen nur dreijähriger Regierung Württemberg aufs neue unter den Kriegen mit Frankreich zu leiden hatte.

Ihm gegenüber ist sein glänzend veranlagter, kunstverständiger Sohn **Eberhard Ludwig**, der Erbauer des Schlosses und Gründer der Stadt Ludwigsburg, unter dessen Regierung die Schiffbarmachung des Neckars von Lauffen bis Heilbronn vollendet, das Stuttgarter Waisenhaus errichtet und die Konfirmation eingeführt wurde. Durch sein langjähriges unseliges Verhältnis zu der Landhofmeisterin und „Landesverderberin“ Grävenitz (Würben) brachte er aber beinahe noch mehr Unheil über das Land, als zu Anfang seiner vormundschaftlichen Regierung der französische Mordbrenner Melac mit seinen zügellosen Horden.

Sodann folgt sein zum Katholizismus übergetretener, im Schlosse zu Ludwigsburg eines plötzlichen, noch unaufgeklärten Todes gestorbener Nefse aus der Winnenthaler Linie, der berühmte Kriegsheld **Karl Alexander**, dessen berüchtigter Finanzrat Jud Süß Oppenheimer mit seinen Genossen das Land auf jede erdenkliche Art auszusaugen suchte.

Ferner sehen wir die beiden Administratoren von Herzog Karl Eugen, den kriegserfahrenen Herzog **Karl Rudolf** von Württemberg-Neuenstadt, den Helden von Ramillies, und den unerschrockenen Herzog **Karl Friedrich** von Württemberg-Deils.

Auf sie folgt der älteste Sohn Karl Alexanders, der begabte und schöpferische, aber genußsüchtige, prachtliebende und gewalttätige Herzog **Karl Eugen**, welcher nicht davor zurückschreckte, den ebenso rechtschaffenen als unerschrockenen Landschaftskonsulenten Moser fünf Jahre auf dem Hohentwiel und den Dichter Schubart sogar zehn Jahre auf dem Hohenasperg ungerechterweise einkerkeru zu lassen; der Erbauer des Neuen Schlosses in Stuttgart, sowie der Lustschlösser Monrepos, Solitude und Hohenheim; der Gründer der Landesbibliothek und der Hohen Karlschule, mit deren Namen Schwabens größter Sohn, unser unsterblicher Schiller, aufs engste verknüpft ist.

Ihm gegenüber befindet sich sein gutmütiger Bruder, der rechtlich gesinnte, aber bigotte **Ludwig Eugen**.

Sodann kommt Karls jüngster Bruder, der gefeierte Feldherr **Friedrich Eugen**, der Stammvater des gegenwärtigen Fürstenhauses und sämtlicher Mitglieder desselben, welcher in dem mit einer Nichte Friedrichs des Großen abgeschlossenen Ehevertrag die Verpflichtung einging, alle seine Kinder im evangelischen Glauben, als der württembergischen Landeskonfession, erziehen zu lassen.

Neben ihm ist sein ältester Sohn, der geistreiche, willensstarke, zielbewußte und tatkräftige, aber auch despotische, rücksichtslose und dennoch wieder gerechte Herzog **Friedrich II**, der nachmalige Kurfürst und erste König, als solcher **Friedrich I**, welchem Württemberg in einer verhängnisvollen Zeit nicht nur seine Erhaltung, sondern auch eine bedeutende Vergrößerung — Neu-Württemberg — verdankt.

Ihm zur Linken sehen wir seinen sowohl um die Hebung der Landwirtschaft, als auch um Handel und Gewerbe hochverdienten Sohn, König **Wilhelm I**, den Vielgeliebten, unter dem die längst ersehnte Verfassung zu stande kam.

Im südlichen Kabinett schließt die Reihe der Bilder als letztes dessen einziger Sohn, der friedliebende und kunstsinige König **Karl I**, der Gütige, unter dessen milder Regierung neben

zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen die der Albwasserversorgung wohl als eine der segensreichsten hervorgehoben zu werden verdient.

Es wird wohl wenige Besucher des Schlosses geben, mögen es nun Kenner oder Laien, Einheimische oder Fremde sein, bei denen diese einzig in ihrer Art angelegte und wie Professor von Rüstige sich in einem Bericht vom Jahr 1861 ausdrückt, „für Württemberg so bedeutungsvolle Galerie“, nicht einen dauernden Eindruck hinterläßt, und die vielfach gehörte Aeußerung: „Ich bin eigentlich nur der Familiengalerie zuliebe wieder nach Ludwigsburg gekommen“, ist wohl das schönste Zeugnis für diese unvergleichlich wertvolle Gemäldesammlung.



1. Die Erbauung.

Als Eberhard Ludwig, der Erbauer des hiesigen Schlosses, den Plan faßte, dem Alten Hauptbau gegenüber einen neuen größeren auf der Südseite zu errichten*) und diesen durch Verbindungsbauten mit den schon bestehenden Schloßgebäuden in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, schloß er mit dem Baumeister und Unternehmer Paolo Retti am 22. Dezember 1725 einen Vertrag ab, der folgende Bestimmungen enthält:

§. 11. Zweitens sind zu verfertigen, zwei Gallerien, welche die Communication des neuen Corps de logis mit denen schon gestellten alten Gebäuden machen sollen.

§. 12. Die Gallerien laufen in gerader Linie von Besagtem Corps de logis bis an die anderen Communications-Gänge, welche an die alten Flügel Baus anstoßen, es wird jede derselben Gallerien so hoch als gedachte Flügel Gebäude, mithin zweistöckigt, ihre Länge ist von zwei Hundert siebenzig Schuhen [= 77,35 m] und die Breite samt der Mauerdicke Zwei und zwanzig und einen halben Schuh [= 6,44 m].

*) Vergl. B e l s c h n e r, Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. S. 39 ff.

- §. 13. In der Mitte solcher Communications-Gallerien kommt eine breite Durchfahrt als wie eine Vestibul mit daran gehörigen Portals und Frontons auß- und inwendig.
- §. 14. Oberhalb besagten Gallerien kommen auch Füllungen und Ballustren, wie an dem alten Flügel Bau wirklich zu sehen.
- §. 18. Fünftens sind zu diesem gesanten neuen Bauwesen drei grosse Höfe von dem Baumeister Retti vollens auszumachen, zu schließen und zu pflästern, wie unten mit mehrerem gemeldet wird.
- §. 19. Als nemlich der innere Schloßhof, welcher terminirt und geschlossen wird durch das Corps de logis gegen Mittag; durch die beiden Communications-Gallerien gegen Morgen und Abend und durch eine Ballustrade gegen Norden.
- §. 20. Deselbigen inneren Hof's Länge ist von zwei Hundert und achtzig Schuhen, und die Breite zwei Hundert und Vierzig.
- §. 21. Die zwei äußeren oder vorderen Höfe liegen gegen Morgen und Abend und termiren sich auf der einen Seite mit der Communications-Gallerie, auf die zweite und dritte Seite mit dem Corps de logis, Küchen- und Comedien-Haus und Vier Linien oder Mauern mit Arcaden, welche den Garten borniren und gegenüber gleichfalls geführt werden sollen, um der Simetrie willen.
- §. 147. Die zwei Communications-Gallerien inwendig betreffend, so werden dieselben unten am Rez de Chaussée durchaus mit Backensteinen gewölbt, achtzehn Schuh [= 5,157 m] hoch ins Licht, unten aber mit Platten belegt. Alle diese Gewölber, Arcaden, Portals sollen sauber verputzt und mit hübscher Quadratur Arbeit ausgemalt werden.
- Die Fenster, wo dergleichen nach dem Riß hinkommen, wie auch die Thüren an beiden Enden der Gallerien sollen ebenfalls gesetzt und mit all gehörigen Requisites verfertigt werden.
- §. 148. Oberhalb diesem ersten gewölbten Stock kommt noch ein anderer, welcher auch Achtzehn Schuh [= 5,157 m]

hoch ins Licht sein soll, mithin werden diese Communications-Gallerien so hoch, als die anstoßenden alten Flügel Gebäude.

- §. 149. Der Boden von dieser oberen Gallerie solle nach Sere-
nissimi Begehren entweder mit Platten, oder wo es an-
ständiger, mit einem hölzernen Boden von starken Bödseiten
in quadrat Figur und Eichenholz gefaßt, der Plafond
eingeschaft und neben der herumlaufenden Corniche mit
Quadratur Arbeit, Zügen und Fascetten Simplement
geziert werden.
- §. 150. Die Fensterrahmen sollen von starkem Eichenholz mit böhm-
ischen Glazstafeln in Blei Stangen gelegt und mit tüchtigem
Beschlag versehen, die doppelten Thüren an beiden Enden
besagter Gallerien und in der Mitte sauber ausgearbeitet
und mit allen nöthigen Requisites versehen werden.
- §. 151. Endlich kommt das Dach herüber, dessen Rinnen wohl
verwahrt und ausgeführt werden sollen, oberhalb aber des
Dachwerks kommt eine Altane, aber nur von Eichenen
Brettern, als wie auf den Terrassen derer beiden alten
Flügel Gebäude zu sehen ist, welche wie daselbst auch
mit einer Brustgallerie von Füllungen, Ballustren und
mit Vasen oder trophées ornirt werden sollen.

Der auf Georgi 1729 mit Retti getroffene „Erste Nach
Accord“ enthält folgende Bestimmungen über inzwischen notwendig
gewordene Aenderungen und zwar:

„Es sollen ferner die beide lange Communications-
Gallerien um Vier Schuhe [= 1,146 m] erweitert, und deren
obere Stockh um 20¹/₂ Schuhe [= 5,873 m] breit im Licht
und 22¹/₂ Schuhe [= 6,446 m] hoch gehalten werden. Dize
beide Gallerien werden statt einer Althanen mit einem Dach
bedeckt, die obere Böden nach denen Modell parquetweiß mit
sauberen Viereckigten Thännernen Tafeln in Nischen Frießen
gefaßt, im untern Stockh aber mit Blatten belegt und die Socclen
von Stein gemacht.

Hinter die Balustraden und dem Frontispice die nöthige
Rinnen von Kupfer, wie es erfordert wird, gelegt.

Außerlich kommt ein sauber Frontispice, und in der Mitten das fürstl. Wappen nach dem Riß in Stein sculpirt.

Die Arcaden werden gemauert und die Fenster darein gesetzt.

Das Hauptportal mit Vier Columnen ornirt, und oben eine Gallerie von Springwerk mit 3 Fenstern bis an den Boden eingerichtet.

Dieser ganze mittlere Vorsprung aber nach dem Riß unten Dorisch, und oben Jonisch gezieret, jedoch daß es bei dem Von Serenissimo subscribirten Riß kein Verbleibens haben, und mit dem schon gestellten portal gleich, oben aber eine saubere Balustraden, gleichwie solche in dem neuen Corps du Logis stehet, kommen solle. Auf jede dergleichen Balustren Gallerie werden Sechs Vasa hingesezt, welche von der Herrschaft ange schafft werden sollen.

Die Tachfenster aber sollen von Ihme Retty sauber gemacht und verschafft werden."

Schließlich wurden in dem „III. Original Nachaccord, d. d. 19. März 1731" einige während des Bauens entstandenen Differenzen durch persönliches Eingreifen des Herzogs beigelegt, wo es u. a. heißt:

„Und ferner per Resolutionem de dato 14. April h: A: Höchstermelt Seiner Hochfürstl. Durchlaucht declarirt und Befohlen, daß man die mit dem Oberbaumeister Retti wegen Speißauftragung und Gerüsten für die Maler in denen beiden neuen Communications-Gallerien habende Streitigkeit nach Maßgabe seiner Accorden erörtern und gütlich Vergleichen möchte.

Es obligirt sich daher der Oberbaumeister Retti, in denen beiden neuen Gallerien, welche von denen Malern Carloni und Scotti gemalt werden sollen, für selbige 2 Maler den nöthigen Speiß auftragen zu lassen, alle zu dergleichen Fresco Malerei erforderlichen Materialien, Gerüste und andere Nothwendigkeiten wie ingleichen die Maurer und Handlanger nach Erforderniß so lang anzuschaffen, bis besagte Maler in beiden Gallerien fertig sind."

Als Herzog Eberhard Ludwig am 31. Oktober 1733 in seinem

Ludwigsburger Schloß starb, waren alle eingangs in dem Original-Akford erwähnten Gebäude wohl äußerlich vollendet, die Innenarbeiten dagegen größtenteils nur halbfertig. Auch bei der Familiengalerie war dies der Fall. Eberhard Ludwigs Nachfolger, Herzog Karl Alexander, hatte anfangs nicht die Absicht, das hiesige Schloßbauwesen weiter zu führen. Die Vorstellungen der Baudeputation überzeugten ihn jedoch von der Notwendigkeit der Vollendung. Daher bestimmte er im Jahre 1736 folgendes:

„Zu Vollendung der angefangenen Marmorirten Arbeit in der Communications-Gallerie gegen dem Comedien Haus solle der Oberbaumeister Rettj den Marmorier Corbellinj anhero verschreiben, damit solche nach seinem vormahligen Contract auf eine durchgehends gleichförmige weiße von Ihm selbst, und denen, die Er als ein Alter abgelebter Mann hierinnen zu unterrichten hat, vollendet werde; desgleichen sollen auch beyde Kunst-Mahler Scothj und Carlonj zu Vollziehung Ihrer contractirten Arbeit durch Ihn, Rettj anhero berufen werden.“

Der Familiengaleriebau besteht, wie aus der vorangegangenen Baubeschreibung ersichtlich, aus zwei Stockwerken. Im Parterre befinden sich zwei große, mit je 10 Fenstern versehene Säle, die in der Mitte durch drei bis zur Höhe des ersten Stockwerks reichende Durchfahrten von 3,15 m bezw. 2,6 m Breite von einander getrennt sind; außerdem befindet sich am nördlichen und südlichen Ende des Baues eine weitere, gleichfalls 2,6 m breite Durchfahrt.

Unter Herzog Karl wurde der nördliche Parterre-Raum (jetzt mit No. 21 bezeichnet) „Antikensaal“ genannt; in den Jahren 1817—1849 war die Registratur der Finanzkammer von der Regierung des Neckarkreises in demselben untergebracht.

Der südliche Parterre-Raum (No. 20) wurde während einer Reihe von Jahren als Magazin verwendet. Unter den Königen Wilhelm I und Karl I diente derselbe als Fecht- und Voltigiersaal für die Jöglinge der am 23. Juni 1820 gegründeten und 1874 eingegangenen Offiziers-Bildungs-Anstalt (Kriegsschule); seit 1867 bezw. 1874 sind beide Räume dem Kgl. Filial-Staats-Archiv in Ludwigsburg übergeben.

Im ersten Stock befindet sich die aus zwei Vorfällen (Kabinetten) und dem Hauptsaal bestehende Familiengalerie. Jedes Ka-

binett ist im Licht 6,6 m lang, 4,44 m breit und 6,38 m hoch und mit zwei Fenstern versehen. Der an beiden Enden durch je zwei massive Doppeltüren von schöner Bildhauerarbeit abschließbare Saal hat eine Länge von 60,64 m, eine Breite von 6,5 m und eine Höhe von 6,38 m (Lichtweite). Auf jeder Langseite des Saals befindet sich in der Mitte ein Balkon; derjenige auf der Ostseite ist mit einem reichverzierten eisernen Gitterwerk versehen, an welchem der verschlungene Namenszug E L angebracht ist; es ist von dem Hofschlosser Johann Michael Rigler angefertigt worden. Zwischen Pfeilern von 2,6 bzw. 3,6 m Breite und 1,28 m Dicke verbreiten 26 einander gegenüberliegende Fenster von 2,82×1,43 m Lichtweite (worunter in der Mitte des Baues zwei Balkontüren) entsprechendes Licht, während 9 Kristallkronleuchter für die Nachtbeleuchtung vorgeesehen sind. Sämtliche Wandungen sind mit buntem poliertem Gipsmarmor bekleidet; sie wurden von dem geschickten italienischen Marmorierer Antonio Corbellini unter Beihilfe seines Gehilfen Georg Balthasar Kornhammer um 4000 fl. hergestellt. Dank der kgl. Domänenverwaltung wurden im Sommer 1903 diese Wandungen frisch geschliffen, so daß die Schönheit und der Farbenreichtum des Marmors wieder aufs prächtigste hervortritt. Die nicht mehr vorhandenen Stukkaturarbeiten (Fries) verfertigte der Stukkateur Riccardo Retti für 2000 fl.

Eine geradezu hervorragende Zierde des HauptsaaIs bildet die mit Fresken bemalte Gewölbedecke (Boutendecke) von der Hand des Italieners Carlo Carloni (geb. 1686 in Scaria bei Como, † 1775 in Como), eines der bedeutendsten Freskomaler des 18. Jahrhunderts, von dem auch das herrliche Freskogemälde an der Kuppel der Schloßkapelle, das himmlische Jerusalem vorstellend, sowie auch das dortige Altargemälde herrühren.

Die ganze Decke des Saals ist in neun Felder von verschiedener Größe eingeteilt. Beginnend am nördlichen Ende des Saals bemerken wir zunächst die Allegorien der Baukunst, Bildhauerei, Astronomie und des Friedens; ferner die beiden Göttinnen Flora und Minerva, dann Musik und Gesang, Mars und Venus; weiterhin Apollo in Begleitung der neun Musen: Kalliope (Muse der epischen Dichtung), Terpsichore (Muse der Tanzkunst), Thalia (Muse des Lustspiels), Euterpe (Muse der Lyrik), Polyhymnia (Muse religiöser

Gefänge), Klio (Muse der Geschichte), Erato (Muse der Liebesdichtung), Melpomene (Muse des Trauerspiels) und Urania (Muse der Astronomie); im zweitletzten Feld eine Allegorie der bildenden Künste in Amoretten; den Schluß bilden König Alexander der Große — Campaspe — Apelles.

Diese Fresken selbst umschließt wieder ein architektonischer Rahmen, ausgefüllt mit figürlichen Darstellungen der Künste und Wissenschaften, welche in Bezug auf Perspektive und Kolorit von vollendeter Meisterschaft und Schönheit sind; man darf ohne Ueberhebung behaupten, daß diese Freskomalereien zu den schönsten des Rokoko gezählt werden dürfen.

In der südwestlichen Ecke liest man auf einem schmalen Streifen die Worte: non Alivnde [nicht anders woher]; auf der nordöstlichen hat sich der treffliche Meister mit der Inschrift C. Carloni F. (d. h. fecit) 1733 selbst verewigt.

Laut Akford vom 9. Mai 1731 erhielt Carloni für diese Arbeit die runde Summe von 10 000 fl.

Die Deckengemälde in den beiden Kabinetten sind von dem langjährigen Hofmaler Lucca Antonio Columba (geb. 1661 in Arogno, Kanton Tessin, daselbst † 1737). Das Gemälde im nördlichen Kabinett zeigt die Opferung der Iphigenia.

Das Gemälde im südlichen Kabinett stellt Virginia vor, die Tochter des römischen Plebejers Virginius, die von ihrem Vater getödtet wurde, als ihre Jungfräulichkeit durch den Dezemvir Appius Claudius bedroht war.



2. Die Regentenbilder.

A. Entstehung, Herkunft und Unterhaltung der Bilder.

Als Eberhard Ludwig den Befehl zur Erbauung der beiden Verbindungsgalerien gab, hatte er bereits die Anordnung über ihre zukünftige Verwendung dahin getroffen, daß in der östlichen Galerie die „Fürsten Gallerie“, in der westlichen Galerie dagegen

die „gallerie des peintures“ (Gemäldegalerie) untergebracht werden solle; letztere befand sich zu jener Zeit im dritten Stockwerk des Alten Corps de Logis, bestehend aus der sogenannten „Langen Gallerie“, einem Nebenkabinett und dem Kunstkabinett (die heutigen Zimmer No. 292—303).

Mit der Ueberwachung des Kunstkabinetts war der Kunst-kammer-Inspektor Johann Schuckardt, Professor am Stuttgarter Gymnasium, betraut († 1725), dem am 20. März 1712 sein Vetter, der Sekretär und Regierungsrats-Registrator Johann Gottfried Schuckardt als Adjunkt beigegeben war; letzterer erhielt am 7. Januar 1723 die Antiquariatsstelle; seine Ernennung zum Kunst-kammer-Inspektor erfolgte am 26. Oktober 1725.

Die Inspektion über die „gallerie des peintures“ wurde am 19. August 1724 dem früher am Hofe von Baden-Baden angestellt gewesenen Kavalier Carl Friedrich von Böhn (Behn) übertragen, welcher auch die Aufgabe hatte, „Familien-Portraits des Hochfürstlichen Hauses zu sammeln und zusammenzustellen.“

Als dieser Böhn Ende des Jahres 1727 mit Hinterlassung von nicht unbedeutenden Schulden zunächst nach Mannheim flüchtete, wurde dessen provisorischer Nachfolger der Email- und Miniatur-maler Hofrat Laurentius von Sandrart am 10. Juni 1729 mit der Inspektion über die „Galerien“ betraut.

Schon damals war, abgesehen von neun lebensgroßen Regentenbildern (die Herzoge Eberhard I im Bart, Ulrich, Christoph, Ludwig, Friedrich I, Johann Friedrich, Eberhard III, Wilhelm Ludwig, Eberhard Ludwig und dessen Sohn den Erbprinzen Friedrich Ludwig darstellend), in der „langen Gallerie“ eine größere Anzahl zur Fürsten-Galerie bestimmter Familienbilder vorhanden, von denen Sandrart u. a. in einer vom 12. März 1731 datierten Eingabe an den Herzog wegen der „Neuanlegung der Gallerie (Gemäldeammlung) und conservirung derselben“ berichtet:

„Eine gleiche Sorgfalt kondte auch mit denen original Portraite der Hochfürstl. Familie observirt werden, als welche wegen Mangel des Raums übereinander gestellt werden müssen und also vielen Beschädigungen exponirt stehen.“

Am 17. September 1731 erhielt Sandrart vom Herzog den Auftrag, „in den Schlössern zu Leonberg und Nürtingen die

daselbst befindlichen Malereyen in Augenschein zu nehmen und zu specificiren."

In seinem Bericht an Eberhard Ludwig, datirt Ludwigsburg, den 15. Oktober 1731, sagt Sandrart über Leonberg, „daß er außer einem Gemälde von Frans Floris, den Sommer vorstellend, und einigen noch vorhandenen Portraite, meistens nach dem Tode abgemahlte Fürsten und Fürstinnen aus dem fürstl. Hause Anhalt, nichts finden konnte, was der fürstl. Gallerie könnte einverleibt werden."

Von dem Schloß in Nürtingen berichtet er u. a., daß er in dem Zimmer, wo Herr Obrister von Streithorst mehrmalen logirt, vier und zwanzig Stück von Albrecht Dürer von seiner ersten Manier, die Passion Christi nebst der Sendung des h. Geistes über die Apostel und Vorstellung des jüngsten Gerichts auf Tuch gemahlt, gefunden und „diese Gemahlte meritiren, wegen ihres alterthums, Kunst und Rarität, wegen herannahenden gänzlichen Verderb, schleunigst reparirt und so dann der fürstl. Gallerie einverleibt zu werden."

Ueber dem im fürstlichen Kirchenstuhl befindlichen Altar fand Sandrart noch eine weitere Anzahl Bilder aus Dürers Hand; ferner in einem Kabinett „kleine Portraite von dem Hochfürstl. Hause Brandenburg und Anhalt."

Der Bericht schließt mit der Bemerkung:

„Sonsten seyndt einige groß und kleine Portraite von dem Hochfürstl. Württembergischen Hause allbar vorhandten und weilien solche mehrentheils bey lebzeiten verfertigte originalien, würden sie bey der neu unter handt stehenden Fürsten Gallerie höchst nutzbar können considerirt werden."

Herzog Eberhard Ludwig erlebte die Fertigstellung der von ihm ins Leben gerufenen „Fürsten Gallerie" nicht mehr; sie war, wie bereits schon oben bemerkt, bei seinem Tode (1733) erst zu zwei Drittel ausmarmorirt; auch die Deckengemälde waren noch nicht ganz vollendet, weshalb auch nur wenige Bilder in derselben aufgestellt werden konnten.

Erst unter Herzog Karl Eugen wurden die lebensgroßen Bilder der regierenden Herzoge (einschließlich seines Vaters) ergänzt und in die Wandungen der Ostseite eingelassen, während die der

Westseite mit Bildern unterschiedlicher Größe theils aus verwandten, theils aus befreundeten Fürstenhäusern behangen waren.

Der berühmte Maler Nikolaus Guibal (geb. 1725 in Luneville, † 1784 in Stuttgart), welcher am 6. Mai 1760 zum Galeriedirektor mit dem Rang eines Hofkammerrats ernannt wurde, richtete am 17. Juli 1777 eine Eingabe an den Herzog wegen Reparatur von Gemälden, wobei er u. a. auch einen Ueberschlag in der Höhe von 105 fl. unterbreitete, betreffend „die in der Hindern Communications-Gallerie gegen dem opern Hauß befindliche Mahlereien, lauter portraits in lebens-Größe sämtl. aus dem Durchlauchtigsten Hauß Württemberg.“

Adolf Friedrich Harper (geb. 1725 in Berlin, † 1806 ebendaselbst), seit 13. November 1784 Guibals Nachfolger, berichtet am 7. Juli 1788 an Herzog Karl, daß er „in den Jahren 1786 und 1788 mehr als 100 Stück Gemälde so reparirt habe, daß dieselben in langer Zeit keiner weiteren reparatur benöthigt sein werden,“ bemerkt aber dabei: „es bleiben aber noch diejenigen Mahlereyen, so in den unteren herrschaftlichen Zimmern und Communications-Gallerien des Ludwigsburger Schlosses hangen, besonders aber die Familien-Portraite des Herzogl. Hauses, und was nach den Gallerie Inventaria sowohl in Stuttgart, auf der Solitude und in Hohenheim befindlich, wenn dieselben wieder zur Gallerie abgegeben werden sollen, zu repariren übrig.“

Ein zweiter Bericht Harpers an den Herzog, datiert Stuttgart, den 1. Juli 1789, lautet:

„Dem mir von Euer Herzoglichen Durchlaucht ertheilten Gnädigsten Befehl zu folge, habe in dem verwichenen Monat von denen in der communications- oder Fürsten Gallerie zu Ludwigsburg befindlichen lebensgroßen Herzogl. Familien Portraits 16 auf neue Tücher gezogen und reparirt, daß solche wieder auf lange Zeit hergestellt sein werden, besonders wenn Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst genehmigen wollten, daß der Garçon de gallerie Baehrenstecher solche im Winter in den obren Gallerie Zimmern aufbewahren dürfte, wo man selbige vor Feuchtigkeit, die der Mahlerey sehr schädlich ist, und welcher sie den Winter über in der Communications Gallerie sehr ausgesetzt sind, sichern könnte.“

Auch habe unterthänigst anzeigen wollen, daß unter die Portraits der 12 Herzogl. Regenten das Portrait des Herzogs Eberhard des 2^{ten} manglet, von welchem Herzog nur ein kleines sehr schlechtes Portrait unter der No. 1609 sich in der Gallerie befindet.

Euer Herzogliche Durchlaucht sollen dem Bernehmen nach, dem Regierungs Rath Kaufmann gnädigst befohlen haben, daß statt des Erb-Prinzen Friderich Ludwigs Portrait, welches bishero unter die regierende Herzoge placiret war, das Portrait höchst dero Herren Groß-Vaters des Herrn Administrators Friderichs Carls von dem Hof-Mahler Hetsch gemacht werden solle. Ob Euer Herzogliche Durchlaucht nicht auch, um die Folge der 12 Regenten vollständig zu haben, jenes des Herzogs Eberhard des 2^{ten} verfertigen zu lassen gnädigst genehmigen wolten, habe hiemit unterthänigst unmaßgäblich in Erinnerung bringen wollen, um so mehr, da in dieser Gallerie unter denen, den 12 Regenten gegenüberstehenden Portraits, welche künftiges Früh-Jahr noch zu repariren sind, sich einige Portraits ganz unbekannter und nicht zu dem Herzogl. Hause gehörigen Fürstl. Personen befinden, an deren Stelle die Portraits des Herrn Administrators und des Erb-Prinzen schicklicher placiret werden könnten. — — — — Harper."

Schon im Jahr 1767 befand sich ein Brustbild des Herzog-Administrators Friedrich Karl in der Gallerie. Daß Hetsch ein neues lebensgroßes Bild von demselben malte, ist sehr unwahrscheinlich, da in keinem Gemälde-Inventar nach 1789 ein solches verzeichnet steht.

Herzog Eberhard II wurde erst 1794, also nach dem Tode Herzog Karls, durch den Galerie-Inspektor Bährenstecher für die Familiengalerie gemalt. (1861 restauriert von Peter Martin Lamberty.)

Einer alten Tradition zufolge übernimmt der die Regierung antretende Fürst die Verpflichtung, das Bild seines Regimentsvorfahren bezw. auch dasjenige seiner Gemahlin zwecks Einverleibung in die Gallerie malen zu lassen, indem nach obiger Tradition außer den Regenten auch diejenigen Gemahlinnen in die Gallerie aufgenommen werden sollen, welche Mütter von tatsächlich zur Regierung gelangten Thronerben sind.

Das finden wir aber keineswegs ausnahmslos durchgeführt.

Bei strengem Einhalten dieser Regel müßte die Sammlung noch durch die Bilder der nachbenannten fürstlichen Gemahlinnen ergänzt werden, welche übrigens, mit Ausnahme der Prinzessin Barbara, schon einmal (1767) in der Galerie eingereiht waren.

Prinzessin Elisabeth, erste Gemahlin des Prinzen Heinrich,
Grafen von Mömpelgard und Mutter Herzog Ulrichs;

Prinzessin Barbara, Gemahlin des Prinzen Georg, Grafen von
Mömpelgard, die Mutter des Herzogs Friedrich I;

Herzogin Sabina, Gemahlin Herzog Ulrichs und Mutter von
Herzog Christoph;

Herzogin Anna Maria, Gemahlin des Herzog Christoph und
Mutter Herzog Ludwigs und

Herzogin Magdalena Sibylla, Gemahlin Herzog Wilhelm
Ludwigs und Mutter von Herzog Eberhard Ludwig.

Die Reihenfolge der Bilder, wie wir sie heute in der Galerie angeordnet finden, ist das Werk König Friedrichs. Schon als Kurfürst (1803—1805) ließ er die Gemälde, welche sich schon zu Zeiten des Gründers der Galerie hier befanden (diejenigen von Eberhard I im Bart, Ulrich, Christoph, Ludwig, Friedrich I und dessen Gemahlin Sibylla, Johann Friedrich und Eberhard III, sowie die von Wilhelm Ludwig, Eberhard Ludwig und Karl Eugen), von 2,21×1,17 m auf 2,37×1,36 m vergrößern und außerdem die Mehrzahl der Bilder von den nachbezeichneten Fürsten und Fürstinnen gänzlich neu anfertigen:

die Stammeltern, Prinz Heinrich, Graf von Mömpelgard und
seine zweite Gemahlin Eva von Ober-Salm;

deren Sohn, den Stammhalter Prinz Georg, Graf von
Mömpelgard;

die beiden Administratoren von Herzog Karl Eugen, die Herzöge
Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt und Karl
Friedrich von Württemberg-Dels;

einige Mütter von Thronerben, nämlich die Herzoginnen Sibylla,
Barbara Sophia, Anna Katharina und Maria
Augusta;

Herzog Ludwig Eugen und zuletzt seine eigenen Eltern, Herzog
Friedrich Eugen mit Gemahlin Sophia Dorothea.

Mit der Ausführung dieser Gemälde waren betraut, soweit

dies bis jetzt ermittelt werden konnte, der bereits erwähnte, am 27. August 1767 zum Garçon de gallerié und am 19. August 1798 zum Galerieinspektor ernannte Jakob Gottlieb Bährenstecher († 1804 in Ludwigsburg), sowie die beiden Hofmaler und Galeriedirektoren Philipp Friedrich von Getsch († 1838 in Stuttgart) und Johann Baptist Seele († 1814 in Karlsruhe).

Weitere Nachforschungen haben ferner ergeben, daß das eine oder andere Bildnis der oben erwähnten fürstlichen Gemahlinnen von zwei weiteren hervorragenden Malern am Stuttgarter Hofe herrührt. Es sind dies der Professor und Historienmaler Karl Jakob Theodor Leybold (Sohn des 1838 in Wien verstorbenen k. k. Hofkupferstechers Johann Friedrich Leybold), erster Galerie-Inspektor an dem 1842/43 neu errichteten Museum der bildenden Künste in Stuttgart († 1844) und der Maler Franz Seraph Stirnbrand († 1882 in Stuttgart).

Die Anfertigung der in Frage kommenden Bildnisse erfolgte im Auftrag des Königs Wilhelm I und fällt bei beiden Künstlern in die Jahre 1824—1835.

Von den Bildnissen der Herzoge Eberhard I im Bart bis auf Wilhelm Ludwig darf angenommen werden, daß die meisten derselben nach dem Ableben dieser Fürsten gemalt wurden. Die Gemälde befanden sich vor ihrem Verbringen in das Ludwigsburger Schloß teils in der sog. Kunstkammer im Alten Schloß und im neuen Lusthaus in Stuttgart, teils in den Schlössern zu Urach, Tübingen, Leonberg und Nürtingen. Die Namen der Maler werden sich wohl nie mit Sicherheit feststellen lassen. Das Bild Eberhards I i. B. stammt vielleicht von dem Niederländer Hendrik Goltzius († 1616), von dem sich auch ein Brustbild dieses Herzogs und ein solches von Herzog Johann Friedrich im hiesigen Schloß befand.

Bei den Herzogen Ulrich, Christoph, Ludwig, Friedrich I, Johann Friedrich und Wilhelm Ludwig könnten in erster Linie diejenigen Maler in Betracht kommen, deren Namen in den Landschreiberechnungen des Kgl. Finanzarchivs in Ludwigsburg unter der Rubrik „Künstler und Maler“ aufgeführt sind. Die Namen dieser Künstler sind: Georg Nikolaus List, Philipp Nikolaus List, Bernhard Schoumann, Johann Isaak Liefkopen (Liefkopf), Friedrich Gottlieb Müller, Hofmaler, Matthäus Reiser, Michael Konrad

Hirt (seit 1646 Hofmaler in Berlin), sein Sohn, der kurbrandenburgische Hofmaler Adrian Heinrich Hirt und Wolfgang Ludwig Hopfer († 1698), Hofmaler des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz.

Das Bild von Eberhard III rührt ohne Zweifel von dem schon erwähnten Ulmer Bildnißmaler Georg Nikolaus List her († nach 1657).

Schwieriger festzustellen ist das Gemälde von Herzog Eberhard Ludwig, da dieser außer an seine verschiedenen Hofmaler auch zahlreiche Aufträge für Bildnisse an andere Künstler erteilte. Die bekannteren derselben sind:

Hof- und Kunstmaler Johann Burkard Kempff († 1710 in Stuttgart), dessen Nachfolger (seit 7. Juni 1710) Ferdinand Stenglin aus Augsburg, Johann Christoph Grootz, Hofmaler seit 12. Septbr. 1718 († 1764 in Stuttgart), Johann Renato Constantin, der 1707 ein lebensgroßes Bild des Herzog-Administrators Friedrich Karl für die Stuttgarter Kunkstammer malte, Laurentius von Sandrart, Hofmaler seit 10. Juni 1729, die beiden Kunstmaler Martin Simon Gläser und Georg Friedrich List, die u. a. mehrere Bilder von dem 1731 verstorbenen Erbprinzen Friedrich Ludwig anfertigten, Johann Lorenz Heß, Hofmaler seit 9. Februar 1730, der Porträtmaler Georg Christoph Grootz († 1749, Sohn des Obigen), Johann Philipp Weißbrodt, Hofmaler seit 20. August 1731. Ferner der 1753 in Wien gestorbene Kaiserl. Hofmaler Johann Christoph Auerbach, welcher daselbst im Auftrag Eberhard Ludwigs fünf Bildnisse für das Ludwigsburger Schloß malte, nämlich die drei Kaiser Leopold I († 1705), Joseph I († 1711) und Karl VI († 1740) sowie die Gemahlin des Letzteren, Elisabeth Christine, geb. Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1750) und Prinz Eugen von Savoyen († 1736). Endlich der Porträtmaler Wolfgang Dietrich Majer (Mayr) in Tübingen, welcher 1733 den Herzog Eberhard Ludwig auf dem Paradebett in seinem rotsamtenen Sterbekleid malte. (Von diesem Majer stammt auch das in der Familiengalerie des Stuttgarter Schlosses befindliche Jugendbildnis von Herzog Karls erster Gemahlin, Friederike, welche Majer 1745 im Auftrag des Herzogs in Bayreuth für 425 fl. malte.)

Herzog Karl Alexander kann mit ziemlicher Sicherheit dem

Hofkammerrat Jan Philipps van der Schlichten zugeschrieben werden († 1745), welcher in Mannheim am Hofe des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz tätig war; Karl Eugen ist von Guibal gemalt.

Das Bild König Friedrichs ist 1817 von Hetsch hergestellt worden, während dasjenige von Friedrichs erster Gemahlin, der Prinzessin Augusta Karolina, erst 1835 von dem oben erwähnten Professor Leybold gemalt wurde.

Von den neueren Bildern sind ausgeführt: 1865 König Wilhelm I und 1875 Königin Pauline von dem Hofmaler Georg Friedrich Erhardt († 1881 in Stuttgart), 1895 König Karl von dem Maler Hermann Ploß in Stuttgart nach dem im Speisesaal des Stuttgarter Residenzschlosses befindlichen Originalgemälde von Richard Lauchert († 1869 in Berlin).

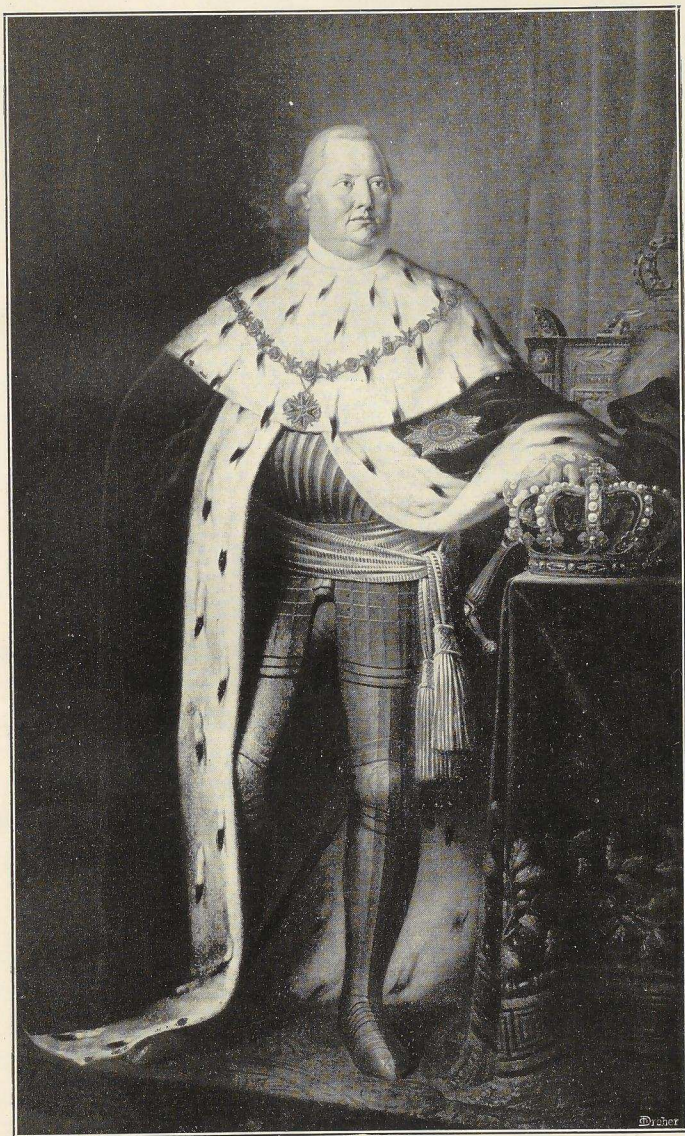
1862 wurden alle damals vorhandenen Bilder durch den Maler Wessinger und in den Jahren 1888 und 1890 die Mehrzahl derselben durch den Stuttgarter Bilderrestaurator Heritier ausgebessert und gefirnißt.

Die über den Gemälden angebrachten Wappen wurden im Juli 1904 durch den Hofvergoldder Karl Gehring in geschmackvoller Weise erneuert.

In den Jahren 1803—1807 ließ König Friedrich noch verschiedene Arbeiten bezw. Aenderungen in der Galerie vornehmen.

Der badische Maler Schaffroth restaurierte mehrere Gemälde und besserte einige beschädigte Deckenfresken aus, insbesondere aber vollendete derselbe die am südlichen Ende des Saals von Carloni unfertig gelassene Freskomalerei (Alexander—Campaspe—Apelles). Er wurde deshalb „wegen seiner in der Churfürstlichen Familiengalerie zur höchsten Zufriedenheit ausgeführten Arbeiten“ am 19. September 1805 zum Hofmaler ernannt und bald darauf als Professor an der Kunstschule in Baden-Baden angestellt.

Der ursprünglich mit reicher Stukkaturarbeit versehene Fries von Riccardo Kettis Meisterhand wurde, weil vielfach sehr beschädigt, durch ein einfaches, mit vergoldeten Gipsrosetten verziertes Gefsimß ersetzt; oberhalb der Bilder wurden einheitliche Wappeneinfassungen mit Fürstenhut bezw. Königskrone angebracht, auch gleichzeitig die einzelnen Gemälde mit geschmackvoll ausgeführten Namensschildern



König Friedrich.

versehen. Diese Arbeiten führte der Hofvergoldner Karl Spitznas von Stuttgart aus. Die eigentlichen Wappenschilder stammen von dem bekannten Ludwigsbürger Maler Albrecht Walcher († 1844), Zeichenlehrer der Königin Charlotte Auguste Mathilde. Die Wappenschilder der fürstlichen Gemahlinnen sind in zwei gleich große Felder geteilt. Auf dem einen Feld befinden sich die drei württembergischen Hirschstangen, auf dem andern das Familienwappen der betreffenden Fürstin. Die schadhaften Wandungen wurden durch die Marmorierer Abraham Wolf, Adam Nisle und Johannes Fauser ausgebessert, geschliffen und poliert. Den Fußboden legte der hiesige Hoffschreiner Bernhard Friedrich Heiligmann († 1833).

Nachdem Kurfürst Friedrich im Jahr 1806 die Königswürde angenommen hatte, ließ er über den beiden Eingangsthüren des Saales an Stelle des Namenszugs E L seine eigenen Initialen, ein verschlungenes F R (Fridericus Rex) anbringen; ferner in der Mitte des Saals, über den beiden Balkenthüren das württembergische Stammwappen (drei Hirschstangen) und das Wappen der alten staufischen Herzoge von Schwaben (drei leopardierte Löwen), zu beiden Seiten aber, dem Saal entlang, in Medaillons, hell auf blauen Grund gemalt, Teile des neuen württembergischen Königswappens und zwar auf der Ostseite: das Wappen von Hall (ein Kreuz und eine aufgehobene Hand) und das der früheren Reichsstädte (ein einköpfiger Adler); die Wappen von Teck (Weden oder Rauten), Mömpelgard bezw. Zwiefalten (zwei von einander abgekehrte Barben) und Heidenheim (Brustbild eines bärtigen Mannes). Auf der Ostseite den obigen Medaillons gegenüber die Wappen von: Ellwangen (eine Prälatenmütze oder Inful) und Bönningheim (Halbmond), sowie das Wappen der Grafschaft Limpurg (drei aufsteigende Spitzen des Herzogtums Franken und die fünf Limpurgischen Heerkolben) nebst Jütingen (ein mit gestutzten Dornen versehener Querbalken).

Aber auch außen, an der Ostseite des Baus mußte (1807) das mit steinernen Trophäen umrahmte Wappen Eberhard Ludwigs den Hirschstangen und Löwen weichen, und der über dem ursprünglichen Herzogswappen befindliche Adler wurde mit dem neuen Emblem, der Königskrone bekrönt. Dieselbe wurde von dem Ludwigsbürger Hoffschlosser Karl Friedrich Fortschunk angefertigt (welcher

1811 auch die Königskronen auf das Stuttgarter und Heilbronner Thor lieferte) und von dem Hofvergolder Johann Heideloff aus Stuttgart vergolbet; die aus Blei gegossenen Hirschstangen und Löwen lieferte der Stuttgarter Hofzinngießer Karl Friedrich Mayer.

Mit besonderer Vorliebe und berechtigtem Stolz pflegte König Friedrich die herrliche Familiengalerie seinen fürstlichen Gästen zu zeigen und daselbst große Tafel zu halten, zu welchem Zweck 28 Tische dienten, die heute noch in der Galerie aufgestellt sind.

Am Abend des 11. Mai 1889 — also genau 185 Jahre, nachdem der Erbauer der Galerie den Grundstein zum Alten Corps de Logis gelegt hatte — öffneten sich nach einer viele Jahrzehnte langen Pause die Pforten der Galerie, um wieder einmal, wie zu Zeiten der glanzvollen Hofhaltung König Friedrichs, in ihrer ganzen vornehmen Pracht zu erstrahlen. Es war aus Anlaß des großartigen Ballfestes, das Friedrichs Urenkel, König Wilhelm II, damals noch Prinz, und seine zweite Gemahlin Charlotte zu Ehren ihrer Ludwigsbürger und Stuttgarter Gäste im hiesigen Schloß veranstalteten und wobei im Saal der Familiengalerie eine fürstliche Bewirtung der 250 Geladenen stattfand.

B. Reihenfolge der Bilder in chronologischer Ordnung.

I. Herzog Eberhard I im Bark, erster regierender Herzog von Württemberg seit 21. Juli 1495.

Regierte vom 3. November 1457 bis 14. Dezember 1482 als Graf Eberhard V, der Aeltere, den Uracher Landesteil nebst Mömpelgard, vom 14. Dezember 1482 bis 21. Juli 1495 als Alleinherrscher über das wiedervereinigte Württemberg, als Herzog vom 21. Juli 1495 bis 24. Februar 1496, geb. 11. Dezember 1445 im Stadtschloß zu Urach, † 24. Februar 1496 auf dem Schloß Hohen-Tübingen, zuerst beigesetzt in dem von ihm gestifteten Kloster St. Peter im Einsiedel, seit 1537 in der Stiftskirche zu Tübingen.

Vater: Graf Ludwig I der Ältere, der Stifter der Uracher Linie.

Mutter: Gräfin Mechthilde, Tochter des Kurfürsten Ludwig III des Bärtigen von der Pfalz.

II. Prinz Heinrich von Württemberg, Graf von Mömpelgard.

geb. 7. September 1448, Ort unbekannt,

† 15. April 1519 auf der Festung Hohen-Urach, zuerst beigesetzt im Chor der Stiftskirche in Stuttgart, von wo ihn sein Sohn, Herzog Ulrich, in die Tübinger Stiftskirche überführen ließ.

III. Prinzessin Eva von Württemberg, geb. Prinzessin von Ober-Salm, zweite Gemahlin des Prinzen Heinrich v. Wittbg., Stamm-Mutter des ganzen königlichen Hauses Württemberg.

geb. ca. 1468, unbekannt wo,

verm. 21. Juli 1488 in Reichenweier i. G.,

† 26. April 1521 im Schloß zu Reichenweier i. G., beigesetzt im Chor der ehemaligen Liebfrauenkirche zu Reichenweier (jetzt Scheuer) neben Heinrichs erster Gemahlin Elisabeth, der Mutter Herzog Ulrichs.

IV. Prinz Georg von Württemberg, Graf von Mömpelgard.

Stammhalter des württembergischen Fürstenhauses.

geb. 4. Februar 1498 auf der Festung Hohen-Urach,

† 17. Juli 1558 in Kirtel bei Zweibrücken,

beigesetzt in der Stadtkirche zu Zweibrücken.

Vater: Prinz Heinrich von Württemberg, Graf von Mömpelgard, geb. 1448, † 1519.

Mutter: Prinzessin Eva von Württemberg, geb. Gräfin von Ober-Salm, † 1521.

Gemahlin: Prinzessin Barbara, Tochter des Landgrafen Philipp I des Großmütigen von Hessen.

V. Herzog Eberhard II, zweiter regierender Herzog von Württemberg, (Bruder des Prinzen Heinrich von Wittbg., Grafen von Mömpelgard).

Regierte vom 8. Januar 1480 bis 14. Dezember 1482 als Graf Eberhard VI, der Jüngere, den Stuttgarter oder Neuffener Landesteil. Als Herzog und Nachfolger Eberhards I im Bart vom 24. Februar 1496 bis 11. Juni 1498 (dem Tag seiner Abdankung).
geb. 1. Febr. 1447 im Schloß zu Waiblingen,
† 17. Febr. 1504 auf Schloß Lindensfels im Odenwald,
beigesetzt in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg.

Vater: Graf Ulrich V, der Vielgeliebte, geb. ca. 1413, † 1480.

Mutter: Gräfin Elisabeth, zweite Gemahlin des Grafen Ulrich V,
geb. ca. 1419, † 1451.

VI. Herzog Ulrich, dritter regierender Herzog.

Regierte vom 11. Juni 1498 bis 6. November 1550.

(Vertrieben vom 7. April 1519 bis 13. Mai 1534.)

geb. 8. Februar 1487 im Schloß zu Reichenweier i. G.,
† 6. November 1550 auf dem Schloß Hohen-Tübingen,
beigesetzt am 7. Novbr. in der Stiftskirche zu Tübingen.

Vater: Prinz Heinrich von Württemberg, Graf von Mömpelgard,
geb. 1448, † 1519.

Mutter: Prinzessin Elisabeth, erste Gemahlin des Prinzen Heinrich, † 1487.

Gemahlin: Herzogin Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht IV des Weisen von Bayern.

† 30. August 1564 in Nürtingen,
beigesetzt in der Stiftskirche zu Tübingen.

VII. Herzog Christoph, vierter regierender Herzog.

Regierte vom 6. November 1550 bis 28. Dezember 1568.

geb. 12. Mai 1515 im Stadtschloß zu Urach,
† 28. Dezember 1568 im Alten Schloß in Stuttgart,
beigesetzt am 2. Jan. 1569 in der Stiftskirche zu Tübingen.

Vater: Herzog Ulrich, geb. 1487, † 1550.

Mutter: Herzogin Sabina, geb. 1492, † 1564.

Gemahlin: Herzogin Anna Maria, Tochter des Markgrafen Georg des Frommen von Brandenburg-Bayreuth.

VIII. Herzog Ludwig, fünfter regierender Herzog.

Regierte vom 28. Dezember 1568 bis 8. August 1593,

geb. 1. Januar 1554 im Alten Schloß zu Stuttgart,

† 8. August 1593 im Alten Schloß zu Stuttgart,
beigesetzt am 23. August in der Stiftskirche zu Tübingen.

Vater: Herzog Christoph, geb. 1515, † 1568.

Mutter: Herzogin Anna Maria, geb. 1526, † 1589.

IX. Herzog Friedrich I, sechster regierender Herzog.

Regierte vom 8. August 1593 bis 29. Januar 1608,

geb. 19. August 1557 auf Schloß Horburg im Elsaß,

† 29. Januar 1608 im Alten Schloß in Stuttgart,

beigesetzt am 26. Februar in der Stiftskirche in Stuttgart als erste Leiche in der von seinem Sohn Johann Friedrich in demselben Jahr innerhalb 17 Tagen erbauten Gruft, dem sogenannten „Alten Gewölbe“.

Vater: Prinz Georg von Württemberg, Graf von Mömpelgard.

Mutter: Prinzessin Barbara, geb. 1536, † 1597 als Witwe des Grafen Daniel von Waldeck zu Wildungen.

Gemahlin: Herzogin Sibylla, geb. 1564, † 1614.

X. Herzogin Sibylla von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Friedrich I.

geb. 20. September 1564 in Dessau,

verm. 22. Mai 1581 in Stuttgart,

† 16. November 1614 im Schloß zu Leonberg,

beigesetzt am 15. Dezember in der Stiftskirche zu Stuttgart. (Mutter von 9 Söhnen und 5 Töchtern.)

Vater: Fürst Joachim II Ernst von Anhalt-Zerbst (Dessau).

XI. Herzog Johann Friedrich, siebenter regierender Herzog.

Regierte vom 29. Januar 1608 bis 18. Juli 1628,

geb. 5. Mai 1582 im Schloß zu Mömpelgard,

† 18. Juli 1628 im Alten Schloß zu Stuttgart,

beigesetzt am 21. August in der Stiftskirche zu Stuttgart.

Vater: Herzog Friedrich I, geb. 1557, † 1608.

Mutter: Herzogin Sibylla, geb. 1564, † 1614.

Gemahlin: Herzogin Barbara Sophia, geb. 1584, † 1636.

XII. Herzogin Barbara Sophia von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich.

geb. 16. November 1584 in Köln a. Oder,

verm. 5. November 1609 in Stuttgart,
† 13. Februar 1636 in Straßburg,
zuerst beigesetzt in der St. Thomaskirche zu Straßburg,
seit 21. August 1655 in der Stiftskirche zu Stuttgart.
Vater: Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, † 1608.
Mutter: Kurfürstin Katharina, Tochter des Markgrafen Johann
von Brandenburg-Küstrin.

XIII. Herzog Eberhard III, achter regierender Herzog.

Regierte vom 18. Juli 1628 bis 2. Juli 1674.

geb. 16. Dezember 1614 in Stuttgart,
† 2. Juli 1674 in Stuttgart,
beigesetzt am 21. Juli in der Stiftskirche zu Stuttgart.
Vater: Herzog Johann Friedrich, geb. 1582, † 1628.
Mutter: Herzogin Barbara Sophia, geb. 1584, † 1636.

I. Gemahlin:

XIV. Herzogin Anna Katharina von Württemberg, erste
Gemahlin des Herzogs Eberhard III.

geb. 27. Januar 1614 in Finstingen bei Saarbürg in
Lothringen,
verm. 26. Februar 1637 in Straßburg,
† 27. Juni 1655 im Alten Schloß zu Stuttgart,
beigesetzt am 23. Aug. in der Stiftskirche zu Stuttgart.
Vater: Wild- und Rheingraf Johann Kasimir, Stifter der be-
sonderen Salm-Kyrburger Linie, † 1651.
Mutter: Wild- und Rheingräfin Dorothea, erste Gemahlin
Johann Kasimirs und Witwe des Grafen Martin zu
Rheinstein-Blankenburg.

XV. Herzog Wilhelm Ludwig, neunter regier. Herzog.

Regierte vom 2. Juli 1674 bis 23. Juni 1677.

geb. 7. Januar 1647 im Alten Schloß zu Stuttgart,
† 23. Juni 1677 im Kloster Hirßau,
beigesetzt am 19. Juli in der Stiftskirche in Stuttgart.
Vater: Herzog Eberhard III, geb. 1614, † 1674.
Mutter: Herzogin Anna Katharina, geb. 1614, † 1655.
Gemahlin: Herzogin Magdalena Sibylla, Tochter des Land-
grafen Ludwig VI von Hessen-Darmstadt.

XVI. Herzog Eberhard Ludwig, zehnter regierender Herzog.

Erbauer des Schlosses und Gründer der Stadt Ludwigsburg.

Wahlspruch: „Cum deo et die.“

(„Mit Gott und der Zeit.“)

Vormünder: Herzog-Administrator Friedrich Karl (geb. 1652, † 1698), Stifter der neuen Linie Württemberg-Winnental und die Herzogin-Mutter Magdalena Sibylla als „Mit-Obervormünderin“ vom November 1677 bezw. 19. Februar 1678 bis 20. Januar 1693. Regierte vom 23. Juni 1677 bis 31. Oktober 1733.

geb. 18. September 1676 im Alten Schloß zu Stuttgart, † 31. Oktober 1733 im Schloß zu Ludwigsburg, beigesetzt am 21. Februar 1734 in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Herzog Wilhelm Ludwig, geb. 1647, † 1677.

Mutter: Herzogin Magdalena Sibylla, geb. 1652, † 1712.

Gemahlin: Herzogin Johanna Elisabetha, Tochter des Markgrafen Friedrich VII Magnus von Baden-Durlach (geb. 1647, † 1709) und seiner Gemahlin Augusta Maria, geb. Prinzessin von Holstein-Gottorp (geb. 1649, verm. 1670, † 1728),

geb. 3. Oktbr. 1680 im Schloß zu Durlach (Karlsburg), verm. 16. Mai 1697 in Basel,

† 2. Juli 1757 im Schloß zu Stetten i. Remstal, beigesetzt in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Kinder: Erbprinz Friedrich Ludwig, der einzige Sohn, geb. 14. Dezember 1698, † 23. November 1731 in Ludwigsburg, seit 1716 vermählt mit der Markgräfin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, geb. 1702, † 1782.

Dessen Kinder:

Prinz Eberhard Friedrich, geb. 1718, † 1719.

Prinzessin Luise Friedrike, geb. 1722, verm. 1746,

† 1791 als Witwe des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (geb. 1717, † 1785).

XVII. Herzog Karl Alexander, elfter regierender Herzog.
Regierte vom 31. Oktober 1733 bis 12. März 1737.

geb. 24. Januar 1684 im Alten Schloß zu Stuttgart,
† 12. März 1737 im Schloß zu Ludwigsburg,
beigesetzt am 11. Mai in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Herzog-Administrator Friedrich Karl, † 1698.

Mutter: Herzogin Eleonore Juliane, Tochter des Markgrafen
Albrecht von Brandenburg-Ansbach, † 1667.

Gemahlin: Herzogin Maria Augusta, geb. 1706, † 1756.

XVIII. Herzogin Maria Augusta (Sophia) von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Karl Alexander,
geb. 11. August 1706 in Frankfurt a. M.,
verm. 1. Mai 1727 in Frankfurt a. M.,
† 1. Februar 1756 im Schloß zu Göppingen,
beigesetzt in der Nacht vom 9. auf den 10. Februar in
der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis.

Mutter: Fürstin Maria Ludovica Anna Franziska, Tochter
des Fürsten Ferdinand August Leopold zu Lobkowitz, Her-
zogs zu Sagan.

XIX. Herzog-Administrator Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt.

Vormund für Herzog Karl Eugen vom 5. November 1737
bis 15. August 1738,

geb. 29. Mai 1667 im Schloß zu Neuenstadt a. Kocher,
† 17. Novbr. 1742 im Schloß zu Neuenstadt a. Kocher,
(unvermählt),

beigesetzt am 5. Dezember in der Stadtpfarrkirche zum
h. Kilian in Neuenstadt am Kocher.

Vater: Herzog Friedrich, der Stifter der Linie Württemberg-
Neuenstadt (27. September 1649), zweiter Sohn des
Herzog Johann Friedrich, † 1628, und Bruder von
Herzog Eberhard III.

Mutter: Herzogin Klara Augusta, Tochter des Herzogs August
von Braunschweig-Wolfenbüttel.

XX. Herzog-Administrator Karl Friedrich II von
Württemberg-Deß.

Vormund für Herzog Karl Eugen vom 15. August 1738 bis
5. Februar 1744,

geb. 17. Februar 1690 im Schloß zu Merseburg,

† 14. Dezember 1761 im Schloß zu Dels,

beigesetzt am 18. Dezember in der Schloßkirche zu Dels
als letzte der in dieser Gruft ruhenden Fürstlichkeiten.

Vater: Herzog Christian Ulrich I zu Bernstadt, Linie Dels,
Sohn des am 19. Januar 1649 mit Dels belehnten
Herzogs Sylvius Nimrod (geb. 1622, † 1664), des
Stifters der Linie Württemberg-Dels, durch seine am
1. Mai 1647 erfolgte Vermählung mit Elisabeth Maria
(geb. 1625, † 1686), Tochter und Erbin des Herzogs
Karl Friedrich I, des letzten Münsterbergers (geb. 1593,
† 1647), letzte Nachkommenin König Georg Podiebrads
von Böhmen (reg. 1458—1471) und erste württem-
bergische Herzogin zu Dels.

Mutter: Herzogin Sibylla Maria, zweite Gemahlin Christian
Ulrichs I, Tochter des Herzogs Christian I von Sach-
sen-Merseburg.

XXI. Herzog Karl Eugen, zwölfter regierender Herzog.

Regierte vom 12. März 1737 bis 24. Oktober 1793,

geb. 11. Februar 1728 im früheren Thurn und Taxis-
schen Palast in Brüssel,

† 24. Oktober 1793 auf Schloß Hohenheim,

beigesetzt in der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober
in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Herzog Karl Alexander, geb. 1684, † 1737.

Mutter: Herzogin Maria Augusta, geb. 1706, † 1756.

I. Gemahlin: Herzogin Elisabeth Sophia Friederike, Toch-
ter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bay-
reuth.

II. Gemahlin: Herzogin Franziska Theresia, Tochter des Frei-
herrn Ludwig Wilhelm von Bernerdin zum Bernthurn
auf Pregrat zu Sindlingen.

XXII. Herzog Ludwig Eugen, dreizehnter regierender
Herzog, Bruder des Herzogs Karl Eugen.

Regierte vom 24. Oktober 1793 bis 20. Mai 1795,

geb. 6. Januar 1731 in Frankfurt a. M.,
† 20. Mai 1795 in Ludwigsburg an einem Schlag
auf einem Spazierritt in den Lindenalleen der vorderen
Schloßstraße,

beigesetzt am 24. Mai in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Gemahlin: Herzogin Sophia Albertine, Tochter des Grafen
August Gottfried Dietrich von Beichlingen.

XXIII. Herzog Friedrich Eugen, vierzehnter regieren-
der Herzog, Bruder der Herzoge Karl Eugen und Lud-
wig Eugen.

Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des würt-
tembergischen Fürstenhauses.

Regierte vom 20. Mai 1795 bis 23. Dezember 1797,

geb. 21. Januar 1732 im sog. Schloßle zu Stuttgart,

† 23. Dezember 1797 im Schloß zu Hohenheim,

beigesetzt am 29. Dezember in der Schloßkirche zu
Ludwigsburg.

Gemahlin: Herzogin Friederike Sophia Dorothea, geb. 1736,
† 1798.

Kinder: König Friedrich I, geb. 1754, † 1816.

Herzog Ludwig, preussischer und russischer General,
zuletzt Inhaber des bekannten württemb. Regiments
der „Louis-Jäger“, geb. 1756, † 1817; verm. 1784
in erster Ehe mit der Fürstin Maria Anna von
Czartoriiski, geb. 1768, geschieden 1793, † 1854;
in zweiter Ehe verm. 1797 mit der Prinzessin
Henriette von Nassau-Weilburg, geb. 1780, † 1857.

Dessen Kinder 1. Ehe:

Herzog Adam, geb. 1792, † 1847 (unverm.).

Kinder 2. Ehe:

Prinzessin Maria, geb. 1797, † 1855 als
Witwe des Erzherzogs Joseph Anton von
Oesterreich, Palatinus von Ungarn (geb. 1776,
† 1847).

Prinzessin Amalia, geb. 1799, † 1848 als
Gemahlin des Herzogs Joseph von Sachsen-
Altenburg (geb. 1789, † 1868).

Prinzessin Pauline, dritte Gemahlin des Königs Wilhelm I von Württemberg.

Prinzessin Elisabeth, geb. 1802, † 1864 als Witwe des Markgrafen Wilhelm von Baden (geb. 1792, † 1859).

Herzog Alexander Konstantin, geb. 1804, † 1885, Vater des Herzogs Franz von Teck, (geb. 1837, † 1900) und Großvater der Prinzessin Mary von Wales, Kronprinzessin von Großbritannien (geb. 1867), sowie des Herzogs Adolf (geb. 1868) und der beiden Fürsten Franz (geb. 1870) und Alexander von Teck (geb. 1874).

Herzog Eugen, preussischer General und Gouverneur von Glogau, geb. 1758, † 1822; verm. 1787 mit der Gräfin Luise von Stolberg-Gedern, geb. 1764, † 1834, Witwe des Prinzen Karl von Sachsen-Meiningen († 1782).

Deffen Kinder:

Herzog Eugen, geb. 1788, † 1857, Vater der Herzoge Eugen Erdmann (geb. 1820, † 1875), Wilhelm (geb. 1828, † 1896) und Nikolaus (geb. 1833, † 1903), sowie Großvater von Herzog Eugen (geb. 1846, † 1877), Gemahl der Herzogin Wera, geb. Großfürstin von Rußland (geb. 1854).

Prinzessin Luise, geb. 1789, † 1851 als Gemahlin des Fürsten August von Hohenlohe-Dehringen (geb. 1784, † 1853).

Herzog Paul, geb. 1797, † 1860, Vater des Herzogs Maximilian v. Wittbg. (geb. 1828, † 1888).

Prinzessin Sophia Dorothea (Maria Feodorowna), geb. 1759, † 1828 als Witwe des Kaisers Paul I von Rußland († 1801); Mutter der beiden russischen Kaiser Alexander I († 1825) und Nikolaus I († 1855),

sowie der Königin Katharina v. Württbg. und Großmutter der Königin Olga v. Württbg.

Herzog Wilhelm, dänischer und württembergischer General, geb. 1761, † 1830; verm. 1800 mit der Baronin Wilhelmine von Tunderfeld-Rhodis, geb. 1777, † 1822.

Deffen Kinder:

Graf Alexander v. Württbg., geb. 1801, † 1844, der Dichter der „Lieder eines Soldaten im Frieden“ und der „Lieder des Sturmes.“

Graf Wilhelm v. Württbg., Herzog von Urach, der Erbauer des Lichtenstein, geb. 1810, † 1869, Vater der beiden Fürstinnen Auguste Eugenie (geb. 1842), Witwe des Grafen Franz von Thun-Hohenstein (geb. 1826, † 1888) und Mathilde (geb. 1854), seit 1874 Gemahlin des Paolo Altieri, Fürsten von Viano (geb. 1849), sowie des Herzogs Wilhelm (geb. 1864) und des Fürsten Karl von Urach (geb. 1865).

Gräfin Marie, geb. 1815, † 1866 als Gemahlin des Grafen Wilhelm von Taubenheim (geb. 1805, † 1894).

Herzog Ferdinand, Militär-Gouverneur in Ober- und Nieder-Oesterreich, sowie Kommandant der Stadt Wien, geb. 1763, † 1834 als Gouverneur von Mainz; zum erstenmal verm. 1795 mit Albertine Wilhelmine Amalie von Schwarzburg-Sondershausen, geschieden 1801, † 1829; zum zweitenmal verm. 1817 mit Pauline Kunigunde Walburga von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen (geb. 1771, † 1855).

Prinzessin Friederike, geb. 1765, † 1785 als Gemahlin des Herzogs Peter Friedrich von Holstein-Oldenburg (geb. 1755, † 1829); Mutter des Prinzen Georg von Oldenburg (geb. 1784, † 1812 als erster Gemahl der Großfürstin Katharina von Rußland, der späteren zweiten Gemahlin des Königs Wilhelm I v. Württbg.).

Prinzessin Elisabeth, geb. 1767, † 1790 als erste Gemahlin des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Franz I Joseph von Oesterreich (geb. 1768, † 1835).

Prinzessin Wilhelmine, geb. und † 1768.

Herzog Karl, württembergischer Oberst der Garde, geb. 1770, † 1791 als russischer General in Galatz (unverm.).

Herzog Alexander, kais. russischer General und Generaldirektor der Land- und Wasserkommunikationen in Rußland, geb. 1771, † 1833; verm. 1798 mit der Prinzessin Antoinette von Sachsen-Koburg-Saalfeld (geb. 1779, † 1824).

Dessen Kinder:

Prinzessin Maria, geb. 1799, † 1860 als Witwe und zweite Gemahlin des Herzogs Ernst I von Sachsen-Koburg-Gotha (geb. 1784, † 1844).

Herzog Alexander, geb. 1804, † 1881; verm. 1837 mit der Prinzessin Maria, geb. 1813, † 1839, Tochter des Ludwig Philipp, Königs der Franzosen (geb. 1773, † 1850 als Graf von Neuilly); Vater des Herzogs Philipp von Württemberg (geb. 1838) und Großvater der Herzoge Albrecht (geb. 1865), Robert (geb. 1873) und Ulrich (geb. 1877).

Herzog Ernst, geb. 1807, † 1868.

Herzog Heinrich, württemb. Reitergeneral, geb. 1772, † 1838; seit 1798morganatisch vermählt mit Karoline Mexei, die später zur Freiin von Hochberg und Rottenburg und zuletzt zur Gräfin von Urach erhoben wurde (geb. 1781, † 1815).

XXIV. Herzogin Friederike Sophia Dorothea von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen und Stamm-Mutter aller jetzt lebenden Mitglieder des württembergischen Fürstenhauses.

geb. 18. Dezember 1736 im Schlosse zu Schwedt, verm. 29. November 1753 im Schlosse zu Schwedt, † 9. März 1798 in Stuttgart,

beigesetzt am 13. März in der Schloßkirche zu Ludwigsburg. (Mutter von 8 Söhnen und 4 Töchtern.)
Vater: Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt († 1771).

Mutter: Markgräfin Sophia Dorothea Maria, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I von Preußen und seiner Gemahlin Sophia Dorothea, geb. Prinzessin von Großbritannien, der Mutter Friedrichs des Großen († 1765).



XXV. König Friedrich I Wilhelm Karl, als Friedrich II fünfzehnter regierender Herzog, erster König von Württemberg.

Erbprinz seit 20. Mai 1795.

Regierte als Herzog vom 23. Dez. 1797 bis 25. Febr. 1803.

„ „ Kurfürst „ 25. Febr. 1803 „ 26. Dez. 1805.

„ „ König „ 26. Dez. 1805 „ 30. Okt. 1816.

geb. 6. November 1754 zu Treptow in Hinterpommern,
† 30. Oktober 1816 im Neuen Schloß zu Stuttgart,
beigesetzt am 1. November in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Herzog Friedrich Eugen.

Mutter: Herzogin Friederike Sophia Dorothea.

I. Gemahlin: Prinzessin Augusta Karoline Friederike Luise,
geb. 1764, † 1788 (f. u.).

II. Gemahlin: Charlotte Auguste Mathilde, Tochter des Königs Georg III von Großbritannien und Hannover († 1820), und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz († 1818),

geb. 29. September 1766 in London,

verm. 18. Mai 1797 in London,

† 6. Oktober 1828 in Ludwigsburg,

beigesetzt am 10. Okt. in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Kinder erster Ehe: König Wilhelm I.

Prinzessin Katharina, geb. 1783, † 1835, seit 1807

zweite Gemahlin des Königs Jérôme Napoleon Bonaparte von Westfalen und nachm. Fürsten von Montfort (geb. 1784, † 1860).

Prinz Paul, geb. 1785, † 1852, vermählt 1805 mit Prinzessin Charlotte, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg, vorm. Hilburghausen, geb. 1787, † 1847.

Dessen Kinder:

Prinzessin Charlotte, geb. 1807, † 1873, seit 1824 (als Helena Paulowna) Gemahlin des Großfürsten Michael von Rußland (geb. 1798, † 1849).

Prinz Friedrich, geb. 1808, † 1870, Vater des Königs Wilhelm II (geb. 25. Februar 1845); verm. 1845 mit Prinzessin Katharina von Württemberg, geb. 1821, † 1898.

Prinzessin Pauline, geb. 1810, † 1856, seit 1829 Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Nassau-Weilburg, geb. 1792, † 1839.

Prinz August, geb. 1813, † 1885 als preussischer Generaloberst (morganatisch vermählt).

Der zweiten Ehe mit der Königin Charlotte Auguste Mathilde ist nur eine am 26. April 1798 totegeborene Tochter entsprossen.

XXVI. Prinzessin Augusta Karolina von Württemberg, erste Gemahlin des Königs Friedrich I und Mutter des Königs Wilhelm I, des Prinzen Paul und der Königin Katharina von Westfalen.

geb. 3. Dezember 1764 in Braunschweig,
verm. 15. Oktober 1780 in Braunschweig,
† 27. September 1788 auf Schloß Lohde, Pastorat Goldenbeck in Esthland,

beigesetzt am 29. September in einer Kapelle bei der Kirche zu Goldenbeck und Mitte Oktober 1788 in der Kirche zu Goldenbeck selbst. Am 13. November 1819 wurde auf Befehl des Kaisers Alexander I der Sarg von seiner früheren Stelle in eine neue in der Mitte der Chorkirche erbaute Gruft versenkt.

Vater: Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel (reg. 1780—1806).

Mutter: Herzogin Auguste Friederike Luise, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und seiner Gemahlin Auguste, geb. Prinzessin von Sachsen-Gotha.

XXVII. König Wilhelm I Friedrich Karl, zweiter König von Württemberg.

Regierte vom 30. Oktober 1816 bis 25. Juni 1864.

geb. 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien,

† 25. Juni 1864 auf Schloß Rosenstein bei Stuttgart,

beigesetzt in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni in der 1820—1824 von ihm erbauten griechischen Grabkapelle auf dem Rotenberg bei Cannstatt, auf welchem einstens die Stammburg des Hauses Württemberg stand.

Vater: König Friedrich I, geb. 1754, † 1816.

Mutter: Prinzessin Augusta Karolina, geb. 1764, † 1788.

I. Gemahlin: Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter des Königs Maximilian I von Bayern und seiner ersten Gemahlin, Wilhelmine geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, geb. 8. Februar 1792 in Mannheim, verm. 8. Juni 1808 in München, geschied. 31. August 1814, seit 10. November 1816 vierte Gemahlin des Kaisers Franz I Joseph von Oesterreich, † 9. Februar 1873 in Wien, beigesetzt in der Kapuzinergruft zu Wien.

II. Gemahlin: Königin Katharina Paulowna, Tochter des Kaisers Paul I von Rußland (geb. 1754, ermordet 1801) und seiner zweiten Gemahlin Maria Feodorowna, Witwe des Prinzen Peter Friedrich Georg von Oldenburg (geb. 1784, † 1812), geb. 21. Mai 1788 in St. Petersburg, verm. 24. Januar 1816 in St. Petersburg, † 9. Januar 1819 in Stuttgart, zuerst beigesetzt am 14. Januar in der Stuttgarter

Stiftskirche, seit 5. Juni 1824 in der neuerbauten griechischen Grabkapelle auf dem Rotenberg.

III. Gemahlin: Königin Pauline Theresia Luise, geb. 1800, † 1873.

Kinder: Die erste Ehe mit Prinzessin Charlotte blieb kinderlos.
Kinder zweiter Ehe: Prinzessin Marie, geb. 1816, † 1887, seit 1840 Gemahlin des Grafen Alfred von Neipperg († 1865).

Prinzessin Sophie, geb. 1818, † 1877, seit 1839 erste Gemahlin des Königs Wilhelm III der Niederlande († 1890); im Jahr 1879 vermählte letzterer sich zum zweitenmal mit der Prinzessin Emma zu Waldeck und Pyrmont, Mutter der Königin Wilhelmina und Schwester der Prinzessin Marie, der ersten Gemahlin des Königs Wilhelm II von Württemberg.

Kinder dritter Ehe: Prinzessin Katharina, geb. 1821, † 1898, seit 1845 Gemahlin des Prinzen Friedrich von Württemberg († 1870, Vater König Wilhelms II).

König Karl I, geb. 1823, † 1891.

Prinzessin Auguste, geb. 1826, † 1898, seit 1851 Gemahlin des Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar-Eisenach (geb. 1825, † 1901).

XXVIII. Königin Pauline Theresia Luise von Württemberg, dritte Gemahlin des Königs Wilhelm I und Mutter des Königs Karl I von Württemberg, geb. 4. September 1800 in Riga, verm. 15. April 1820 in Stuttgart, † 10. März 1873 in Stuttgart, beigesetzt am 14. März in der Schloßkirche zu Ludwigsburg.

Vater: Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, Bruder des Königs Friedrich I, geb. 30. August 1756 zu Treptow in Hinterpommern, † 20. Sept. 1817 in Kirchheim u. Teck, beigesetzt in der Nacht vom 23. auf den 24. September in der Stiftskirche zu Stuttgart.

Mutter: Herzogin Henriette von Württemberg, zweite Gemahlin

des Herzogs Ludwig, Tochter des Fürsten Karl Christian von Nassau-Weilburg und seiner ersten Gemahlin Wilhelmine Karoline, geb. Prinzessin von Nassau-Diez.

XXIX. König Karl I Friedrich Alexander, dritter König von Württemberg.

Regierte vom 25. Juni 1864 bis 6. Oktober 1891.

geb. 6. März 1823 im Neuen Schloß zu Stuttgart,
† 6. Oktober 1891 im Neuen Schloß zu Stuttgart,
beigesetzt am 9. Oktober in der 1865 von ihm erbauten
Gruft unter der Schloßkapelle des Alten Schlosses in
Stuttgart.

Vater: König Wilhelm I, geb. 1781, † 1864.

Mutter: Königin Pauline, geb. 1800, † 1873.

Gemahlin: Königin Olga Nikolájewna, Tochter des Kaisers Nikolaus I von Rußland (geb. 1796, reg. 1825—1855) und dessen Gemahlin Alexandra Feodorowna, vorher Charlotte, geb. Prinzessin von Preußen (geb. 1798, verm. 1817, † 1860).

geb. 11. September 1822 in St. Petersburg,
verm. 13. Juli 1846 in St. Petersburg,
† 30. Oktober 1892 im Schloß in Friedrichshafen,
beigesetzt am 4. November in der Gruft unter der Schloß-
kapelle des Alten Schlosses in Stuttgart.

Kinder: Die Ehe blieb kinderlos.



Anhang.

Weitere Bilder im Schloß zu Ludwigsburg.

Anmerkung: Im Zusammenhang und als Ergänzung zu den vorbeschriebenen Ahnen- bzw. Regentenbildern in der Familiengalerie seien in diesem Anhang nicht allein noch weitere Familienbildnisse aus dem Hause Württemberg, sondern auch solche aus verwandten und befreundeten Fürstenhäusern aufgeführt, welche zum Teil schon seit Erbauung des Schloffes in den verschiedenen Räumen desselben untergebracht waren und — wenn auch nur in geringer Anzahl — heute noch vorhanden sind.

Die mit * bezeichneten Bilder befinden sich im Ludwigsburger Schloß, diejenigen mit ** im Stuttgarter Schloß oder in der Kgl. Staatsgalerie.

A. Familienbilder aus dem Hause Württemberg.

**Graf Eberhard II der Greiner oder der Raufschbart, geb. 1315, reg. 1344—1392, Sohn Ulrichs III († 1344).

**Graf Eberhard III der Milde, geb. 1364, reg. 1392—1417, Enkel des Obigen und Sohn des in der Schlacht bei Döffingen (23. August 1388) gefallenen Grafen Ulrich.

Prinzessin Elisabeth, † 1487, geb. Gräfin von Zweibrücken-Bitsch, erste Gemahlin des Prinzen Heinrich, Grafen von Mömpelgard, † 1519, und Mutter Herzog Ulrichs.

Herzogin Sabina (lebensgroß), geb. 1492, † 1564, Gemahlin des Herzogs Ulrich, geb. Prinzessin von Bayern.

Herzogin Anna Maria (lebensgroß), geb. 1526, † 1589, Gemahlin des Herzogs Christoph, Tochter des Markgrafen Georg des Frommen von Bayreuth († 1543).

Herzogin Dorothea Ursula, geb. 1559, † 1583, erste Gemahlin des Herzogs Ludwig, geb. Markgräfin von Baden-Durlach.

Fünf Töchter von Herzog Christoph:

Prinzessin Elisabeth, geb. 1548, † 1592, in erster Ehe vermählt 1568 mit dem Grafen Georg Ernst von Henneberg († 1583), und seit 1586 in zweiter Ehe mit dem Pfalzgrafen Georg Gustav von Seldenz-Lautred († 1634).

Prinzessin Emilia, geb. 1550, † 1589, seit 1578 zweite Gemahlin des Pfalzgrafen Richard von Simmern († 1598).

Prinzessin Eleonora (lebensgroß), geb. 1552, † 1618, in erster Ehe vermählt 1571 mit dem Fürsten Joachim Ernst von Anhalt-Zerbst († 1586), und seit 1589 in zweiter Ehe mit dem Landgrafen Georg I Ludwig dem Frommen von Hessen-Darmstadt, geb. 1547, † 1596, Sohn Philipps des Großmütigen.

Prinzessin Dorothea Maria (lebensgroß) geb. 1559, † 1639, seit 1582 Gemahlin des Pfalzgrafen Otto Heinrich von Sulzbach († 1604).

Prinzessin Anna, geb. 1561, † 1616, in erster Ehe vermählt seit 1582 mit dem Herzog Johann Georg von Liegnitz-Wohlau, † 1592 und seit 1594 in zweiter Ehe mit dem Herzog Friedrich IV von Liegnitz, † 1596.

**Herzog Magnus, Bruder des reg. Herzogs Johann Friedrich, geb. 1594, gefallen 1622 in der Schlacht bei Wimpfen.

**Herzog Ulrich, Bruder des reg. Herzogs Eberhard III, geb. 1617, † 1671.

Drei Töchter von Herzog Johann Friedrich:

Prinzessin Antonia (lebensgroß) geb. 1613, † 1679 (unvermählt).

Prinzessin Anna Johanna (lebensgroß) geb. 1619, † 1679 (unvermählt).

Prinzessin Sibylla (lebensgroß) geb. 1620, † 1707, seit 1647 Gemahlin des Herzogs Leopold Friedrich von Württemberg-Mömpelgard, † 1662.

**Herzog-Administrator Ludwig Friedrich, Stifter der Linie Württemberg-Mömpelgard, jüngere Linie, geb. 1586, † 1631.

Deffen Tochter

- Prinzessin Henriette Luise, geb. 1623, † 1650, seit 1642 Gemahlin des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, † 1667.
- Herzog-Administrator Julius Friedrich, Stifter der Linie Württemberg-Weiltingen, geb. 1588, † 1635.
- Herzog-Administrator Friedrich Karl, geb. 1652, † 1698, Stifter der Linie Württemberg-Winnental und Vater Herzog Karl Alexanders.
- **Herzogin Magdalena Sibylla, geb. 1652, † 1712, Gemahlin des Herzogs Wilhelm Ludwig († 1677) und Mutter von Herzog Eberhard Ludwig.
- Prinzessin Eberhardina Luise, geb. 1675, † 1707, Schwester von Herzog Eberhard Ludwig.
- *Prinz Eberhard Friedrich, tot gemacht, geb. 1718, † 1719, Sohn des Erbprinzen Friedrich Ludwig († 1731) und Enkel von Herzog Eberhard Ludwig.
- **Herzogin Friederike (lebensgroß), geb. 1732, † 1780, erste Gemahlin des Herzogs Karl Eugen, geb. Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth.
- **Herzogin Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim, geb. 1748, † 1811, zweite Gemahlin des Herzogs Karl Eugen, geb. von Bernerdin.
- **Prinzessin Friederika Sophia Charlotte Augusta, geb. 1751, † 1789, Erbtöchter des Herzogs Karl Christian Erdmann von Württemberg-Dels († 1792) und seit 1768 Gemahlin des Prinzen Friedrich August von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1740, † 1805).
- *Königin Charlotte Auguste Mathilde (lebensgroß), geb. 1766, verm. 1797, † 1828, zweite Gemahlin des Königs Friedrich v. Wttbg., Tochter Georgs III von Großbritannien.
- *Deren am 26. April 1796 toigeborene Tochter.
- **Prinzessin Elisabeth, geb. 1767, verm. 1788, † 1790, erste Gemahlin des Kaisers Franz I Joseph von Oesterreich († 1835), Schwester des Königs Friedrich I v. Wttbg.
- *Königin Katharina, geb. 1788, verm. 1816, † 1819, zweite

Gemahlin des Königs Wilhelm I v. Wttbg., Tochter des Kaisers Paul I von Rußland († 1801) und Witwe des Prinzen Peter von Oldenburg († 1812).

Zwei Töchter von König Wilhelm I.

**Prinzessin Marie, geb. 1816, verm. 1840, † 1887, Gemahlin des Grafen Alfred von Meiperg (geb. 1807, † 1865).

**Prinzessin Sophie, geb. 1817, verm. 1839, † 1877, erste Gemahlin des Königs Wilhelm III der Niederlande (geb. 1817, † 1890).

Vier Kinder des Prinzen Paul von Württemberg († 1852),
Bruder König Wilhelms I.

*Prinzessin Charlotte (Helena Paulowna), geb. 1807, verm. 1824, † 1873, Gemahlin des Großfürsten Michael von Rußland (geb. 1798, † 1849).

*Prinz Friedrich, Vater des Königs Wilhelm II, geb. 1808, † 1870.

*Prinzessin Pauline, geb. 1810, verm. 1829, † 1856, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Nassau-Weilburg (geb. 1792, † 1839).

*Prinz August, preussischer Generaloberst, geb. 1813, † 1885.

Im Schloß in Stetten im Remsthal (der jetzigen Heil- und Pflege-Anstalt), dem Witwensitz der am 2. Juli 1756 daselbst gestorbenen Gemahlin des Herzogs Eberhard Ludwig, Johanna Elisabeth, befanden sich im Jahr 1767 die folgenden fünf Familienbilder:

**Herzogin Johanna Elisabeth, geb. Markgräfin von Baden-Durlach, † 1756.

Deren Schwiegertochter

Prinzessin Henriette Marie, geb. 1702, † 1782, Gemahlin des Erbprinzen Friedrich Ludwig, † 1731, Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt († 1711).

Die drei Schwestern von Herzog Eberhard Ludwig:

Prinzessin Eleonora Dorothea, geb. 1674, † 1683.

Prinzessin Eberhardina Luise, geb. 1675, † 1707 (unvermählt).

Prinzessin Magdalena Wilhelmine, geb. 1677, verm. 1697, † 1742, Gemahlin des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, † 1738.

B. Familienbilder aus verwandten und befreundeten Fürstenhäusern.

Anhalt.

Fürst Joachim Ernst von Anhalt-Zerbst, geb. 1536, † 1586.

Deffen erste Gemahlin:

Agnes, geb. 1540, † 1569, Tochter des Grafen Wolfgang I von Barby († 1565) und dessen Gemahlin Agnes geb. Gräfin von Mansfeld († 1558).

(Die zweite Gemahlin Joachim Ernsts war Eleonora, geb. 1552, verm. 1571, Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, † 1618 als Witwe des Landgrafen Georg I Ludwig von Hessen-Darmstadt († 1596).

Kinder von Joachim Ernst aus erster und zweiter Ehe.

Elisabeth (Lebensgroß), geb. 1563, † 1607, dritte Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg († 1598).

Johann Georg, seit 1603 Fürst von Dessau, geb. 1567, † 1618.

Christian I, seit 1603 Fürst von Bernburg, geb. 1568, † 1630.

Deffen Gemahlin

Anna, geb. 1579, verm. 1595, † 1624, Tochter des Grafen Arnold II von Bentheim-Tecklenburg und Rheda aus dem Hause Güterswyf (geb. 1554, † 1606).

Bernhard, geb. 1571, † 1596.

Agnes Hedwig, geb. 1573, † 1616, in erster Ehe vermählt mit Herzog August von Sachsen († 1586) und in zweiter Ehe mit Johann von Holstein-Sonderburg († 1622).

August, geb. 1575, † 1653.

Rudolf, seit 1603 Fürst von Zerbst, geb. 1576, † 1621.

Johann Ernst, geb. 1578, † 1601.

Sabina, geb. 1580, † 1599.

Anna Sophia, geb. 1584, † 1652, seit 1613 Gemahlin des Fürsten Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt († 1630).

Baden.

Markgraf Wilhelm, geb. 1593, † 1677.

Dessen erste Gemahlin:

Katharina Ursula, † 1648, Tochter Johann Georgs von
Hohenzollern-Hechingen († 1623).

Markgraf Ludwig Wilhelm (Türken-Louis) geb. 1655, † 1707.

**Markgraf Wilhelm Ludwig, geb. 1732, † 1788, Bruder des
Großherzogs Karl Friedrich († 1811).

Bayern.

**Herzogin Jacobäa Maria, geb. 1507, † 1580, Gemahlin des
Herzog Wilhelm IV von Bayern († 1550) und Tochter
des Markgrafen Philipp I von Baden († 1533).

Belgien.

*König Leopold I, vorm. Prinz Leopold von Sachsen-Koburg-
Gotha, geb. 1790, seit 1816 britischer Herzog von
Kendall, seit 4. Juni 1831 König der Belgier, † 1865.

Brandenburg.

Markgraf Georg der Fromme von Ansbach-Bayreuth, geb. 1484,
† 1543.

Dessen dritte Gemahlin

Emilie, geb. 1516, verm. 1533, † 1591, Tochter des Herzogs
Heinrich des Frommen von Sachsen, Markgraf von
Meißen († 1541).

Markgraf Albrecht I von Brandenburg, erster Herzog in
Preußen, Hochmeister des Deutschordens und Stifter
der Universität Königsberg, geb. 1490, † 1568.

Dessen zweite Gemahlin:

Anna Maria, verm. 1550, † 1568, Tochter des Herzogs Erich
von Braunschweig († 1540) und seiner zweiten Gemahlin
Elisabeth († 1558 als Gemahlin Poppo XVIII von
Henneberg).

Deren Sohn:

Albrecht Friedrich, Herzog in Preußen (lebensgroß), geb. 1553,
† 1618.

Kurfürst Joachim II von Brandenburg, geb. 1505, † 1571.

Dessen Sohn aus erster Ehe mit Magdalena, geb.

Prinzessin von Sachsen († 1534):

Kurfürst Johann Georg von Brandenburg (lebensgroß), geb.
1525, † 1598.

Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg (Lebensgroß), geb. 1546, † 1608, Sohn des obigen.

Dessen erste Gemahlin:

Katharina, geb. 1541, verm. 1570, † 1602, Tochter des Markgrafen Johann I von Küstrin († 1571) und Stamm-mutter des preußischen Königshauses.

Deren Sohn:

Markgraf Johann Georg (Bruder der Herzogin Barbara Sophia von Württemberg † 1636), Administrator von Straßburg bis 1605, seit 1606 Herzog von Jägerndorf, geb. 1577, † 1624; seit 1610 vermählt mit Eva Christina (geb. 1590, † 1657), Tochter des Herzogs Friedrich I von Württemberg († 1608).

Zwei Stiefbrüder des Fürsten Joachim Friedrich:

Markgraf Christian von Bayreuth, geb. 1581, † 1655, Erbauer des Schlosses und des Jägerhauses in Bayreuth 1623.

Markgraf Joachim Ernst von Ansbach, geb. 1583, † 1625, seit 1594 Roadjutor des Heermeistertums Sonnenburg.

Dessen Gemahlin:

Sophia, geb. 1594, verm. 1612, † 1651, Tochter des Grafen Johann Georg I von Solms-Laubach († 1600).

Deren Sohn:

Markgraf Albrecht von Ansbach, Herzog in Preußen und zu Magdeburg geb. 1620, † 1667, seit 1642 in erster Ehe vermählt mit Henriette Luise, geb. 1623, † 1650, Tochter des Herzog-Administrators Ludwig Friedrich von Württemberg-Mömpelgard († 1631).

Markgräfin Sophia Maria, geb. 1626, † 1688, seit 1665 zweite Gemahlin des Markgrafen Georg Albrecht von Kulmbach, geb. 1619, † 1666, Witwe Georg Ernsts von Schönburg und Tochter des Grafen Johann Georg II von Solms-Baruth († 1632).

Markgräfin Johanna Charlotte, geb. 1682, † 1750 als Aebtissin in Herforden, Gemahlin des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt († 1711) und Mutter

der Erbprinzessin Henriette Marie von Württemberg
(† 1782).

Groy.

Herzog Ernst von Groy und Marschot, Sohn Karl Philipps II von
Groy, geb. ca. 1578, † 1620 im Lager von Oppenheim.

Dessen Gemahlin:

Anna, geb. 1590, † 1660, Tochter des Pommernherzogs Bogislaw XIII († 1606).

Frankreich.

König Ludwig IX der Heilige, geb. 1215, reg. 1226—1270.

König Ludwig XIV (lebensgroß), geb. 1638, reg. 1643—1715.

Herzog Philipp I von Orleans, geb. 1640, † 1701.

Dessen zweite Gemahlin:

Elisabeth Charlotte, geb. 1652, verm. 1671, † 1722,
Tochter des Kurfürsten Karl I Ludwig von Pfalz-Simmern († 1680).

Deren Sohn:

Herzog Philipp II von Orleans, geb. 1674, Regent von Frankreich 1715—1723.

König Ludwig XV (lebensgroß), geb. 1710, reg. (1715) 1723
bis 1774.

Dessen Gemahlin:

Königin Marie, geb. 1703, † 1768, Tochter des Königs Stanislaus Leszczyński von Polen († 1766).

Dauphin Ludwig, geb. 1729, 1765, Sohn Ludwigs XV.

Dessen zweite Gemahlin:

Maria, geb. 1731, † 1767, Tochter des Kurfürsten Friedrich August II von Sachsen, als König von Polen August III († 1763).

Prinzessin Luise, jüngste Tochter Ludwigs XV, geb. 1737,
† 1787 als Karmeliterin in St. Denis.

König Ludwig XVI als Dauphin (seit 1765), geb. 1754, reg.
1774—1793.

Haus Bonaparte.

*Erf König Jérôme Bonaparte von Westfalen, 1807—1813,
nachmals Fürst von Montfort, geb. 1784, † 1860,
jüngster Bruder des Kaisers Napoleon I († 1821).

Dessen zweite Gemahlin:

*Erzkönigin Katharina von Westfalen, nachmals Fürstin von Montfort, geb. 1783, verm. 1807, † 1835, einzige Tochter des Königs Friedrich I und Schwester des Königs Wilhelm I von Württemberg.

Deren ältester Sohn:

*Hieronymus Napoleon, Prinz von Montfort, geb. 1814, † 1847 als württembergischer Oberst.

Großbritannien.

*Königin Henriette Maria II, geb. 1662, verm. 1677, † 1695, Gemahlin des König Wilhelm III von Oranien, seit 1689 König von Großbritannien und Irland (geb. 1650, † 1702), älteste Tochter des Königs Jakob II von Großbritannien († 1701).

*Prinzessin Augusta, geb. 1719, verm. 1736, † 1772, Gemahlin des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales (geb. 1707, † 1751), Tochter des Herzogs Friedrich II von Sachsen-Koburg († 1732).

Sechs Kinder des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und dessen Gemahlin Augusta (s. o.).

*Prinzessin Augusta, geb. 1737, † 1813, seit 1764 Gemahlin des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1806).

*Prinz Georg, der nachmalige König Georg III, geb. 1738, † 1820 (s. u.)

*Prinz Eduard, Herzog von York, geb. 1739, † 1767.

*Prinzessin Elisabeth, geb. 1740, † 1759.

*Prinz Wilhelm, Herzog von Gloucester, Graf von Connaught, geb. 1743, † 1805.

*Prinz Heinrich, Herzog von Cumberland, geb. 1745, † 1790.

*König Georg III (lebensgroß), geb. 1738, reg. 1760—1820.

Dessen Gemahlin:

*Königin Sophie Charlotte (lebensgroß), geb. 1744, verm. 1761, † 1818, jüngste Tochter des Herzogs Karl I Ludwig von Mecklenburg-Strelitz († 1752), Mutter der Königin Charlotte Auguste Mathilde von Württemberg († 1828).

Kinder Georgs III von Großbritannien und Geschwister
der Königin Charlotte Auguste Mathilde v. Wittbg.

*König Georg IV von Großbritannien, Irland und Hannover,
geb. 1762, reg. 1820—1830.

*Herzog Friedrich von York, 1783—1802 Fürstbischof von Osnab-
rück, geb. 1763, † 1837.

*König Wilhelm IV von Großbritannien, Irland und Hannover,
Herzog von Clarence, geb. 1765, reg. 1830—1837.

*Herzog Eduard von Kent, geb. 1767, † 1820, Vater der
Königin Viktoria († 1901).

*Prinzessin Auguste, geb. 1768, † 1840 (unvermählt).

*Prinzessin Elisabeth, geb. 1770, verm. 1818, † 1840, Ge-
mahlin des Landgrafen Friedrich VI von Hessen-Hom-
burg († 1829).

*Herzog Ernst August von Cumberland, geb. 1771, † 1851,
von 1837—1851 König von Hannover als Nachfolger
seines Bruders Wilhelm (s. o.).

*Herzog August von Susey, geb. 1773, † 1843.

*Herzog Adolf von Cambridge, geb. 1774, von 1831—1837
Vizekönig von Hannover, † 1850.

*Prinzessin Maria, geb. 1776, verm. 1816, † 1857, Gemahlin
des Herzogs Wilhelm Friedrich von Gloucester und
Edinburgh († 1834).

*Prinzessin Sophia, geb. 1777, † 1848 (unvermählt).

**Prinz Octavius, geb. 1779, † 1783.

*Prinz Alfred, geb. 1780, † 1782.

*Prinzessin Amalie, geb. 1783, † 1810.

Weitere Bilder aus der englischen Familie.

*Königin Karoline, Gemahlin des Königs Georg IV von Groß-
britannien und Hannover (s. o.), geb. 1768, verm. 1795,
† 1821, Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand
von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1806) und Schwester
der Prinzessin Auguste Karoline († 1788), erster Ge-
mahlin des Königs Friedrich I von Württemberg († 1816).

Deren Tochter:

*Prinzessin Charlotte, Erbtöchter Georgs IV, geb. 1796, verm.
1816, † 1817 als erste Gemahlin des damaligen

Herzogs Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha, des späteren Königs Leopold I der Belgier († 1865).

*Herzogin Friederike, Gemahlin des Herzogs Friedrich von York (f. o.), geb. 1767, verm. 1791, † 1820, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II von Preußen († 1797).

*Königin Adelhaid, Gemahlin des Königs Wilhelm IV von Großbritannien und Hannover, Herzog von Clarence (f. o.), geb. 1792, verm. 1818, † 1849, Tochter des Herzogs Georg zu Sachsen-Meiningen († 1803).

*Herzogin Victoria, Gemahlin des Herzogs Eduard von Kent (f. o.), geb. 1786, verm. 1818, † 1861, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld († 1806) und Witwe des Fürsten Emich Karl zu Leiningen († 1814).

*Herzog Wilhelm von Gloucester und Edinburgh, geb. 1776, † 1834.

*Prinz Georg, Sohn des Königs Ernst August von Hannover und Herzogs von Cumberland (f. o.), geb. 1819, von 1851 bis 1866 König von Hannover als Georg V, † 1878.

Zwei Kinder des Herzogs Adolf von Cambridge (f. o.).

*Prinz Georg, der spätere Herzog von Cambridge, geb. 1819, † 1890.

*Prinzessin Augusta Karoline, geb. 1822, verm. 1843 mit dem Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz (geb. 1819, † 1904).

Henneberg.

Graf Georg Ernst von Henneberg, geb. 1511, † 1583, erster Gemahl von Elisabeth († 1592), Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg.

Hessen-Homburg.

*Landgraf Friedrich VI, geb. 1769, reg. 1820—1829, seit 1818 verm. mit Prinzessin Elisabeth von Großbritannien († 1840 f. o.).

Lothringen.

Herzog Karl Leopold von Lothringen und Bar, österreichischer Feldmarschall, geb. 1643, † 1690.

Dessen Sohn

Kurfürst Karl von Lothringen, Bischof von Osnabrück, seit 1711 Erzbischof von Trier, geb. 1680, † 1715.

Prinz Karl Thomas von Lothringen, geb. 1670, † 1704,
Sohn des Herzogs Karl Heinrich, Prinzen von Soubise
(† 1723).

Münsterberg-Gels.

Herzog Karl I, geb. 1476, † 1536, Sohn des Herzogs Heinrich I
(† 1498) und dessen Gemahlin Ursula († 1508), Tochter
des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg († 1486)
und Schwester der Herzogin Elisabeth († 1524), Ge-
mahlin des Herzogs Eberhard II von Württemberg
(† 1504).

Niederlande.

**König Wilhelm II, geb. 1792, reg. 1840—1849.

Oesterreich.

Maximilian II, deutscher Kaiser, geb. 1527, reg. 1564—1576.

Leopold I, deutscher Kaiser (zu Pferd in Lebensgröße), geb. 1640,
reg. 1659—1705.

Joseph I, römisch-deutscher Kaiser, geb. 1678, reg. 1705—1711.

Dessen Gemahlin:

Wilhelmine Amalie, geb. 1673, verm. 1699, † 1742,
Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-
Lüneburg († 1679).

Karl VI, römisch-deutscher Kaiser (lebensgroß), geb. 1685, reg.
1711—1740, als Karl III, König von Spanien.

Dessen Gemahlin:

Elisabeth Christine, geb. 1691, verm. 1708, † 1750,
Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-
Wolfenbüttel († 1735).

Franz I, römisch-deutscher Kaiser, geb. 1708, reg. 1745—1765.

Dessen Gemahlin:

Kaiserin Maria Theresia, geb. 1717, reg. 1740—1780,
Tochter des Kaisers Karl VI.

*Erzherzog Karl, Herzog von Teschen, Generalfeldmarschall, geb.
1771, † 1847, dritter Sohn des Kaisers Leopold II
(† 1792), 1801—1804 Hoch- und Deutschmeister.

Psalz.

Maria, geb. 1519, † 1567, seit 1537 erste Gemahlin des
Kurfürsten Friedrich III von der Psalz, Herzog von

Simmern († 1576) und Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach († 1527).

Richard, Herzog von Simmern, geb. 1521, † 1598, seit 1578 in zweiter Ehe verinäht mit Emilia († 1589), Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg.

Helene, geb. 1532, † 1579, Schwester des Obigen und seit 1551 Gemahlin des Grafen Philipp III von Hanau († 1561).

Wolfgang, Herzog von Zweibrücken-Weidenz, geb. 1526, † 1569.
(Seine Gemahlin Anna († 1591), Tochter des Landgrafen Philipp I, des Großmütigen von Hessen († 1567), ist die Ahnfrau des bayrischen Königshauses.)

Deren Söhne:

Philipp Ludwig, Herzog von Neuburg a. d. Donau, geb. 1547, † 1614.

Otto Heinrich, Pfalzgraf von Sulzbach, ältere Linie (Lebensgroß), geb. 1556, † 1604.

Drei Söhne von Herzog Philipp Ludwig von Neuburg:

Wolfgang Wilhelm, Herzog von Neuburg, geb. 1578, † 1653.

Dessen zweite Gemahlin:

Katharina Charlotte, geb. 1615, verm. 1631, † 1651, Tochter des Pfalzgrafen Johann II von Pfalz-Zweibrücken († 1635).

August, Herzog von Sulzbach, jüngere Linie, geb. 1582, † 1632.

Dessen Gemahlin:

Hedwig, geb. 1603, verm. 1620, † 1657, Tochter des Herzogs Johann Adolf von Holstein-Gottorp († 1616) Erzbischof von Bremen und Bischof von Lübeck.

Joseph Karl Emanuel August, Herzog von Sulzbach, geb. 1694, † 1729.

Dessen Gemahlin:

Elisabeth Auguste Sophie, geb. 1693, verm. 1717, † 1728, Tochter des Kurfürsten Karl III Philipp von der Pfalz, († 1742).

Johann Friedrich, Pfalzgraf von Hilpoltstein, geb. 1587, † 1644.

Drei Töchter von Pfalzgraf Otto Heinrich von Sulzbach († 1604).

Dorothea Sophie, geb. 1588, † 1607.

Sabina, geb. 1589, † 1661, seit 1622 Gemahlin des Johann Georg Freiherrn von Wartenberg († 1632), oberster Erbschenk des Königreichs Böhmen.

Susanna, geb. 1591, † 1667, seit 1613 Gemahlin des Pfalzgrafen Georg Johann II von Veldenz-Lützelstein († 1654).

Drei Kinder des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, geb. 1615, † 1690.

Karl III Philipp, Herzog von Neuburg und Kurfürst von der Pfalz, geb. 1661, † 1742.

Fanz Ludwig, zuletzt Kurfürst von Mainz, geb. 1664, † 1732.

Dorothea Sophia, geb. 1670, † 1748, seit 1690 in erster Ehe vermählt mit Herzog Odoardo II Farnese von Parma († 1693) und seit 1696 in zweiter Ehe mit Herzog Franz I Farnese von Parma († 1727), Halbbruder ihres ersten Gemahls.

Georg Johann I, Pfalzgraf von Veldenz, geb. 1543, † 1592.
Dessen Gemahlin:

Anna Maria, geb. 1545, verm. 1563, † 1610, Tochter des Königs Gustav I (Gustav Wasa) von Schweden († 1560).

Georg Gustav, Pfalzgraf von Veldenz-Lautreck, geb. 1564, † 1634, in erster Ehe vermählt mit Elisabeth († 1592), Tochter Herzog Christophs von Württemberg und Witwe des Grafen Ernst von Henneberg († 1583), in zweiter Ehe mit Maria Elisabeth († 1637), Tochter des Pfalzgrafen Johann I von Pfalz-Zweibrücken († 1604).

Christian II, Pfalzgraf von Birkenfeld-Bischweiler-Rappoltstein, geb. 1637, † 1717.

Dessen Gemahlin:

Katharina Agatha, geb. 1648, verm. 1667, † 1683, Erbtöchter des Grafen Johann Jakob von Rappoltstein, († 1673 als der Letzte seines Hauses).

Polen.

Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, seit 1697 König von Polen, geb. 1670, † 1733.

Preußen.

*König Friedrich II der Große, geb. 1712, reg. 1740—1786.

Deffen Gemahlin:

**Königin Elisabeth, geb. 1715, † 1797, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, († 1735).

**Prinzessin Friederike, geb. 1709, † 1758, älteste Schwester Friedrichs des Großen und Gemahlin des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth (geb. 1711, † 1763).

**Prinzessin Luise, geb. 1714, † 1784, zweitälteste Schwester Friedrichs des Großen und Gemahlin des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (geb. 1712, † 1757).

*Prinz Ferdinand, geb. 1730, † 1813, Herrenmeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, jüngster Bruder Friedrichs des Großen.

*König Friedrich Wilhelm II, geb. 1744, reg. 1786—1797.

Rußland.

*Kaiserin Anna Iwanowna (Lebensgroß), geb. 1693, reg. 1730 bis 1740, Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland († 1711) und zweite Tochter Iwan V Alexejewitsch († 1696), des älteren Halbbruders Peter des Großen.

*Kaiserin Elisabeth Petrowna (Lebensgroß), geb. 1709, reg. 1741—1762, Tochter Peter des Großen († 1725) und Katharina I († 1727).

*Kaiser Alexander I, geb. 1777, reg. 1801—1825.

Sachsen.

Herzog Heinrich der Fromme, Markgraf von Meissen, geb. 1473, † 1541.

Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige, geb. 1503, reg. 1532—1547, † 1554.

Herzog Johann Ernst, Stiefbruder des Vorigen, geb. 1521, † 1553.

Kurfürst Johann Georg I, geb. 1585, reg. 1611—1656, seit 1604 vermählt mit Sibylla Elisabeth, geb. 1584, † 1606, älteste Tochter des Herzogs Friedrich I von Württemberg.

Herzog Johann Philipp von Sachsen-Altenburg, geb. 1597,
† 1639.

Dessen Gemahlin:

Elisabeth, geb. 1593, † 1650, Tochter des Herzogs Heinrich
Julius von Braunschweig-Lüneburg († 1613) und
Witwe des Herzogs August von Sachsen († 1615).

Herzogin Sophie Albertine, geb. 1683, verm. 1704, † 1742,
Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich I von Sachsen-
Gildburghausen († 1724), Großmutter der Königin
Sophie Charlotte von Großbritannien († 1818).

Schlesien.

Herzog Johann Georg von Liegnitz-Wohlau, geb. 1552,
† 1592.

Herzog Friedrich IV von Liegnitz, geb. 1552, † 1596.

Dessen dritte Gemahlin:

Anna, geb. 1561, verm. 1594, † 1616, Tochter des Herzogs
Christoph von Württemberg und Witwe des Herzogs
Johann Georg von Liegnitz-Wohlau († 1592 f. o.).

Schweden.

Gustav Adolf, geb. 1594, reg. seit 1611, gefallen in der
Schlacht bei Lützen am 6. November 1632.

Königin Christine, dessen Tochter, geb. 1626, reg. 1644—1689.

*König Karl XI, Herzog von Zweibrücken, geb. 1655, reg. (1660)
1672—1697.

Thurn und Taxis.

Fürst Anselm Franz, geb. 1681, † 1739.

Dessen Gemahlin:

Maria Ludovica Anna Franziska, geb. 1683, verm. 1703,
† 1750, Tochter des Fürsten Ferdinand August Leopold
von Lobkowitz, Herzogs von Sagan († 1715), Eltern
der Herzogin Maria Augusta, Gemahlin des Herzogs
Karl Alexander von Württemberg.

Ferner nachstehende berühmte Feldherrn:

Octavius Piccolomini, k. k. General-Feldmarschall, geb. 1599
in Florenz, † 1656 in Wien.

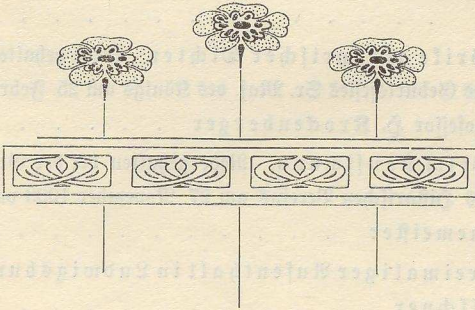
Fürst Raimund von Montecuccoli, Generalissimus der
kaiserlichen Heere, geb. 1608 in Modena, † 1680 in Linz.

Graf Friedrich von Veterani, k. k. Feldmarschall, geb. um 1650
im Herzogtum Urbino, 1695 bei Lugos von den Türken
erschlagen.

Reichsgraf Guido von Starhemberg, k. k. Feldmarschall,
geb. 1657 in Graz, † 1737 in Wien.

*Prinz Eugen von Savoyen, Generalissimus des österreichischen
Heeres, geb. 1663 in Paris, † 1736 in Wien.

Abu Genblatt Messar AbaiSSI Fürst Chersroon von dem
Berge Libanon in Syrien.



Inhalt.

	Seite
Das Kgl. Schloß zu Ludwigsburg. Zum zweihundertsten Gedenktag der Grundsteinlegung. Von C. Belschner	3
Die Kunstschätze Ludwigsburgs und seiner Umgebung. Rede bei der Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs am 25. Februar 1904 im K. Gymnasium zu Ludwigsburg von Rektor Erbe	14
Eduard Mörike als lyrischer Dichter. Rede gehalten bei der Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs am 25. Februar 1899 von Professor H. Krockenberger	35
Ernst Friedrich Kauffmann. Rede gehalten bei der Gedächtnisfeier des Historischen Vereins am 27. November 1903 von Dekan Dr. Bacmeister	71
Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg. Von C. Belschner	79
Die Familiengalerie des württembergischen Fürstenhauses im Kgl. Residenzschloß zu Ludwigsburg von Friedrich Kübler	132

